C 8041 C

Heft Nr. 9 · 15. Jahr · Hamburg, 4. März 1962 · 60 Pfennig

stern

Pariser Enthüllungen

Die Dame zeigt wieder Rückgrat

Mit bunten Farben

wird im kommenden Frühling das graue Straßenbild verschönt. Die Pariser Couturiers verlangen Mut zur Farbe und zum Dekolleté. Modelle: Pierre Balmain. FOTO: RICO PUHLMANN

stern

erscheint im Verlag Henri Nannen GmbH Hamburg 1, Pressehaus, Telefon: 32 10 91 Fernschreiber: 021 11 83, Telegrammadresse: sternillus, Postscheckkonto: Hamburg 84 80

CHEFREDAKTEUR
Henri Nannen

STELLVERTRETER DES CHEFREDAKTEURS
Reinhart Holl, Karl Heinz Krüger

REDAKTEURE
Wilfried Achterfeld, Gisela Bischof-Elten, Ulrich Blumenschein, Günter Dahl, Heinz Hartmann, Werner Hildenbrand, Johannes Kayser, Jürgen von Kornatzki, Erhard Kortmann, Wolfgang Löhde, Robert Pendorf, Hans Reichardt, Christoph Troll, Egon Vacek, Kurt Wolber

STERNREPORTER
Chefreporter: Joachim Heldt
Claude Deffarge, Michael Friedel, Rolf Gillhausen, Ernst Grossar, Dieter Heggemann, Fred Ihrt, Gerd Heidemann, Hartmut Jetter, Robert Lebeck, Stefan Moses, Carl-Heinz Mühmel, Rudolf Rossberg, Max G. Scheler, Eberhard Seeliger, Gordian Troeller, Lothar K. Wiedemann, Kurt Will

LEITER DER TEXTREDAKTION
Victor Schuller

Dokumentarberichte: Niklas von Fritzen
Romane und Feuilleton: Günther Wolf

Redakteure: Anton Geldner, Dr. Doralies Hüttner, Arnim v. Manikowsky, Ernst Petry, Leo Sievers

Vertragsautoren: Dieter Bochow, Henry Kolarz, Marion von Möllendorff

BILDERDIENST
Günther Beukert

IMPRIMATUR
Kurt Bacmeister

GRAPHISCHE GESTALTUNG
Franz Kliebhan, Herbert Suhr
Illustrationen: Martin Guhl, Günter Radtke
Farbatelier: Walter Scevola

DOKUMENTATION UND ARCHIV
Ernst-Artur Albaum, Lieselotte Dröge, Eberhard Fehringer, Paul Walter

KORRESPONDENTEN INLAND

BERLINER REDAKTION: Harold Kosel, Berlin-Charlottenbg., Wilmersdorfer Str. 42, Tel. 32 43 77

BAYERN: Otto von Loewenstern, München 2, Arcostr. 5, Tel. 55 53 63, Fernschreiber: 052 32 04

NORDRHEIN-WESTFALEN: Sepp Ebelseder, Düsseldorf, Heinrichstr. 106, Telefon 62 63 85

RHEIN-MAIN-GEBIET: Gerhard F. Baatz, Frankfurt/Main, Feyerleinstraße 9, Telefon 55 70 67

SÜDWESTDEUTSCHLAND: Reinhard Ueberall, Stuttgart-Bad Cannstatt, Brenzstr. 14, Tel. 54 23 95

KORRESPONDENTEN AUSLAND

LONDON: Peter G. Wichman, North London, 5 Latimer Road, Barnet, Tel. BARnet 9946

MAILAND: Hans Hausmann, Via Pellegrino Strobel 8, Tel. 29 17 06

NEW YORK: Yvonne Spiegelberg, New York 28, N. Y., 1349 Lexington Avenue, Tel. SA 2 77 00

PARIS: Edmond Lutrand, Paris VIe, 15 rue de l'Echaudé-Saint-Germain, Tel. MEDicis 09-10

ROM: Klaus Ruehle, Associazione della Stampa Estera, Via della Mercede 55, Telefon: 67 48 54

Verantwortlich für Bilder: Reinhart Holl, für Serien: Victor Schuller, für den übrigen Inhalt: K. H. Krüger, für Anzeigen Karl Hartner, sämtlich in Hamburg. Preis des Heftes 0,60 DM zuzügl. ortsüblicher Zustellgebühr. Bei Abonnements durch Verlag und Post Bezugspreis 2,71 DM im Monat plus Zustellgebühr. Stern darf nur mit Verlagsgenehmigung in Lesezirkeln geführt werden. Anzeigenpreisliste Nr. 24 vom 1. 10. 61. Bank: Brinkmann, Wirtz & Co, Hamburg 1, Satz: Gruner Druck GmbH, Hamburg, Tiefdruck: Gruner & Sohn, Itzehoe in Holstein. Printed in Germany.

AUSLANDSPREISE:

Belgien	bfrs. 9,–	Portugal	Esc. 8,50
Dänemark	dkr. 1,50	Spanien	Pts. 20,–
Griechenland	Dr. 9,–	Schwed.	skr. 1,– i. oms.
Großbritannien	sh 1/9	Schweiz	sfr. 0,80
Frankreich	N. F. 1,–	Südafr. Union	Rand 0,20
Italien	Lit. 120,–	Australien	austr. sh 2/6
Luxemburg	lfrs. 9,–	Asien	US $ 0,30
Niederlande	hfl. 0,75	USA+Kanada	US$ 0,30
Norwegen	nkr. 1,40	restl. Übersee	US $ 0,30

BRIEFE AN DEN STERN

Blinde Diplomaten

(Zu den Berichten von G. Troeller und Claude Deffarge über Brasilien; Stern Nr. 6)

Endlich wird ganz offen davon geschrieben, was man sonst gern übersehen möchte, hüben wie drüben. Ihre Berichterstatter kennen die brasilianischen Verhältnisse weit besser als unsere offiziellen Vertreter im Ausland. Wußten Sie auch, daß dort Hunderte Tonnen Lebensmittel (Geschenksendungen der USA für die Bevölkerung) in den Lagerhäusern verderben und dann vernichtet werden müssen? Das ist kein Einzelfall, sondern die Regel. Ich habe in acht Jahren noch nie einen Armen getroffen, dem mit Hilfsgeldern der westlichen Welt geholfen wurde. Mit Ihrem Bericht können Sie den Brasilianern mehr dienen als mit Spenden, die sie nie bekommen.

São Paulo — Herbert Binder, Volkswagen Do Brasil

Wie konnte Ihr Reporter so naiv sein und von einem Angehörigen einer deutschen Auslandsvertretung Gedanken zu den Problemen des Landes erwarten. Dieser hat Bonn zu repräsentieren und allenfalls jene Kontakte zu pflegen, welche der Country- oder Military-Club bietet. Es ist erschütternd, mit welcher Hartnäckigkeit man nicht nur in Rio die Augen vor den Realitäten der Umwelt verschließt und mit dem Hinweis auf diplomatische Rücksichten so tut als ob man in Bonn wäre.

Tuttlingen — Heinz Kaufmann, Dipl. Kfm.

Flüchtiger Loritz

(Zu einem Bericht über den bayrischen Ex-Minister Alfred Loritz in „Diese Woche"; Stern Nr. 6)

Immer wenn ich diesen Namen lese, fällt mir ein, daß dieser Mann mitschuldig ist an einem Autounglück, das sich am 18. September 1955 bei Bremerhaven ereignete. Der Kraftwagen fuhr zu schnell, weil Herr Loritz seine Wahlvorschläge noch rechtzeitig nach Bremerhaven schaffen wollte. Meine Tochter, mein Schwiegersohn und ein Enkel kamen bei diesem Unglück ums Leben, und Loritz beging obendrein noch Fahrerflucht. Vier Vollwaisen, die den Tod ihrer Eltern beklagen, blieben zurück. Sie wachsen nun bei mir auf. Ich wünsche nur, daß dieser Mann endlich dahin kommt, wohin er gehört.

Gemünden — H. Turnecker

Der große Bruder

(Zu der Artikelserie „Des Kremls Kreatur")

Was haben Sie angerichtet! Der vom Stern in New York entdeckte Erich Ulbricht, Bruder des SED-Chefs, hat in diesen Tagen sein Telefon abgemeldet, weil Reporter und andere Neugierige von ihm immer wieder fernmündliche Kommentare zur großen Politik haben wollten.

New York — Alexander Singer

Es kann eigentlich kaum stimmen, daß Erich Ulbricht gar keine Verbindung mit seinem Bruder Walter hat. Ich kenne einen Mann, der aus Greiz in Thüringen stammt und seit vierzig Jahren in den USA wohnt. Im Sommer 1960 wollte er seine alte Heimat aufsuchen. Seine Angehörigen in Greiz bemühten sich um eine Einreise, bekamen aber keine Genehmigung. Wider Erwarten traf er dann doch in Greiz ein, und von seinen Verwandten erfuhr ich, daß er die Genehmigung durch einen befürwortenden Brief Erich Ulbrichts an seinen Bruder Walter bekommen habe. Übrigens ist der Besucher bereits nach vierzehn Tagen nach Amerika zurückgereist; es gefiel ihm nicht mehr in der Heimat.

Schwäbisch Hall — Rudolf Dorsch

Keine Bibel

(Zu „Brennt in der Hölle ein Feuer?"; Stern Nr. 2 und zu der Stellungnahme von Henri Nannen; Stern Nr. 5)

Eine Illustrierte will und kann keine Bibel sein. Das wissen auch die Leser; einzelne Artikel heißen sie gut oder lehnen sie ab, wie dies ihre Briefe zeigen. In einer freien Gesellschaftsordnung hat die Presse die Aufgabe, manches aus unserer Zeit in Frage zu stellen. Der Stern bietet dabei jedermann Gelegenheit, in das Gespräch miteinzusteigen. Er gibt ja keine Glaubenserklärung und erst recht keine gültige Antwort auf die gestellte Frage (ob nämlich in der Hölle wirklich ein Feuer brennt), wohl aber bringt er ein Gespräch in Gang.

Cloppenburg — Siegfried Wächter

Warum veröffentlichen Sie solche Artikel nicht in der Zone? Dort gehören sie hin. Seit der NS-Zeit habe ich ein solches Pamphlet nicht gelesen.

Hamburg-Bahrenfeld — Hildegard Reinhardt

Ich konnte als gläubiger Christ römisch-katholischer Konfession in dem Artikel keinen Angriff gegen Papst, Kirche usw. finden, auch nicht mit einer Lupe.

Hannover — Dr. Scholz, Zahnarzt

Es war ja zu erwarten, daß ein Proteststurm losbreche. Darum soll gesagt werden, daß im Ausland, zumal in der Schweiz, liberal Denkende mit zunehmender Besorgnis die schrittweise Klerikalisierung in der Bundesrepublik verfolgen. Es war überfällig, daß im Halbdunkel wieder einmal ein Stern aufblitzte.

Bern — Dr. Hans Graf

Ihre beiden Artikel wurden der Sache, um die es ging, wahrhaft gerecht. Ihre Voraussetzung stimmt aber nicht; man kann bei autoritätsgebundenen Dogmatikern mit differenzierter Argumentation nichts ausrichten.

Dörnigheim/Main — cand. phil. Alexander Koch

Ist schon die Verbindung von Staat und Kirche zum Verhängnis für das Christentum geworden, wie schlimm wird erst die Einheit (sprich: Macht) sich auswirken. Wenn heute konfessionelle Verbände und Zeitungen zum Boykott gegen den Stern auffordern, weil Sie Ihre Meinung offen sagen, was wird dann erst geschehen, wenn die Einheit ihnen alle Macht gegeben hat?

Osnabrück — Helmut Koch

Als katholischer Laie bin ich Ihnen dankbar für diese Artikel, denn Sie haben mir gezeigt, wieweit die einzelnen Auffassungen verschiedener katholischer Orden in Glaubensangelegenheiten auseinander gehen.

Leverkusen — Georg Ehlen

„Mönchlein, Mönchlein, Du gehst einen schweren Gang". Toleranz, lieber Herr Nannen, wird zur Zeit klein geschrieben.

Zürich — E. Meister

Heft Nr. 9 im 15. Jahr
27. Februar
bis 5. März 1962

STERN IN DIESER WOCHE

Im Stern steht mehr

Romane und Serien

Der Stern am nächsten Dienstag

Acht Männer und eine attraktive Frau bildeten die gefährlichste Geldschrankknackerbande der Bundesrepublik. Als biedere Bürger getarnt begingen sie zehn Jahre lang ungehindert ihre nächtlichen Verbrechen

Und abends wird geknackt

DR. GERD BUCERIUS

Der Fall Bucerius

Am Sonntag, dem 18. Februar um 20.15 Uhr, brachte das Deutsche Fernsehen in der Sendung „Panorama" ein Gespräch über den „Fall Bucerius". Teilnehmer waren: der aus CDU und Bundestag ausgetretene Verleger des STERN und der ZEIT Dr. Gerd Bucerius, der Vorsitzende des Hamburger Landesverbandes der CDU Erik Blumenfeld, Prof. Eugen Kogon und Henri Nannen. Die Leitung des Gesprächs hatte Olaf von Wrangel.

v. Wrangel: Dr. Bucerius, vor etwa zehn Tagen haben Sie die CDU verlassen. Die Öffentlichkeit hat sich sehr mit diesem Austritt beschäftigt. Fünfzehn Jahre lang gehörten Sie der Partei an. Vorausgegangen war eine sehr harte Entschließung des Bundesvorstandes der CDU. Ich will nur einen Satz zitieren: „Der Bundesvorstand hat diese Veröffentlichungen (gemeint sind Veröffentlichungen im STERN) einstimmig als eine Verletzung christlicher Empfindungen schärfstens mißbilligt." Nun haben Sie, Herr Dr. Bucerius, eine Verhandlung in Ihrem zuständigen Landesverband Hamburg nicht abgewartet, sondern die Partei vorher verlassen. Können Sie die Gründe für diesen Schritt hier noch einmal darlegen?

Bucerius: Herr von Wrangel, ich finde, Sie haben die Gründe bereits erschöpfend gesagt. Wenn meine Partei mir vorwirft, daß in einer Zeitung, deren Verleger ich bin, christliches Empfinden verletzt wird und dies der Bundesvorstand der Partei schärfstens mißbilligt und im Anschluß daran in einer sehr entschiedenen Form den Landesverband Hamburg und die CDU-Fraktion im Bundestag auffordert, auf meine Entfernung aus beiden Gremien hinzuwirken, dann finde ich, ist ein Austritt zunächst einmal ausreichend begründet.

Es gibt allerdings in dieser Sache tieferliegende Ursachen. Mir scheint dieser Fall im Grunde genommen nur ein Anlaß gewesen zu sein. Aber darüber wird uns vielleicht der Vertreter der CDU hier, mein persönlicher Freund Erik Blumenfeld, Auskunft geben können.

v. Wrangel: Ja, nun ist es so, daß der zuständige Landesverband, Herr Blumenfeld, Sie haben es ja selber gesagt, daß Sie diesen Schritt von Dr. Bucerius bedauert haben.

Blumenfeld: Ja, in der Tat habe ich den Schritt meines Freundes Gerd Bucerius für übereilt gehalten, und ich hätte es begrüßt, wenn er — bevor er von sich aus Folgerungen in dieser ganzen Frage zieht — sich zumindest mit dem Landesvorsitzenden, seinem Freund, aber vielleicht auch mit dem Landesvorstand ins Benehmen gesetzt hätte. Das ist eigentlich üblich. Ich habe wiederholt mit ihm über den ganzen Fall gesprochen und ihn gebeten, sich der Fraktion doch baldmöglichst zu einer Aussprache zur Verfügung zu stellen. Diese klärende Aussprache hatte zwischen uns beiden stattgefunden, und es hatte auch eine klärende Aussprache zwischen dem Fraktionsvorsitzenden, Herrn von Brentano, und Dr. Bucerius stattgefunden, die dazu führen sollte, daß vor der Bundestagsfraktion eine Erklärung und eine Aussprache mit ihrem Mitglied erfolgen sollte.

Bucerius: Wie schade, daß Bucerius ausgeschieden ist, wäre er doch noch bei uns — ist das der Tenor?

Nannen: Hätte er Bewährungsfrist bekommen?

Blumenfeld: Herr Nannen, über die Frage Bewährungsfrist würde ich mich lieber mit Ihnen persönlich unterhalten.

v. Wrangel: Vielleicht können wir über den Aufhänger einmal reden. Aufhänger war doch ein Artikel, Herr Nannen, der in Ihrer Illustrierten erschienen ist unter dem

Erik Blumenfeld (MdB)

Titel: „Brennt in der Hölle wirklich ein Feuer?" Über diesen Artikel haben sich weite Kreise in der CDU sehr aufgeregt, und es erhebt sich natürlich auch die Frage, ob denn nun ein Verleger und ein Chefredakteur — ein Chefredakteur bestimmt, ein Verleger vielleicht nicht — sich mit dem identifizieren müssen, was in ihren Verlagsobjekten erscheint an Zeitschriften und Artikeln.

Nannen: Ich glaube, wir müssen die Dinge einmal ins richtige Licht rücken. Es gibt ja zwei Fälle Bucerius. Es gibt den latenten, seit Jahren anhängenden Fall Bucerius:

daß in der CDU-Fraktion ein Mann sitzt, der in vielen Dingen eine eigene und der Fraktion — oder vielen Fraktionsmitgliedern — etwas unbequeme Meinung hat.

Bucerius: Und einen Lautsprecher dazu in Gestalt von Zeitungen.

Nannen: Und es gibt den Anlaß dieses Artikels. Nun muß ich sagen: Über diesen Artikel läßt sich diskutieren. Der Autor war der Meinung, daß in der CDU die Katholiken das Übergewicht bekommen, daß — um es etwas pamphletisch auszudrücken — daß es der CDU gelingt, die evangelischen Heerscharen unter die katholische Fahne zu beordern. Das mag nicht richtig sein, aber darüber muß man doch diskutieren können.

Blumenfeld: Ja, aber in einer Form, die der Seriösität dieses Themas angemessen ist, und nicht in der schnoddrigen Form, die dieser junge Redakteur gewählt hat.

Nannen: Ich habe mich von der schnoddrigen Form distanziert, aber das ändert doch nichts daran, daß man über die Sache reden können muß, wenn man souverän genug ist.

Kogon: Darf ich hier fragen, was das mit dem Verleger zu tun hat? Ist die Spitze der CDU der Meinung, daß ein Verleger verantwortlich ist für das, was in einem von ihm nicht *herausgegebenen*, sondern *verlegten* Organ geschrieben wird?

Nannen: Herr Professor Kogon, hier ist etwas ganz Entscheidendes passiert. Hier ist nämlich nicht gegen den Inhalt des Artikels eine sachliche Entgegnung gebracht worden, sondern hier ist etwas geschehen, was in diesem Deutschland leider sehr häufig vorkommt. Wenn jemand sagt: „Oder-Neiße, das wird wohl nichts mehr werden", und sagt es sehr besorgt, so heißt es gleich, er ist ein Kommunist; wenn jemand sagt, ich mache mir Sorgen über das Verhältnis zwischen Katholiken und Evangelischen in der CDU, oder ich mache mir Sorgen über die Sozialgesetzgebung, dann sagt man, hier wird das christliche Empfinden verletzt. Und sehen Sie, das ist im Grunde genommen ein Zeichen der eigenen Unsicherheit. Wenn die Tabus berührt werden — und das Christentum scheint so ein Tabu geworden zu sein —, dann diskutiert man nichts mehr ehrlich und sachlich ...

Bucerius: Nicht das Christentum, sondern die kirchlichen Institutionen ...

Nannen: Ich würde sagen, die politischen Institutionen, die das

Henri Nannen

Christentum gepachtet zu haben glauben.

v. Wrangel: Wir haben da jetzt zwei ganz klare Fragen, einmal das Verhältnis eines Verlegers zu seiner Partei, in der er aktiv tätig ist, und die andere Frage, ob der Verleger sich mit seinem Blatt identifizieren muß.

Bucerius: Das ist verhältnismäßig einfach. Nach dem deutschen Recht ruht die Pressefreiheit beim Verleger. Er muß sich seinen Chefredakteur aussuchen, mit ihm muß er einig sein. Ich bin mit Nannen nicht immer einig gewesen und

Weiter auf Seite 140

Die

Sonnabend, 12.30 Uhr, an der Kugelbake
in Cuxhaven: Soldaten kämpfen
um den schwer angeschlagenen Seedeich

große Flut

Der nasse Tod griff tief ins Binnenland. Hunderte ertranken. Zehntausende verloren ihr Heim. Die Millionenstadt Hamburg wurde Notstandsgebiet

An der Küste kannten die Menschen die Gefahr — und wehrten sich. Die Seedeiche hielten. Im Binnenland glaubten sich die Menschen sicher. Sie gingen schlafen. Viele Hundert zum letztenmal

Zwei Tragödien von Tausenden: Die Mauern des kleinen Hauses hinter dem Elbdeich im Alten Land hielten dem Wasser stand, bewahrten das Leben. Sorgsam trägt ein Bundeswehrsoldat in einer Wanne das Kind in Sicherheit. Das Leben ist gerettet. Hab und Gut, Acker und Hausrat sind ruiniert. Ersatz, Entschädigung? Eine Frage mit ungewisser Antwort. Für den alten Mann auf dem Dach seines kleinen Heimes sind solche Fragen belanglos geworden. Sein Leben verlor in dieser grausamen Nacht seinen Sinn. Denn es war ein Leben zu zweit, seit Jahrzehnten. Gemeinsam waren die alten Leute – beide über 70 – noch auf das Dach geklettert, als die Flut sie überraschte. Sieben Stunden hatten sie im dünnen Nachtzeug im Sturm ausgeharrt. Dann kamen die Retter – zu spät. Reglos, tot, lag die Frau im Windschatten des Schornsteins. Ihr Mann wollte bei ihr bleiben. Bis zuletzt. Gewaltsam wurde er gerettet, für ein Leben, das er nicht mehr wollte

Der Fahrplan des Todes

Freitag

11.00 Windstärke 10 aus Nordwest. Sturmschäden in Hamburg. Erste Polizei-Sondereinsätze

19.55 Rundfunk Hamburg unterbricht Haydn-Konzert: „Gefahr einer sehr schweren Sturmflut. Hochwasser 3 Meter über Normal"

20.15 Tagesschau des Fernsehens meldet im Wetterbericht: „Stürmische bis steife und zeitweilig stark böig auffrischende Winde"

21.40 Cuxhaven gibt mit Luftschutzsirenen Katastrophen-Alarm. Die Flut steht dicht unter den Deichkronen

21.53 Erster Deichbruch in Cuxhaven

22.00 Deichwachen in Stade beziehen Posten. Die Flut steht drei Meter über Normal

22.15 Fernsehen Hamburg meldet in der Spätausgabe der Tagesschau: „Für die Nordseeküste besteht Gefahr sehr schwerer Sturmflut"

22.51 Auf tausend Meter Breite läuft in Cuxhaven der Deich über. Der alte Hafen steht unter Wasser

22.58 Erste Straßen in Hamburg überspült. Mit 144 km/st drückt der Orkan das Wasser in Hafen und Elbe

23.13 Hamburger Rundfunk wiederholt auf Mittelwelle Sturmflutwarnung

23.30 Drei Böllerschüsse geben in Stade Katastrophen-Alarm

23.45 Erster Deichbruch in Stade. Hochwasser 3,98 Meter über Normal

Sonnabend

0.10 Erste Deichbrüche in Hamburg. Hochwasserstand 4,03 Meter über Normal. Höhepunkt des Orkans

1.40 Stadtbeleuchtung in der Hamburger Innenstadt fällt aus

2.40 Die Flut erreicht das Hamburger Rathaus

3.20 Hamburger Telefonnetz bricht zusammen; koordinierte Polizei-Einsätze nicht mehr möglich

3.30 Fast alle Deiche gebrochen, Stadtteil Wilhelmsburg unter Wasser, Autobahn überflutet

4.00 Rundfunk Mittelwelle beendet das Nachtprogramm mit den Worten „Schlafen Sie gut ins Wochenende"

5.10 Großalarm für Hamburger Polizei über Rundfunk

12.20 Im Hamburger Stadtteil Moorfleet werden die ersten Toten gefunden

Die Flut nahm, was sie traf: Einen

Die Geburt der großen Flut

Mittwoch

Polare Kaltluft strömt zwischen Island-Tief und Azoren-Hoch mit Windstärke 6 nach Süden in den Nordseeraum

Donnerstag

Der Sturm dreht auf West und schiebt mit Windstärke 8 ungeheure Wassermassen gegen die nordfriesische Küste

Freitag

Der Orkan springt auf Nordwest um und preßt die aufgestauten Wassermassen mit der Flut in die Elbmündung

HAMBURG

HAMBURG

HAMBURG

2200-t-Frachter warf sie wie ein Spielzeug auf einen Acker; mit tödlicher Gewalt raste sie durch die Straßen von Hamburg-Wilhelmsburg

Die große Flut

Am ersten Tag erfaßte noch niemand das Ausmaß der Katastrophe.

Am zweiten Tag, als die Zahl der Toten von Stunde zu Stunde anstieg, faßte Entsetzen die Menschen.

Am dritten Tag begann die Suche nach den Schuldigen.

Was in der Sturmnacht, ehe das Wasser kam, niemand glauben mochte, war geschehen: eine Großstadt, die größte der Bundesrepublik, war buchstäblich im Schlaf von einer verheerenden Flut überrascht worden. „Warum hat man uns nicht gewarnt?" fragten sich die Überlebenden nachher.

Aber der Rundfunk hatte gewarnt. Nicht nur routinemäßig in den Wettermeldungen, sondern auch mitten im Programm. Zum erstenmal um 20.33 Uhr. Die Mittelwelle des Norddeutschen Rundfunks übertrug Haydns Oratorium „Die Schöpfung". Für die Konzertpause war ein Kulturbrief aus London angekündigt. Stattdessen tönte diese Meldung aus den Lautsprechern:

„Für die gesamte deutsche Nordseeküste besteht die Gefahr einer sehr schweren Sturmflut. Das Nacht-Hochwasser wird etwa drei Meter höher als das mittlere Hochwasser eintreten."

„Nordseeküste" – nur dort wirkte diese Meldung, die noch mehrfach wiederholt wurde. Nur dort wußte man, was „drei Meter über dem mittleren Hochwasser" bedeuten kann. Aber Hamburg, 120 Kilometer landeinwärts, ist das Nordseeküste? Die Hamburger hörten die Meldung – und fühlten sich nicht betroffen. Sie hörten auch diese Meldung – zum erstenmal um 23.18 Uhr: „Für Cuxhaven besteht Deichbruchgefahr. Die Bevölkerung wird dringend gebeten, die höheren Stockwerke aufzusuchen oder sich sonst in Sicherheit zu bringen. Sagen Sie bitte Ihren Nachbarn Bescheid." Da war der Deich bereits gebrochen.

„Wer hört denn schon Radio!"

Das war die einzige Meldung, mit der gezielt gewarnt wurde. In Hamburg hörte man sie, und man fühlte sich wieder nicht betroffen. Soweit man überhaupt Rundfunk hörte. „Wer hört denn heute noch Radio? Wir haben doch Fernsehen!" schimpfte einer, der in der Flutnacht gerade das nackte Leben rettete.

Vielleicht hatte er recht. Vielleicht wären, hätte das Fernsehen nachdrücklich gewarnt, weniger Menschen überrascht worden, weniger Opfer zu beklagen.

Aber im Fernsehen tummelte sich Familie Hesselbach, Thilo Koch berichtete über Sex in Amerika, und erst in der Spätausgabe der Tagesschau um 22.15 Uhr kam die Sturmflutwarnung durch. Der Wortlaut war derselbe wie im Rundfunk, nur daß nun die Höhe des Hochwassers mit 3 bis 3,50 Meter angegeben wurde. Fürwahr keine Meldung, die jemanden aufregen oder in Angst versetzen konnte – außer vielleicht Fachleute und erfahrene Küstenbewohner. Auch der Fernsehredakteur hatte hinter dem nüchternen Text keine drohende Katastrophe vermutet – wie sollte er auch.

Der Mann dagegen, der dem Fernsehen die Warnmeldung gab, muß mindestens gespürt haben, daß sich etwas Gefährliches zusammenbraute. Es war der Regierungsdirektor Horn vom Deutschen Hydrographischen Institut. Diese Behörde verkehrt normalerweise nicht mit dem Fernsehen. Es gibt seine Meldungen nur dem Hörfunk. Nun, am Abend des stürmischen Freitags, entschloß sich Regierungsdirektor Horn, „wegen der Größe der Gefahr", auch das Fernsehen zu alarmieren. Er rief also dort gegen 21.00 Uhr an, brauchte einige Weile, bis er den richtigen Redakteur erwischt hatte, und bat dann, die im Hörfunk verbreitete Warnmeldung auch in das Fernsehprogramm aufzunehmen. Das wurde für 22.15 Uhr – die Tagesschau-Spätausgabe – zugesagt. Regierungsdirektor Horn gab sich mit dieser Verzögerung um mehr als eine Stunde zufrieden. Fünf Minuten nach halb zehn wurde nochmals telefoniert, die Fluthöhe von 3 Meter auf 3,50 Meter korrigiert. Und so lief die Meldung um viertel nach zehn über den Sender.

In keinem dieser Telefongespräche wollen die Fernsehleute ein Wort darüber gehört haben, daß es eine schwere Katastrophe geben könnte. In der Warnung selbst wurde Hamburg überhaupt nicht genannt.

Es muß wohl so gewesen sein, daß der Regierungsdirektor Horn vom Hydrographischen Institut sich über das mögliche Ausmaß der kommenden Katastrophe selbst nicht klar gewesen ist. Denn sonst hätte er dem zuständigen Fernsehredakteur mit aller Deutlichkeit klargemacht, daß hier Tausende von Menschenleben in Gefahr waren und daß das Fernsehen keine Minute mehr zögern durfte, sein Programm zu unterbrechen, um eine eindringliche Warnung über alle Bildschirme zu geben.

Als später die Polizei versuchte, mit Lautsprecherwagen in den bedrohten Gebieten Alarm zu schlagen, wurden die Lautsprecherwagen nicht gehört, weil der brüllende Sturm durch die Straßen tobte.

Kein Plan für Katastrophen

Nicht einmal der Hamburger Senat glaubte daran. Als 1953 eine gewaltige Sturmflut Holland überschwemmte, eine Flut, die höher stieg, als man es bis dahin für möglich hielt, da zogen Niedersachsen, Bremen, Schleswig-Holstein aus dem Unglück eine Lehre: Sie legten für ähnliche Fälle genaue Katastrophen-Einsatzpläne fest. Hamburg nicht.

Und wenn der Senat sicherheitshalber auf eine Flutkatastrophe vorbereitet gewesen wäre, dann hätte ohne Zweifel manches besser funktioniert, als nun das Unwahrscheinliche geschah und die Flut auf 4,04 Meter über Mittelhochwasser, stellenweise auf 4,50 Meter, anstieg und über die Deiche rollte.

Was dann geschah, beschrieb der Einsatzleiter einer großen Hilfsorganisation so: „Man sollte nicht glauben, daß so etwas heute möglich ist. Nichts war vorbereitet, es gab nicht den geringsten Plan, alles lief durcheinander. Nein, nennen Sie meinen Namen nicht, es hat ja keinen Sinn, jetzt nach Sündenböcken zu suchen – aber wirklich, eine Organisation wie bei den ersten Menschen!"

„Halbstarke" als Helfer

Was anfangs an Organisation fehlte, wurde teilweise durch andere Umstände wettgemacht. Vor allen Dingen die Bundeswehr trug mit erstaunlicher Bravour viel dazu bei, das in den ersten Stunden Versäumte nachzuholen. Auch die sogenannten Halbstarken erwiesen sich in dieser Situation als Ganzstarke, wo immer es zuzupacken und zu helfen galt.

Daß die großen Wohlfahrtsorganisationen, Auffangstationen für die spontane Welle der Hilfsbereitschaft, Tage brauchten, sich auf eine gemeinsame Konto-Nummer zu einigen, war minder erfreulich.

Es klingt hart, angesichts der Toten, der Obdachlosen, des tausendfältigen Leides: Diese grausige Flut muß und wird uns eine Lehre sein. Die Lehre, mehr und besser vorzusorgen. Nicht länger darauf zu vertrauen, daß Strom und Gas, geheizte Heime und ein gesichertes Leben immerwährende Selbstverständlichkeiten sind. Die Natur schlug zu, wo es am unwahrscheinlichsten schien. Es kann jeden Tag wieder geschehen.

Sie haben fünf Kinder verloren

Fassungslos und verzweifelt birgt Christa Bennewitz den Kopf in den Armen ihres Mannes: Fünf Kinder hat ihnen die Flut entrissen. Sie schliefen, wie so viele, nichtsahnend in ihrem kleinen Holzhaus. Erst das Wasser, das durch die Dielen stieg, weckte sie. Eltern, Großeltern und sieben Kinder. Hastig brachen sie auf, die Mutter mit dem Jüngsten in der Karre, der Vater mit zwei Töchtern auf dem Arm und den vier größten Kindern Hand an Hand. In größter Hast erreichte die Mutter eine hochgelegene Schule. Ernst Bennewitz kam langsamer voran, den Kindern ging das Wasser schon bis zum Bauch. Autos, vollbepackt mit Fernsehgeräten und ähnlichen Gütern, fuhren ohne Halt an den schreienden Kindern und dem winkenden Vater vorbei. Dann brach der Deich. Der Wasserschwall wirbelte die kleine Gruppe durcheinander. Als der Vater auftauchte, hatte er nur noch Heike im Arm. Für einen Augenblick tauchten seine fünf Kinder noch einmal auf; dann verschwanden sie in der rasenden Flut

Nur die beiden jüngsten Kinder der Familie Bennewitz entgingen der Flut, der zweijährige Gerd (unten) und die dreijährige Heike

DIE DAME ZEIGT WIEDER RÜCKGRAT

Im Frühling 1962 trägt man außer Chiffon und schwarzweißen Seiden-Imprimés viel nackte Haut

Der Reiz des schönen Rückens begeisterte Pierre Cardin zu kühnen Dekolletés an schmalen Kleidern, die auf der Straße unter farbenfrohen Spitzcapes oder übergroßen Dreiecktüchern verborgen werden

JET
JANVIER

Klare Linien und elegante Schwarz-Weiß-Kombinationen bestimmen das Bild der Tagesmode. Roberto Capucci putzte ein schwarzes Kostüm mit weißer Schleife. Nina Ricci ergänzte das strenge weiße Herrenkostüm mit einer schwarzen Seidenbluse

Zum Prinzeßkleid der passende Mantel: Die leicht taillierte Redingote für den Tag ist aus leichter weißer Wolle, für den Nachmittag aus schwarzem Seidenshantung
Modelle: Balmain

An Großmutters Zeiten erinnert dieses Dior-Modell aus weißem Chiffon mit dem originellen Kastenrock durch sein duftiges Jabot

Mit lässiger Anmut und Grandezza sollte dieses schmale Abendkleid aus weißgrundigem, geblümtem Chiffon mit wehendem Capemantel getragen werden
Modell: Pierre Cardin

FOTOS: RICO PUHLMANN

Einen anmutigen Gegensatz zum sachlichen Chic der Herrenkostüme schuf Nina Ricci mit dieser sehr weiblichen Silhouette: Deux-pièces mit schwingendem Glockenrock und kurzem Jäckchen

Gerüscht, geblümt, plissiert und einseitig drapiert – dieses Twistkleid aus rotgrundigem Seidenchiffon von Nina Ricci bringt bei jeder Bewegung eine neue Überraschung

Pariser Verhüllungen: Koketterie mit dem Reiz des Verborgenen

Ohne Chiffonwolken geht es nicht. Auch über dieses schmale Abendkleid aus weißem Duchesse rieseln Kaskaden von schwarzem Chiffon. Interessant an diesem Dior-Modell ist der tiefgesetzte Gürtel

Unverhoffte Einblicke gestattet dieses kleine schwarze Kleid mit breit gegürteter Taille von Pierre Cardin. Der Rücken besteht nur aus schmalen Stoffstreifen

Gefiederte Dekolletés an engtaillierten Prinzeßkleidern hat Lanvin-Castillo zu bieten. Das knappe Büstenteil dieses Abendkleides ist mit schwarzen Federn besetzt

WEITER AUF SEITE 100

Am Abend verwandelt Paris die Frauen in grazile, elfenhafte Wesen. Dieses duftige Abendkleid von Nina Ricci wurde aus silbrig schimmerndem, blaßgrünem Seidenmousseline in großzügigem Sonnenplissee gearbeitet

Rolf, dreiunddreißig Jahre alt, Finanzinspektorssohn, von Ausbildung Abiturient, von Beruf Kaufmann, wegen des Kavaliersdelikts eines Paßvergehens einmal vorbestraft und wegen eines dunklen Geschäfts aus Mangel an Beweisen noch einmal davongekommen – dieser hübsche, schicke, gewandte Rolf hat eine Idee, keine neue an sich: Er will ein Heiratsvermittlungsbüro aufmachen, aber ein streng seriöses mit graphologischen Gutachten und tiefenpsychologischen Explorationen und so.

Leider verfügt er nur über viertausend Mark, die ihm Papachen lieh, die jedoch nicht ausreichen werden, um die zeitraubende Anwerbung der nötigen Kundschaft zu finanzieren: Also muß diese Werbung „schlagartig“ durchgeführt werden, und also steckt er seine nette, zwar etwas zu junge, als geschiedene Arztgattin aber gesellschaftlich zureichende Freundin Irmgard, seine hundsjunge und schon deshalb unbescholtene Schwester Ruth und seinen ob harter Vorstrafen ganz und gar nicht unbescholtenen Freund Karlheinz mit ins Geschäft – vor allem indessen ein Maß an pfiffiger Menschenkenntnis und schwungvoller Phantasie, das selbst seinen abgebrühten Richtern Bewunderung abnötigen wird. Denn folgendes geschieht:

Eines Tages erscheinen in süddeutschen Zeitungen zwei Inserate, eines für die heiratslustigen Männlein und eines für die heiratslustigen Weiblein. Das erste lautet:

Wer kommt mit mir in die Schweiz? Bin Deutschschweizerin, 22 Jahre, Vollwaise, gut aussehend, liebe Sport, Musik und alles Schöne und Edle auf der Welt. Ich ersehne mir einen lebensbejahenden, deutschen Ehekameraden – arm darf er sein, aber er muß ein echter Mann und Mensch mit warmer Herzensbildung sein. Da eigenes Haus und Barvermögen vorhanden, können wir uns eine sichere Existenzgrundlage schaffen. Nur gegenseitige zu-

Herrmann Mostar

Liebe vor Gericht

Kein Tatmotiv treibt so viele Menschen vor die Schranken des Gerichtes wie das Tatmotiv Liebe. Aus einer kleinen Sünde wird plötzlich ein Verbrechen. Das Herz klagt an, die Leidenschaft muß sich verteidigen, und der dreist lächelnde Zeuge heißt immer Amor. Aus dem verbotenen Spiel mit der Liebe wird ein Gerichtsakt

Das Heiratsgeschäft

neigung entscheidet. Ich lade „ihn" daher als meinen Gast zu einem mehrwöchigen Sommerurlaub in die Schweiz ein. Wer schreibt mir?

Man wird zugeben, daß Rolf der geborene deutsche Filmautor ist: Kein Produzent könnte diesem Drehbuch in wenigen Zeilen widerstehen.

Es schrieben denn auch etwas über fünftausend Kandidaten: Bekannte Wissenschaftler und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens waren darunter, die die letzten Würdigungen ihrer Leistungen aus führenden Zeitschriften mit einsandten, Studiosi der Theologie, Studienräte und, horribile dictu, beamtete Juristen — ganz abgesehen von weiland SS-Größen, die ihr Foto in voller Uniform beilegten.

Aus Inserat Nr. 2 aber sei nur folgendes zitiert:

Eine sichere Existenz, eine eigene Wohnung und ein schnittiger Wagen — drei Dinge, die in heutiger Zeit sehr viel bedeuten! Nur eines fehlt mir noch zum Glück: eine Frau mit vergoldetem Herzen!

Es erwiesen sich nur vierzehnhundert weibliche Herzen als vergoldet, doch muß man bedenken, daß das männerheischende Inserat in drei Zeitungen, das weiberheischende aber nur in einer erschien.

Im übrigen schickten mehrere naive Bewerberinnen Halbaktfotos eines berühmten Filmstars als die ihrigen mit — was aber Rolf zunächst nicht weiter genierte, denn dieses war ja nur der erste Streich, und der zweite folgte sogleich:

Rolf entsandte sein Schwesterlein Ruth in großzügiger brüderlicher Liebe auf seine Kosten für acht Tage nach Lugano — „sie hat sich immer so nach der Schweiz gesehnt!" erklärte er später mitfühlend vor Gericht. Nur dürfte das arme Mädchen von Lugano kaum etwas gesehen haben, denn in diesen acht Tagen mußte sie siebenhundert Ansichtspostkartengrüße mit freundlich hinhaltendem Text an die ersten siebenhundert Bewerber schreiben, unterfertigt mit „Dorly J.". Das war der Name der Deutschschweizerin, denn, o Wunder, es gab sie wirklich in Gestalt einer verflossenen Freundin Rolfs aus Luzern; nur wußte sie nichts vom Inserat und nichts von den Kartengrüßen, war auch keine Waise und verfügte weder über Eigenhaus noch Barvermögen.

Und zur gleichen Zeit fuhr Karlheinz auf acht Tage nach Holland und schrieb von dort einige hundert Ansichtspostkartengrüße an die ersten Bewerberinnen — auch den Mann, der vergoldete Herzen suchte, gab es also „wirklich", nur daß die „eigene Wohnung" aus einem einzigen Zimmer bestand: „Das i s t heutzutage eine eigene Wohnung", sagte er nachher dem Richter, „und die Existenz sowie den schnittigen Wagen werde ich mir schon noch beschaffen — ich habe nur meiner Entwicklung etwas vorgegriffen!"

Das war ja auch erst der zweite Streich — beim dritten trat Freundin Irmgard in Aktion: Rationalisierung und Arbeitsteilung ist das halbe Geschäft!

Nunmehr nämlich erhielten die mit Schweizer Kartengrüßen Bedachten auf hübschen Briefbögen, überdruckt mit der Firma „Frau Irmgard F., Internationaler Correspondenzclub (I. C. C.)", dieses Schreiben:

Sehr geehrter Herr Soundso!
Durch einen persönlichen Besuch von Fräulein Dorly J. aus der Schweiz wurde ich beauftragt, Sie von folgendem in Kenntnis zu setzen: Fräulein J. erhielt eine unvorstellbare Anzahl Angebote und Zuschriften. In einer derart schwierigen und für die junge Schweizerin so entscheidenden Wahl wurde ich gebeten, sie in psychologischer Hinsicht zu beraten und ihr zu helfen. Es ist Ihnen wohl verständlich, daß eine richtige Beurteilung besonders eines jungen Menschen, wie Sie es sind, nicht eben leicht ist. Ich frage Sie deshalb: Haben Sie wirklich ohne jegliche

Liebe vor Gericht

materielle Hintergedanken an Fräulein J. geschrieben? Ich will nicht engherzig sein, besonders, da Sie von Fräulein J. bevorzugt sind; trotzdem aber möchte ich die mir übertragene Aufgabe vorurteilslos durchführen.

Und lang und gut: Dazu benötigte der I.C.C. „einige ungekünstelte und von Hand geschriebene Zeilen", nämlich eben die Beantwortung jener modernen Gretchenfrage, und dazu wieder, „aus devisenerschwerenden Gründen", zehn Mark, und Zahlkarte liege bei ...

Und siehe: Frau Irmgard rief, und alle, alle kamen — oder doch fast alle wären gekommen, wenn die Polizei nicht noch früher gekommen wäre.

Und siehe nochmals: Keiner der Bewerber hatte irgendwelche „materielle Hintergedanken!" Nein, sie wollten die reiche schweizerische Vollwaise mit Vermögen nur heiraten, „weil der Text der Anzeige so unbeschwert und liebevoll klang", „weil mich so viele und schöne Erinnerungen mit der Schweiz verbinden", „weil auch ich als Vollwaise erfahren mußte, wie schnell materielle Werte dahin sein können", „weil äußerer Glanz meine Einstellung zu einem Menschen nie und nimmer beeinflussen kann" — und so weiter und so weiter. Edel ist der Mensch, hilfreich und gut!

Wie unangenehm skeptisch wirkte dagegen der Graphologe, der in zwei Fällen wirklich bemüht wurde, und der in einem davon, welcher neckischerweise einen Juristen betraf, von „Nüchternheit und Phantasielosigkeit", ja von „Machtanspruch und damit verbundener Erregbarkeit, Reizbarkeit und Kurzangebundenheit" sprach — vermutlich handelte es sich also um einen hoffentlich noch jungen Richter, dem allerdings im gleichen Gutachten Hoffnung und Trost zuteil wurden: „Er hat Angst, seine Ich-

türmigkeit zu verlieren, aber im Hochofenprozeß echter Leidenschaft schmelzen sich die Iche gleich den Metallen zusammen!" Und da sucht man immer die Dichter unter den Literaten; man sollte sie unter den Graphologen suchen!

Aber erst diesem dritten folgte der Meisterstreich: die individuelle Bearbeitung der Kundschaft. Denn wer nun noch nicht abgesprungen war, der bekam ausführliche Handschreiben vom Ziel seiner Sehnsucht.

Für die Damen besorgte das Karlheinz, der etwa schrieb, daß er „als Mann der großen Welt" einerseits „durch hochwichtige Geschäfte und Reisen überlastet" sei, andererseits aber eben „um den internationalen Zuschnitt seines Lebensstils" bemüht sein müsse und hinwiederum drittens eine Bewerberin aus dem Harz deshalb nicht besuchen könne, „weil ich mich mit meinem kapitalistischen Wagen nicht so nahe an die Sowjetzonengrenze wagen darf."

Die Briefe an die Herren aber schrieb Schwesterlein Ruth nach Brüderchen Rolfs Diktat, und hier übertraf Rolf sich selbst, hier wurde das Heiratsvermittlungsbüro zur schlechthin politischen Institution. Oh, diese tüchtige Schweizerin Dorly J. erteilte ihren präsumtiven Lebensgefährten Unterricht in Demokratie – und wie! Mit seinem forschen Ton, belehrte sie den einen, werde er in der demokratischen Schweiz keine Furore machen, und jenen SS-Führer, der sein Uniformfoto eingesandt hatte, kanzelte sie gewaltig ab: Wenn er so unbelehrbar bleibe, wenn er die freien Schweizer durch solche Erinnerungen an das fluchwürdige Nazisystem beleidige, dann könne und werde es nie was werden zwischen ihm und Dorly – er möge sich schleunigst bessern und der übrigen Welt anpassen, sonst sei es schon jetzt aus!

Nun, es war auch ohnedies schon jetzt aus. Einige wenige kleinliche Gemüter, denen die lächerlichen zehn Mark zuviel gewesen waren, hatten Anzeige erstattet, und der I. C. C. flog auf, als erst vierhundert Aspiranten positiv reagiert hatten.

Zwar reiste Schwesterchen Ruth schleunigst wiederum in die Schweiz, diesmal zur Dorly nach Luzern, um sie zu der schriftlichen Versicherung zu bewegen, sie habe tatsächlich den Auftrag zu einem Heiratsinserat erteilt – dann hätte die Justiz tatsächlich das Nachsehen gehabt. Aber die Polizei hatte Dorly schon vorher verhört, und die Geängstigte lieferte Ruth ans Messer – hätte man sie rechtzeitig informiert, es wäre alles gutgegangen. Aber so pflegen die großen Unternehmen der Welt an irgendwelchen Lächerlichkeiten zu scheitern. Und es wäre ein großes Unternehmen geworden.

Denn Rolf hatte, so versicherte er glaubwürdig, keinesfalls die Absicht gehabt, sich mit der armseligen Ausbeute von zehn Mark für jedes Gutachten zu begnügen. Nein, er wollte, so beweist sein tüchtiger Verteidiger, die Gutachten wirklich einholen, er wollte aus den sechstausend männlichen und weiblichen Bewerbern, unter langsamer Loslösung von den Lockvögeln Dorly und Karlheinz und langsamer Hinlenkung auf die Tiefenpsychologie, dreitausend Paare zusammenfügen, die wirklich zueinander paßten.

Und Frau Irmgard wie Schwester Ruth hatten nie gewußt, daß das eine Inserat fingiert war, und das andere war gar nicht fingiert, das hatte Karlheinz ernst gemeint. Und wenn man auch nur Ruth freisprach, Irmgard aber mit einer Geldstrafe und Karlheinz mit sechs, Rolf selbst sogar mit zwölf Monaten Gefängnis bedachte – man mußte doch an jenen amerikanischen Millionär denken, den man fragte, ob er denn alle seine Millionen ehrlich verdient habe, und der zur Antwort gab: „Bis auf die ersten tausend Dollar – ja!" Rolf hat eben das Pech gehabt, schon während der ersten viertausend Mark, der ersten tausend Dollar, zur Strecke gebracht zu werden. Sonst – wer weiß!

In seine Zelle aber gebe man ihm Feder und Papier. Denn er kennt die Menschen, und er weiß mit dieser Kenntnis zu managen. Er möge noch einmal Schweiz, Vollwaise, Sport, Musik, alles Schöne und Edle, den lebensbejahenden, armen Deutschen, der Mann und Mensch mit warmer Herzensbildung ist, das Eigenheim und das Barvermögen, die Zuneigung und den mehrwöchigen Sommerurlaub in den Bergen, den schnittigen Wagen und das vergoldete Herz, den SS-Führer und die Ichtürmigkeit ebenso ansprechend mixen – und er wird, es sei wiederholt, das erfolgreichste Drehbuch des Jahrhunderts schreiben!

„Ja, eine erstaunliche Affäre, Herr Kollege. Aber lesen Sie mal den Fall, den Herrmann Mostar im nächsten STERN erzählt:

Das Gänseliesdien und der Kavalier aus Puerto Rico

Jetzt gibt's Kaffee!

„Vati hat einen besonders guten Kaffee verdient," meint Stefan, „denn die Schneeballschlacht war zünftig!"

Mutti weiß das auch, sie hat den Kaffee schon fertig. JACOBS KAFFEE! Ein erlesener Kaffee, ein köstlicher und wohltuender Genuß!

JACOBS KAFFEE *wunderbar*

Als die Römer wild geworden

Wohnungsämter arbeiten langsam, auch in Rom. Die Obdachlosen waren schneller. Sie stürmten frühmorgens einen Häuserblock, weil die Wohnungen lange Zeit leer standen

Als die Römer wild geworden

Fortsetzung von Seite 27

Block 9 der neuen Siedlung San Basilio stand lange leer. In den Wohnungsämtern zählte man unterdessen die Punktzahlen der obdachlosen Familien, um die 72 dringlichsten Fälle zu finden. Den Bewohnern der Wellblechhütten dieses Viertels dauerte dies zu lange. Am Donnerstag in der Morgendämmerung stürmten sie Block 9; voran als Stoßtrupp die junge Mannschaft, gefolgt von den Müttern als schwere Truppe. Sie kletterten an Regenrinnen hoch, stiegen auf die Balkons, drangen durch Fenster ein und schlugen in den leeren Räumen ihr Lager auf. Mit Matratzen, Decken, elektrischen Öfen, Brot und Flaschen, die sie gleich mit Trinkwasser füllten. Die Polizei konnte nun kommen. Sie rückte mit einigen Kompanien an, auf Lastwagen und Jeeps, aber sie stürmte nicht. Sie zog nur einen Sperrgürtel um Block 9 und drehte die Wasserversorgung ab. Am Freitag gingen in den meisten Wohnungen die Vorräte an Essen und Trinken zu Ende. Wer Nachschub holen wollte, kam nicht mehr ins Haus zurück. So wurden Brotlaibe und Pakete mit Lebensmitteln über die Sperrkette hinweggeworfen, aber fast alles landete im Straßenstaub. Am Samstagabend waren schon fast alle Wohnungen freiwillig geräumt. Bei den noch Standhaften brach die Feuerwehr die Türen auf. Der Block 9 von San Basilio waren die letzten Wohnungen gewesen, die der Soziale Wohnungsbau in Rom bis zum Jahr 1964 noch zu vergeben hatte. Hunderttausende müssen nun einige Jahre warten.

Alle Wohnungen sind besetzt. Die Polizei wagt nicht die Räumung mit Gewalt, aber sie belagert den ganzen Block

Mutter hält in der Wohnung die Stellung. Sie möchte abgelöst werden, aber ihre Söhne kommen nicht zu ihr durch

Nach zweitägiger Belagerung herrscht Hunger in der Festung. Versuche, sie auf dem Luftwege mit Brot zu versorgen, scheitern meist an der Abwehr

Aus der Vergangenheit zieht der Zauberer Silvano Weisheit und Macht. Er behauptet, das Medium eines alten Indianers zu sein, das Sprachrohr eines Kriegers, der vor hundertfünfzig Jahren am Amazonas gefallen ist und sich jetzt materialisiert, um den Lebenden Ratschläge zu geben. In Brasilien gibt es mehr Zauberer als Ärzte. Sie heilen, beschwören und deuten die Zukunft

Geld macht weiß

Gordian Troeller und Claude Deffarge berichten aus Brasilien

In die Zukunft blicken diese Mädchen der guten Gesellschaft von Bahia. Von heute an dürfen sie heiraten. Sie sind alle fünfzehn Jahre alt und haben damit das Alter erreicht, in dem sie den Bewerbern zur Wahl vorgestellt werden können. Auf diesem Ball der Debütantinnen, dem eleganten Heiratsmarkt des Jahres, benehmen sich diese kleinen Mädchen wie große Damen

Geld macht weiß

In Brasilien haben die Engel alle Farben. Die schwarzen Engel beten mit besonderer Inbrunst

Geld macht weiß

Fortsetzung von Seite 33

Bannen sollen die Heiligen der katholischen Kirche vor allem die Leiden des Alltags: lahme Füße, kranke Herzen, gebrochene Beine. Jeder Heilige hat sein Fachgebiet, genau wie unsere modernen Ärzte. Um sie zum Beistand zu bewegen, verspricht man Honorare: zehn Vaterunser, sieben Ave Maria, und das Bein oder den geheilten Kopf in Wachs

Beben und Beifall, Trance und Trommel begleiten das Erscheinen der Götter. In den afrikanischen Religionen, die in Brasilien weiterleben, nehmen die Götter Afrikas Besitz von ihren Gläubigen. Diese Frau ist in tiefe Trance gefallen und empfängt verzückt die Göttin, der sie geweiht ist. Von jetzt an, und so lange die Trommeln rufen, ist sie keine Frau mehr, kein Mensch: Die Göttin Afrikas tanzt selbst

Betteln gehört zu allen Religionen der Welt. Viele afrikanische Sekten Brasiliens haben eine eigene Art zu sammeln. Sie tanzen, genau wie beim Gottesdienst, durch die Straßen und bitten um Geld – für Kostüme. Offiziell behaupten sie, es ginge um Kostüme für den Carneval, denn auch dort beteiligen sie sich mit ihren Tänzen und ihrer Musik. Aber meistens wollen sie ein paar Pfennige für ihren Tempel

Beten und bereuen müßt ihr, um den Zorn Gottes abzuwenden", ruft dieser Straßenprediger einer protestantischen Sekte aus Nordamerika. „Schon die Kinder sind vom Teufel besessen. Wir alle sind durch Sünde vergiftet." Es gehört zu den vielen Wundern Brasiliens, daß hier alle Glaubensbekenntnisse friedlich nebeneinander leben und sich nicht selten in einem einzigen Menschen mischen

Büßen, beben, betteln, beten und bereuen sollt ihr alle, weil ihr den rechten Weg verlassen habt", scheint dieser zornige Christus zu rufen. Er steht in Salvador, der Hauptstadt von Bahia, wo es ebenso viele afrikanische Tempel gibt wie Kirchen. Dieser Christus ist das Symbol des Sertão, des asketischen, verschlossenen, mystischen Menschenschlages aus dem herben Hinterland. Er steht warnende Wacht vor den sinnlichen Sündern im barocken Bahia

Geld macht weiß

Fortsetzung von Seite 35

Gordian Troeller berichtet:

Sie heißen Wolfgang, Hans, Sepp, Heinrich, Karl und Franz. Ihre wuchtigen Nacken haben sich vorsichtig in den Raum geschoben. Die gebrechlichen Bänke haben unter ihrem Gewicht kurz geächzt. Die Trommeln haben zwei Takte ausgelassen. Die Engel sind etwas erschrocken.

Aber jetzt ist alles wieder wie vorher. Der Gottesdienst geht weiter. Die Gläubigen tanzen zum Rhythmus der drei Trommeln, die sich rufen, sich antworten und mit den Göttern sprechen. Neger, Mulatten, Weiße werden hier zu Engeln und Göttern. So will es ihre Religion. Sie fallen in Trance und werden von dem Gott besessen, dem sie geweiht sind und dessen Leben im Himmel sie hier und jetzt auf Erden tanzen. Mit nackten Füßen, denn ein Gott muß den Boden fühlen, auf dem er Fleisch und Blut wird.

Oshala, der Gott aller Götter, fährt in einen jungen Mulatten, der ein weißes Gewand trägt. Weiß ist die Farbe des Herrschers im Himmel. Der Mann fällt in Trance – der Gott tanzt.

Alle Götter und Göttinnen sind jetzt erschienen. Solange die Trommeln schlagen, werden sie diese Tänzer besitzen. Sie lieben diese Musik, dieses rhythmische Gebet, weil es ihnen Leib und Seele der Gläubigen öffnet. Wie alle Götter müssen sie Gestalt annehmen. Denn ein Gott, der keinen Gläubigen mehr hat, in dem er Blut und Fleisch werden kann, ist kein Gott mehr. Er ist tot. – Hier leben sie in ihren Söhnen und Töchtern, die jetzt keine Männer und Frauen mehr sind – die Götter tanzen selbst.

„Scheen is se nich", sagt Wolfgang.

„Welche?"

„Keene."

„Was machen wir bloß hier?" flüstert Karl. „Ich hab' gehört, so ein Candomble wäre was Erotisches."

„Hier stinkt's, das ist alles", sagt Hans.

Jemanja tanzt vorüber, die Göttin des Wassers. Sie kommt auf mich zu. Ich stehe auf, und sie berührt mein Gesicht mit ihren Lippen. Claude steht auf und wird von der Göttin geküßt. Alle Zuschauer werden umarmt. Wolfgang, Hans, Sepp, Heinrich und Karl bleiben sitzen und wenden sich ab. Nur Franz steht auf und läßt sich umarmen.

„Was fällt dem verschwitzten Weib bloß ein?" ruft Heinrich.

„Mit einem schöneren Mund wüßt

Die Götter tanzen zum Rhythmus der Trommeln, die sich rufen, sich antworten und mit den Göttern sprechen

ich schon was anzufangen. Haha." Das war Sepp, wenn ich nicht irre.

Jemanja zögert eine Sekunde vor der blonden Gruppe. Ihre Lider sind geschlossen, aber sie sieht, wie alle Götter, ohne Augen. Sie dreht sich langsam um und läßt sich wieder von den Trommeln führen. Ihre Bewegungen werden wilder, ihr Körper zittert, schluchzt, schreit, bäumt sich auf. Alle Glieder der Göttin besingen Herrlichkeit und Tiefe des Wassers. Leib des Lebens.

„Da kann dir alle Lust vergehen", seufzt Hans.

„Alles Schwindel", meint Wolfgang. „Wo sind die tollen Weiber? Ich seh nur dicke Negerinnen. Der Professor soll mal herkommen."

Der Professor kommt. Wir kennen ihn gut. Er ist Mulatte, Ethnologe an der Universität von Bahia.

„Wo sind wir hier?" will Wolfgang wissen.

„Im Tempel eines Candomble."

„Warum?"

„Sie wollten etwas Echtes sehen, erinnern Sie sich. Das hier ist echt. Touristen können hier sonst nicht rein. Nur weil ich diese Religion in diesem Tempel studiere, habe ich Sie mitbringen dürfen."

„Pst", macht Franz, „ich finde das phantastisch."

„Man soll nie auf Intellektuelle hören", sagt Sepp. „Die verderben immer den Spaß. Der Franz hat uns das eingebrockt. Laßt uns abhauen."

„Sagen Sie, Professor, kennen Sie keine bessere Adresse?"

„Das hier ist die beste."

„Stellen Sie sich doch nicht so dumm . . ."

Der Professor wendet sich ab. Er kommt zu uns, außer sich, und flüstert auf portugiesisch: „Ich koche, Troeller, ich möchte weinen. Ich habe immer geglaubt, die Deutschen liebten Kultur und Wissen. Deshalb studiere ich Deutsch. Was würde man in Deutschland sagen, wenn ich mich in einer Kirche benehmen würde wie im Bordell? Wenn ich nur gekommen wäre, um unter den Betenden etwas ‚Abendfüllendes' auszusuchen? Ja, was würde man sagen, wenn ich den Gottesdienst unterbrechen würde, um zu erklären, daß Christus schwitzt und stinkt, und jede Nonne eine alte Hure ist. Bitte, Troeller, was würden alle sagen? — Neger, würden sie sagen, dreckiger, ungebildeter, obszöner Neger — und sie würden mich davonjagen wie einen Irren."

Wir versuchen ihn zu beruhigen. Dann frage ich, woher er die Deutschen kennt.

„Da ich Deutsch spreche, haben die Behörden mich gebeten, ihr Führer zu

→

Jemanja, die Göttin des Wassers, begrüßt einen Sohn der Götter

Geld macht weiß

Fortsetzung von Seite 37

sein. Sie bauen irgendwo einen Staudamm, oder so was Ähnliches. Sehen wir uns morgen?"

„Ja, Sie müssen uns viel über den Gott Oshala erzählen. Wer ist er?"

„Christus – auf seine Weise."

„Und Jemanja, die Göttin des Wassers?"

„Die Jungfrau Maria. Hier in Brasilien haben die afrikanischen Götter ein christliches Gewand angelegt, um salonfähig zu werden. Im Himmel gibt es die gleichen Klassenunterschiede wie auf Erden. Lächeln Sie nicht. Sie wissen ganz genau: Wenn man schwarz ist, steht man unten, ganz gleich, ob Gott oder Mensch, ob im Himmel oder auf Erden.

Der weiße Mann hat die Welt erobert. Seither bestimmt seine Weltanschauung den Wert aller Dinge. Wer nicht ‚weiß' denkt, ist minderwertig – sozial und menschlich. Also Gleichschaltung auf weiß: Ein Neger, der angesehen sein will, muß den Lebensstil der Weißen nachahmen: Einehe, Zweireiher, Dreieinigkeit, vier Jahreszeiten, Goldzähne, Messer und Gabel, Spülklosett und Geburtenkontrolle. Nur so steigt man die soziale Leiter hinauf.

Es genügt auch nicht, gläubig zu sein. Man muß auch ‚richtig' glauben und es zeigen nach dem Himmelfahrtsknigge der Weißen. Deshalb werden diese Tänzer morgen früh zur Messe gehen.

Nicht anders ist es mit den Göttern. Sie tragen die Namen katholischer Heiliger. Aber es ist nur eine weiße Maske auf einem schwarzen Gesicht. Eine soziale Maske. Eine Farbretusche im Himmel. Die Mythen und Rhythmen sind die gleichen geblieben wie in Afrika."

Wolfgang, Hans, Sepp, Heinrich und Karl winken ungeduldig.

„Ich darf nicht unhöflich sein", sagt der Professor, „ich bin doch schon lange ein Weißer. – Bis morgen."

Er wollte einen Scherz machen, aber er hat recht. Hier, in Brasilien, ist er ein Weißer, denn er ist Professor, hat etwas Geld, ist christlich verheiratet und benimmt sich tadellos. Er ist gesellschaftsfähig – mithin weiß.

Es gehört zu den vielen Wundern Brasiliens, daß es kein Rassenproblem im herkömmlichen Sinn gibt. Es gibt nur ein Problem der Farbe, deren Schattierungen nicht vom Mischungsgrad zwischen Kaffee und Milch abhängen, sondern vom Geldbeutel.

„Geld macht weiß", sagt man hier. Und es stimmt, daß ein reicher Schwarzer nicht mehr als Neger angesehen wird, während ein miserabler Weißer leicht zum „Neger" werden kann. Aber ein anderes Sprichwort fügt hinzu: „Eine weiße Haut ist Gold wert." Auch das stimmt. Beim Klimmzug an den Sprossen der sozialen Leiter erwischen weiße Hände weit weniger Splitter als schwarze Finger.

„Mensch, möchte ich Ihre Haare haben." Der Friseur legt die Schere auf den Rand des Waschbeckens und wischt sich den Schweiß aus dem braunen Gesicht. „Mit solchen Haaren können Sie alle Negerinnen und Mulattinnen erobern. Das sind ein paar Millionen. Knapp gerechnet."

Ich habe Haare zwischen den Lippen und will sie erst mal wegblasen, bevor ich antworte. Er fischt ein paar heraus und hält sie gegen das Licht: „Gold", meint er neidisch, „davon ist jedes einzelne zehn Weiber wert. Knapp gerechnet, natürlich."

Er scheint meine Gedanken zu erraten, denn er fährt fort:

„Keine Angst, mein Herr, es bleiben noch genug, um bis ans Lebensende glücklich zu sein. – Kommen Sie, wir müssen ein Bier trinken. Sie zahlen dann beides zusammen."

Ich kratze mir die Haare aus den Ohren und folge ihm in die nächste Kneipe.

Die kleine Mulattin, die uns bedient, scheint die Theorie meines Friseurs nicht zu kennen. Sie lächelt mir nicht einmal zu.

„Maria", sagt er, „hol dir auch ein Bier und setz dich zu uns. – Sie hat zwei Kinder von mir", fügt er leise hinzu, während die junge Frau eine neue Flasche Bier bringt. „Knapp gerechnet, denn sie hat vier oder fünf."

Maria ist sehr hübsch. Ihre vorstehenden Backenknochen lassen erkennen, daß hier auch ein wenig Indianerblut mitgemischt hat.

Der Friseur zupft sich ein paar meiner Haare vom Ärmel und legt sie auf den Tisch. „Mit solchen Haaren wär ich auch der Vater deines dritten Kindes, was? Hast du die Haut gesehen, die dazu gehört?"

Zum erstenmal schaut die Mulattin mich richtig an. Ungezwungen wandert ihr Blick über mein Gesicht, um in meinen Augen stehen zu bleiben.

„Und blaue Augen hat er auch", sagt sie lächelnd. „Du hast recht, José, wenn meine Kinder so aussehen würden, wäre ich glücklich."

Ich sehe mich plötzlich auf dem Viehmarkt, Abteilung Bullenkörung, mit einem Lorbeerkranz auf den Ohren, und verbeuge mich höflich.

„Ich verstehe Sie gar nicht", sage ich. „Sie sind eine bezaubernde Frau, Maria, gerade weil Sie nicht weiß sind. Schauen Sie sich doch mal an, zum Teufel, da kann einem Hören und Sehen vergehen."

Ich blähe die Nüstern. Sie wird traurig.

„Möchten Sie Kinder haben, die so aussehen wie ich?" fragt sie mit leiser Stimme.

„Es brauchen ja nicht gleich ..." Mein Mund bleibt offen. Ich fühle förmlich meine stolzen Ohren herunterklappen. „Ehrlich gesagt, ich habe nie daran gedacht."

„Weil jeder Weiße nur ans Vergnügen denkt, wenn er eine Frau meiner Farbe sieht", ruft sie böse und sieht noch hübscher aus. „Als Mutter seiner Kinder – Buh – Oh, protestieren Sie nicht."

„Ich protestiere gar nicht."

„Ich auch nicht", meint José, „und ich bin nur ein halber Weißer."

„Nur deshalb bist du der Vater meiner ersten Kinder. Glaubst du, ich hätte dich deinetwegen genommen?"

„Meine Farbe gehört mir", sagt José stolz, „und sie wird noch vielen deiner Art den Kopf verdrehen. Da kannst du Gift drauf nehmen."

„Weiße Kinder möchte ich haben", feufzt Maria, „richtige Herrenbabys, mit weißen Beinchen, rosa Popo, feinem Mund und spitzer Nase. Mein Gott ..."

Ihr Blick verliert sich träumerisch in meinen Augen. Und schon hab' ich das Gespräch vergessen und glaube, wie alle Männer, an meinen ganz persönlichen Charme. José gähnt.

Als ich einige Tage später erfahre, daß ein Däne (32 Jahre, ein Meter achtzig, zweihundert Pfund, blond, blauäugig) von seinem Schwiegervater nicht mehr gegrüßt wird, weil der Sprößling seiner jungen Ehe das Licht der Welt mit schwarzen Augen erblickte und sogar geschmacklos genug war, krause Haare zu produzieren, begreife ich die Bedeutung der Farbe noch besser. Der aufgebrachte Gutsherr war keineswegs schwarz, nicht einmal braun. Nein, er war weiß wie ein Spanier oder Italiener, mit einem kaum merkbaren negroiden Einschlag. Er war wie die meisten „weißen" Brasilianer. Aber wie fast alle, wollte auch er die Farbe beständig machen und veredeln. Er wollte, daß seine Tochter ihr „Blut reinigt", wie man hier sagt, und die neue Generation das Aushängeschild einer farbreinen Vergangenheit würde. Das einzige Adelswappen in einer Rassendemokratie. Es ist nichts anderes als der europäische Stolz auf einen guten Namen oder adelige Abstammung. Man ist eben aus einem „guten Stall" und will nichts mit Proleten zu tun haben. Auch bei uns wird manche Bürgerin zur Kupplerin, wenn blaues Blut um ihre Tochter wirbt.

Wir sind in Salvador, der Hauptstadt des Staates Bahia, in dem siebzig Prozent aller Einwohner Farbige sind. Auf dem Ball der Debütantinnen, dem eleganten Heiratsmarkt der guten Gesellschaft, sehen wir jedoch keine Negerin, nicht einmal eine Mulattin – und auch keine farbigen Männer. Der einzige ausgesprochene Mischling ist ein Mädchen mit der goldbraunen Haut der Indianer. – Die indianische Vergangenheit wird nicht verleugnet. Sie regt ein stilles Heimweh an die glorreiche Zeit, eine Bewunderung für die tapferen Krieger, die lieber starben, als Knechte zu werden. Man ist stolz auf sie. Aber kann man stolz sein auf Vorfahren, die als Sklaven kamen – als Arbeitstiere aus Afrika? Sicher nicht, denn die schwarze Farbe ist ein Makel in der sozialen Vergangenheit. Man verleugnet diese Vorfahren genauso, wie Gräfinnen die Magd im Stammbaum vertuschen, die ihre Großväter in einer schwachen Stunde zur „Verjüngung des Blutes" nahmen.

In den Bars hingegen wimmelt es von Mulattinnen. Hier hat keine Weiße eine Chance:

„Die Braunen sind Magierinnen,
Sie zwingen die Weißen zu sagen,
So, wie die Braune liebt,
kann die weiße Frau es nie ..."

Unzählige solcher Verse besingen die Liebeskunst der „Mulatinha". Sie ist die Zentralfigur der Schnulze, die Kleopatra der brasilianischen Erotik. Selbst jeder improvisierte Fremdenführer besteht – neben der Besichtigung der Barockkirchen und der Besteigung des höchsten Wolkenkratzers – auf einem Ausflug ins Land der braunen Liebe.

„Wenn ich doch nur eine Mulatinha wäre oder ein Mann."

Der Seufzer fällt so schwer in mein

Weiter auf der übernächsten Seite

Wenn sie die ganze Nacht als afrikanische Götter getanzt haben, gehen sie am nächsten Morgen zur Messe. Sie glauben an Afrika und an Christus

Geld macht weiß

Fortsetzung von Seite 38

Die Schwarzen und die Armen dürfen lieben. Sie haben weder Namen noch Ruf zu verlieren

Whiskyglas, daß ich es hinstellen muß und meine Begleiterin ansehe. Sie könnte aus einem Gemälde Botticellis geschnitten sein. Ich werde Frauen nie verstehen: Wie kann diese Märchenfee eine Mulattin beneiden?

„Die haben wenigstens was vom Leben. Schau doch hin."

Die Paare, die um uns herumtanzen, sind fast alle gemischt: helle Männer mit dunklen Frauen, die lachen und manchmal mehr tun.

Ich nehme Terezas Hand und führe sie an meine Lippen. Es soll ein Kompliment sein.

„Bist du verrückt", ruft sie. „Soll ich ewig Jungfrau bleiben? Die Männer, die sich hier amüsieren, dürfen nie an meiner Tugend zweifeln."

„Kennt man dich hier?"

Sie lächelt: „Diese Kerle sind die Sprößlinge der guten Gesellschaft, von denen einer mich eines Tages...", sie spitzt den Mund, „erlesen wird, um die Mutter seiner Kinder zu sein. Bis dahin muß ich brav sein. Du weißt, ein Mann ist keine Frau."

„Gott sei Dank."

„Mach es mir doch nicht noch schwerer. Ich geb mir schon alle Mühe, dir gegenüber wie ein modernes Mädchen zu erscheinen. Und du weißt gar nicht, wie gut es tut, sich endlich mal auszuquatschen zu können. Ich meinte die doppelte Moral. Eine für Männer, und eine für Frauen. Wir müssen keusch sein bis zur Ehe und züchtig bis ins Grab. Amen."

Tereza ist rot geworden. Ich lade sie zum Tanz ein.

„Aber mit Abstand", flüstert sie, „die Herren Bewerber müssen zwischen uns hindurchsehen können."

Ein junger Mann winkt ihr zu. Sie stellt mich vor: „Ein Freund meines Vaters", sagt sie schnell, „du kannst dir gar nicht vorstellen, wie lange wir betteln mußten, um ausgehen zu dürfen."

Wir tanzen weiter. „Hoffentlich glaubt er es", sagt sie besorgt. „Es ist ja sogar wahr."

Ihr Bekannter küßt jetzt seine Partnerin. Tereza gibt mir einen Stoß: „Siehst du, Mulattinnen und Negerinnen dürfen. In ihrem Milieu haben die Männer keinen Erstlingsfimmel. Schau sie dir an, unsere stolzen Hähne. Wenn ich mir vorstelle, daß ihre einzige Ehre unsere Keuschheit ist, wird mir richtig übel; komm, ich muß schnell was trinken."

Ich gieße ihr nur ein wenig Whisky ein. Tereza stürzt einen großen Schuß nach. „Laß mir doch wenigstens das Vergnügen, einmal frei zu reden. Ohne Whisky geht das nicht. Glaubst du, ich möchte zum Psychiater rennen, wie Conceição und Leila?"

Ich versuche, sie zu beruhigen, aber sie trinkt und schwatzt weiter. „Weißt du, warum die Mulattinnen den Ruf haben, Meisterinnen der Liebeskunst zu sein? Ganz einfach. Weil sie keine Konkurrenz haben. Wir dürfen ja nicht. Und später sieht jeder Mann es als einen Verstoß gegen seine Ehre an, wenn seine Frau auch die Geliebte sein möchte. Du verstehst. Schon wieder diese Ehre. In Rio und São Paulo ist das anders. Gott sei Dank. Aber der Rest Brasiliens. Buh. – Du kennst meine Schwester. Sie hat einen Amerikaner geheiratet. Weißt du, daß mein Vater sich fast mit ihm verkracht hat?"

„Erzähl."

Tereza lacht. Ihre Augen blitzen schelmisch. Sie trinkt noch einen kräftigen Schluck. „Paß auf. Hier ist der Dialog, wie meine Schwester ihn mir erzählt hat:

– Vater (väterlich): Harry, mein Junge, manchmal kommt es mir vor, als wärt ihr Amerikaner keine richtigen Männer.

– Harry (verwirrt): Aber Fernando, du hast zwei Enkel in zwei Jahren bekommen. Schneller geht es nicht, sogar im Atomzeitalter. Haha.

– Vater (immer noch väterlich): Jaja, mein Junge. Großartige Burschen sind sie. Aber das meine ich nicht. Hm, hu...

– Harry (amerikanisch): Na, raus mit der Sprache, alter Knabe. Wir sind unter Männern.

– Vater (vorsichtig): Mir ist noch nicht zu Ohren gekommen, daß du dich amüsierst.

– Harry (stolz): Und die Kater, die ich jeden Morgen liebevoll pflege, sagen die dir gar nichts?

– Vater (halb amerikanisch): Ich rede nicht vom Whisky. Ich meine Frauen. Du hast keine Geliebte. Warum?

– Harry (verblüfft): Aber Fernando! Meine Frau genügt mir.

– Vater (erblassend): Das verbiete ich dir!

– Harry (stotternd): Wwwwas?

– Vater (ohne Appell): Ich verbiete es dir! Basta!

– Harry (bestürzt): Aber Vater...

– Vater (unterbrechend): Schluß damit! Morgen besorgst du dir eine Geliebte, oder ich beschaffe sie dir. Ein Mann muß eine Geliebte haben, sonst spricht man schlecht von seiner Frau. – Und hier geht es um meine Tochter.

Die Tür knallt. Vorhang. Ende eines Familiendramas.

– Titel: Liebe bei feinen Leuten

– Hauptrolle: die männliche Ehre

– Heldin (unsichtbar): die Mulatinha

– Opfer (unsichtbar): die brasilianische Frau."

Tereza hat die Stimmen nachgeahmt, ihren Vater parodiert. Wir schütteln uns vor Lachen. Hier ist eine vierundzwanzigjährige Studentin, die ausgelassen ist wie ein Kind, weil sie für wenige Stunden aus dem Käfig der Konventionen fliehen durfte.

Die Haltung des brasilianischen Mannes in der Liebe ist sozial bedingt. Wie bei der Farbe handelt es sich darum, sich klar abzuheben. Die Freiheit gehört den unteren Klassen, den Negern und Mischlingen, die lieben dürfen, weil sie keine „Ehre" haben, das heißt keinen Namen, keinen Stand, kein Geld, kein Ansehen verlieren können.

Sie nützen diese Ungebundenheit der Armut auch weitgehend aus. Wir haben Männer getroffen, die zwanzig Kinder hatten, von zehn verschiedenen Frauen, und sich nur noch um die letzte kümmern. Geheiratet wird selten; es sei denn, daß man die soziale Leiter schon ein wenig hinaufgeklettert ist und sich „benehmen" muß. Die Moral beginnt beim Briefträger. Darunter wird afrikanisch gelebt, das heißt: herkömmliches Konkubinentum, das durch die Proletarisierung ein wenig in Unordnung geraten ist.

Und was den Armen recht, ist den Reichen billig. Les extrêmes se touchent, sagt der Franzose, was in diesem Fall bedeutet, daß die ganz feine Gesellschaft in ihren Palästen genauso durcheinanderliebt wie die Stallbewohner der Vororte. Wenn man ganz oben ist, hat man keinen Namen mehr zu verlieren; er kann höchstens interessant verschnörkelt werden. Kein Wunder, daß die gute Gesellschaft wie ein Mann gegen die Scheidung ist und sie bis heute unterbunden hat. Warum soll man sich das Leben komplizieren?

Die Opfer sind ja nur die biederen Bürger, der Mittelstand, der tapfer um seinen Ruf kämpft, indem er seine Jungfrauen an die Front schickt. Die Herren Kavaliere reiten in der Etappe ihren Mannesstolz zum Siege. So will es die Zivilisation des Hahnes, aus Portugal eingeführt, durch italienische Emigranten verstärkt, unter tropischer Sonne zu voller Blüte entfaltet. – Und manche tapfere Kämpferin rächt sich für den männlichen Verrat – nach der Hochzeit.

Der Katholizismus hat keinen Anteil an dieser komplizierten Welt des sozial gestaffelten Männlichkeitsfimmels. In einem Land, wo Rassen, Kulturen und Religionen sich seit Jahrhunderten mischen, hat er gelernt, großzügig zu sein.

„Brasilien ist das größte katholische Land der Erde" heißt es in den Schulbüchern. Ein großes Land – sicher, aber von Katholizismus in unserem Sinne kann bei der Mehrzahl der Brasilianer kaum die Rede sein. Auf siebzig Millionen Einwohner kommen nur neuntausend Priester. Das ist einer der niedrigsten Prozentsätze der christlichen Welt. – Aber geglaubt wird hier. Ja, Gläubige gibt es vielleicht mehr als irgendwo anders, denn nirgends sind die Kontraste so groß, die Widersprüche so gewaltig, die Menschen so hilflos, die verzweifelten Anstrengungen des einzelnen so nutzlos wie in Brasilien. In einer solchen Lage steigert sich die ewig panische Angst vor dem Irrationalen ins Maßlose. Die Aussichtslosigkeit des irdischen Kampfes zwingt mehr denn je, sich mit allen übernatürlichen Mächten zu versöhnen und zu verbünden. Seien es der Gott der Christen, die Götter Afrikas, die Seelen der Verstorbenen, die magische Kraft von Steinen, Wurzeln, Schlangen, oder die um Mitternacht geschnittenen Fingernägel einer schwangeren Frau.

Es ist deshalb kein Zufall, daß echter Katholizismus eigentlich nur von den oberen Klassen praktiziert wird. Je tiefer man die soziale Leiter heruntersteigt, um so größer wird die Häufung vieler Glauben in einem Menschen: Er will sich alle verbünden und seine gesellschaftliche Isolierung in göttlicher Gesellschaft ertragbar machen. Es handelt sich gar nicht mehr ums Seelenheil. Nein. Jetzt und hier, wo die Solidarität der Menschen versagt, sollen ihm die Götter helfen: die Lunge heilen, die Schmerzen aus der Hüfte vertreiben, Liebe vermitteln, das Los verbessern.

Was ein einzelner Gott nicht kann, vermögen vielleicht mehrere. Aus dem Christentum zieht man die „starken Gebete" des Mittelalters und die irdische Protektion der Heiligen. Aus Afrika die Götter, die den Elementen gebieten und die Trance schenken, in der man Rausch und Erlösung findet. Man wird selbst Gott, für einige Stunden, und übertanzt so auf himmlischer Ebene die gesellschaftlichen Schranken des Alltags. Und es gibt den Spiritismus, der Brasilien im Sturm erobert hat, weil die Seelen der Verstorbenen sich kundtun, um den Lebenden Ratschläge zu geben fürs tägliche Leben. Es handelt sich immer darum, Trost zu finden, Hilfe und Ersatz für soziales Nichtssein. Nur so erklärt sich, daß Weiße, die gesellschaftlich „Schwarze" geworden sind, auch oft in den afrikanischen Sekten aufgehen – und es mehr Zauberer gibt als Ärzte.

Mein Freund Silvano ist ein schwarzer Zauberer, der seine Praxis in einem Menschenstall von Rio hat. In seinem Sprechzimmer stehen viele Heiligenbilder. Hinter ihm hängt ein Christusbild neben der polizeilichen

Weiter auf der übernächsten Seite

Die Mädchen der guten Bürger müssen keusch sein bis zur Ehe und züchtig bis ins Grab

DIE
CIGARETTE,
DIE UNS
FREUDE
MACHT

MURATTI
PRIVAT

20
MURATTI
CIGARETTEN

MURATTI
BERLIN

MURATTI
PRIVAT

MURATTI PRIVAT

Format
SL

FILTER TIPPED

20 Stück DM **1,75**

Geld macht weiß

Fortsetzung von Seite 40

Bescheinigung, daß er ein echtes Medium ist.

Es fasziniert mich jedesmal, wenn Silvano in Trance fällt, und ein vor hundertfünfzig Jahren verstorbener Indianer des oberen Amazonas in ihn hineinfährt. Er zischt und gurgelt dann wie eine alte Lokomotive, bis der Indianer gemütlich in seinem Körper Platz genommen hat. Und dann spricht Silvano plötzlich mit einer anderen Stimme in gebrochenem Portugiesisch. Er ist nur noch das Medium, durch das der Indianer heilt, Ratschläge gibt und Schicksale deutet. Wenn man etwas mehr bezahlt, läßt er sich auch zur „schwarzen Magie" überreden. Dann werden kleine Puppen, die Feinde des Kunden darstellen, mit Nadeln durchbohrt, und es werden Zauberformeln gemurmelt, die Krankheit und Unheil bringen.

Der gute Silvano macht das so überzeugend – besonders das vulkanartige Gurgeln, unter dem der Indianer wieder ausfährt –, daß ich ihn für einen alten Schwindler halte. Meine einzige Testmöglichkeit ist Alkohol, Schnaps. Im normalen Leben trinkt Silvano nicht. Aber der kühne Jäger vom Amazonas ist förmlich verrückt nach Feuerwasser. Er nützt seine kurzen Passagen auf Erden so unverschämt aus, daß Silvano nicht umhin kann zu erklären: „Im Himmel gibt es keinen Tropfen Schnaps." Er beklagt sich nicht über die Mengen, die er trinken muß, wenn der Indianer in ihm sitzt. Es tut ihm nur weh um das Geld. Denn oft gehen drei bis vier Liter Zuckerschnaps in wenigen Stunden die braune Gurgel hinunter.

Ich habe einen halben Liter davon probiert und hatte sicher zwei Promille. Aber Silvano erwacht aus seiner Trance und ist vollkommen nüchtern. Selbst wenn er vier Liter getrunken hat, spricht er normal, geht sicher, nimmt sein Fahrrad und fährt nach Hause. Außer dieser unverständlichen Immunität gegen Schnaps habe ich keinen Beweis, daß Silvano wirklich in Trance fällt und dem Trunkenbold aus den ewigen Jagdgründen zum vorübergehenden Aufenthalt dient.

Die beiden jungen Männer, Serge und Francisco, haben Jura und Philologie studiert. Sie sind erklärte Marxisten, bewundern Castro und basteln selbst politisch ein wenig herum, um Brasilien in neue Bahnen zu lenken. Typische brasilianische Linksintellektuelle. – So hatte ich sie in Erinnerung. Ich bin deshalb erstaunt, daß diese weißen Herren mehr über afrikanische Religionen wissen als mein brauner Professor aus Bahia. Unterwegs erklären sie mir, daß die neue Religion, die sich anschickt, Brasilien zu erobern, weit entfernt ist von den afrikanischen Sekten, die ich im Süden und Norden des Landes gesehen hatte.

„In Rio und São Paulo vollzieht sich die Synthese", meint Serge. „Sie heißt Umbanda. Eine Mischung von afrikanischem Animismus, indianischem Ritual und europäischem Spiritismus, mit Spuren aus der katholischen Heiligengeschichte. Die große Hochzeit aller Kulturen, die sich hier begegnen."

„Die Verschmelzung des kollektiven Unterbewußtseins aller beteilig-

ten Völkergruppen", erklärt Francisco. „Das scheint mit die beste Definition."

„Na, du wirst ja sehen."

Wir gehen zunächst in einen kleinen Tempel, wo Francisco sich einen Weg durch die Tanzenden bahnt, um sich von einem indianischen Gott seinen rheumatischen Arm behandeln zu lassen.

Im zweiten Tempel erklärt mir ein soeben materialisierter Syrer aus dem sechzehnten Jahrhundert, daß ich viel reise und ein interessantes Leben führe. Mittlerweile hilft Serge einer tanzenden Göttin, das Gleichgewicht zu halten, während zwei schwarze Götter den Rauch dicker Zigarren über Serge blasen und so die bösen Geister verscheuchen, die in seinen Kleidern sitzen.

Im dritten Tempel ist der Teufel los. Verzeihung: Götter und Geister sind losgelassen in einer ekstatischen Verzückung, wie ich es noch nie gesehen habe. Weiße, Mulatten, Neger tanzen zum Rhythmus der Trommeln so schnell, so präzis, so gut, mit geschlossenen Augen, ohne sich zu berühren, auf wenigen Quadratmetern, daß es unmöglich Menschen sein können.

Im Lido, in Paris, würden sie ein Vermögen verdienen – denke ich und ziehe mich in eine Ecke zurück, um nicht zu stören. Der Boden ist weich. Ich rücke ein wenig. Er ist noch weicher – und rund. Wir stehen gedrängt. Es ist ziemlich dunkel. Ich fühle mich gar nicht wohl. Und plötzlich stürzt ein Indianer mit Kopfschmuck und glühenden Augen auf mich zu: „Oshumari", schreit er. „Sie stehen auf Oshumari."

Serge wird weiß und murmelt einige Entschuldigungen. Ich lehne mich gegen die Wand und suche festen Boden. Der Indianer bückt sich. Als er wieder erscheint, hängt eine große Schlange um seinen Hals.

„Oshumari, der Gott der Schlangen", flüstert Francisco.

Indianer und Schlange starren mich an.

„Der fremde Bruder kommt von weither", sagt Serge, „er konnte nicht wissen. Bitte, verzeih."

„Es ist ihm verziehen."

„Darf ich nachher ein paar Worte an alle richten?" fragt Serge wieder.

„Wann du willst."

Der Indianer erhebt die Hand; die Trommeln schweigen. Götter und Seelen treten brav an die Wände, während Serge zum Altar schreitet.

„Meine Brüder", sagt er mit bewegter Stimme, „ihr habt eine wundervolle Harmonie geschaffen. Europa, Afrika und unsere indianische Vergangenheit erleben hier ihre Synthese. In diesem Haus der Götter lebt Brasilien. Es gibt keine Grenzen mehr zwischen den Rassen, zwischen arm und reich. Wir alle sind gleich. Laßt uns diese Brüderschaft auch ins Leben tragen, auf die Straße, und ein neues Brasilien aufbauen. – Das mußte ich euch sagen. Habt Dank."

Die Götter und Geister klatschen begeistert Beifall. Die Trommeln rufen wieder. Der Tanz geht weiter.

„Ich dachte, Serge sei Marxist", sage ich zu Francisco.

„Ist er auch."

„Und er glaubt an Götter und Seelenwanderung?"

„Natürlich."

Jetzt steht mein Geist auf schwankendem Boden. – Was soll ich auch noch lange fragen, ob hier Menschen Götter werden oder Götter Menschen, ob Geister tanzen oder Marxisten glauben, weiße Seelen schwarzer Götter Trommeln werden... Trommeln, Trommeln. Ja – Trommeln. Ich folge den Trommeln, sehe Rhythmus, denke Rhythmus, bin nur noch Rhythmus, weder Geist, Gott, Mensch, Neger, Indianer, Luxemburger oder Franzose. – Nur Rhythmus. Rhythmus. Rhythmus.

Oshumari, der Gott der Schlangen

Ich weiß nicht, wie lange ich getanzt habe, ob ich getanzt habe oder wer mich getanzt hat. Ich weiß nur, daß meine Beine weh tun und ich etwas Luft schnappen muß.

Vor der Tür sitzen zwei Männer. Ein Weißer und ein Schwarzer.

„Die Seelen haben keine Farbe", sagt der Schwarze.

„Doch", ruft der Weiße.

„Wo?"

„Im Himmel. Die schwarzen sind die Diener der weißen."

„Das ist nicht wahr."

„Doch."

„Und in der Hölle?"

„Da sind alle Seelen schwarz."

„Woher weißt du?'

„Ich hab's gelesen."

„Du lügst."

„Sag das noch mal."

„Meine Herren", sage ich feierlich, „bevor Sie diesen Streit auf gewaltsame Weise austragen, möchte ich Ihnen sagen, daß ich ein weitgereister Mann bin und sowohl den Himmel als auch die Hölle kenne."

„Aha", sagt der Schwarze, „und wie sieht es da aus?"

„Im Himmel haben die Seelen keine Farbe, keine Vergangenheit, keinen Zwang, keine Grenzen. Sie tummeln sich frei nach ihrer Wahl. – In der Hölle hingegen bleiben die Farben, die irdische Vergangenheit. Dort müssen die Seelen im Gleichschritt marschieren, die schwarzen gegen die weißen, die roten gegen die braunen, die gelben gegen ich weiß nicht wen. Nur das Blut, das fließt, hat die gleiche Farbe..."

„Das klingt schön", meint der Neger.

„Ich bin gar nicht sicher", sagt der Weiße. „Das ist irgend so eine Propaganda. Ich glaube, Sie verschwinden besser, bevor ich recht verstanden habe."

Ich verschwinde.

Im nächsten **stern**

Kennedys Kampf gegen das Kapital

Sing Nachtigall sing

Francis Durbridge, der Autor des »Halstuch«, schrieb den neuen Kriminalroman für den Stern

In Italien verunglückt tödlich der Reporter Lewis Forrester. Kurz darauf geschieht in London im Maleratelier seines Bruders Greg Forrester ein Verbrechen: Die hübsche Jill Stewart — die auch für Greg als Modell arbeitete — wird erdrosselt aufgefunden. Gibt es Zusammenhänge zwischen Autounfall und Mord? Inspektor Layton und Major Colby von Scotland Yard erscheinen und stellen peinliche Fragen. Auch an den dritten der Forrester-Brüder, den Lehrer David ... Der Verlobte der Ermordeten, der schwerreiche Gutsbesitzer Carmichael taucht auf. Er hält den Maler für den Mörder seiner Braut. Greg versucht, seine Unschuld zu beweisen. Carmichael glaubt ihm nicht. „Übrigens: Als ich Jill zum letzten Male sah", sagt Greg, „da bat sie mich, Ihnen an diesem Wochenende Ihr Geburtstagsgeschenk zu bringen, eine Flasche Chianti." Carmichael blickt ihn mißtrauisch an, in seinem Gesicht stand die kalte Wut. „Was reden Sie: Ich habe nicht Geburtstag."

Übersetzt und für den Stern bearbeitet von Günther Wolf

Henry Carmichael, der Mann vom Lande, sah die Forrester-Brüder triumphierend an. „Jill hätte mir niemals eine Flasche Wein geschickt ..."

„Und — warum nicht?" fragte Greg..

„Weil sie genau wußte, daß ich das verdammte Zeug nicht anrühre."

Carmichael lächelt grimmig. „Ich bin hundertprozentiger Guttempler und trinke keinen Schluck Alkohol!"

•

Dies war Sonnabend, und Jill Stewarts Agent hatte wahrscheinlich den Vormittag damit verbracht, fluchend ein neues Modell für seinen Werbefilm aufzutreiben.

Greg dachte an Jill und versuchte, sich noch einmal an ihre letzten Worte zu erinnern ... Was mochte sie in den Stunden bis zu ihrem Tod getrieben haben?

Greg ging ruhelos in seinem Atelier umher, machte sich einen Topf Kaffee und ließ ihn wieder kalt werden. Er rauchte ungezählte Zigaretten, bis der Aschenbecher überquoll. Er brachte ihn hinaus und öffnete eines der breiten Fenster.

Die Luft war immer noch feucht und schwer, der Himmel über London grau verhangen. Es sah nach Regen aus.

Sie hielten ihn alle drei für einen Sexualmörder — Layton, Colby und Carmichael. Layton und Colby hatten es ihm auf ihre feine Art gesagt. Carmichael hatte weniger Umstände gemacht. MALER TÖTET MODELL — die Schlagzeile für Sonntagsblätter!

Greg hörte, wie das Telefon läutete. Er beschloß, nicht hinzugehen. Aber nach dem vierten Läuten trat er vom Fenster zurück und hob doch ab.

Er hörte eine hohe Stimme mit kräftigem Cockney-Akzent.

„Mr. Forrester? Hier spricht Reg Dorking. Wir kennen uns leider noch nicht?"

„Stimmt", sagte Greg übellaunig. „Was wünschen Sie?"

„Ich?" sagte die Stimme vertraulich, „ich wünsche nichts. Aber ich kann mir vorstellen, daß Sie sich was wünschen."

„Wenn Sie Reporter sind, so scheren Sie sich zum Teufel!"

Der andere lachte. „Kein Kommen-

Weiter auf der übernächsten Seite

„Hallo, Colby", sagte Layton flüsternd, „ich telefoniere aus dem Club. Hinter mir an der Bar sitzt Dorking. Soll ich ihn holen?"

ILLUSTRATION: VON GORRISSEN

Sing Nachtigall sing

tar, was? ... Nun regen Sie sich bloß ab, ich komme nicht von der Zeitung."

„Sondern? Wer sind Sie?"

„Kennen Sie die Fulham Road, Mr. Forrester?"

„Natürlich, und was ist damit?"

„Ecke Chartwell Street ist mein Laden", sagte der Mann im Plauderton. „Können Sie gar nicht verfehlen. Reg Dorking, Gebrauchtwagen, Garantie für jedes Modell, Ratenzahlungen bis zu fünf Jahren ..."

„Sehr interessant", sagte Greg müde, „aber ich suche keinen Wagen."

„Na, ich weiß nicht", sagte Dorking vertraulich. „Ich hab' einen da, der Sie vielleicht doch reizt ..." Er machte eine kurze Pause: „Einen hübschen Bentley. Nummer T P E 246."

Greg traute seinen Ohren nicht. „Sagten Sie T P E 246?"

„Sagte ich, mein Freund. Immer noch uninteressiert?"

„Aber das ist unmöglich", sagte Greg aufgebracht. „Mein Bruder hatte einen Wagen mit dieser Nummer ..."

„Nichts ist unmöglich", sagte Dorking sanft. „Kommen Sie heute nachmittag vorbei, die Adresse haben Sie ja ... "

Es klickte, dann war die Leitung tot.

•

Das Fischrestaurant lag an der Themse; es war ein Keller mit Bullaugen-Fenstern. Über dem Eingang war ein imitierter Walfischkiefer eingemauert, und im Innern hingen von der rauchgeschwärzten Decke weiße Skelette von Sägefischen, Rochen und Piranhas.

„Tut mir leid", sagte der Kellner, der wie ein pensionierter Lotse aussah, „tut mir wirklich leid, Mr. Forrester, aber die Küche hat schon zu. Sung ist heute auf einer Gewerkschaftsversammlung ..."

Greg kam gelegentlich her. Der Keller lag nicht weit von seiner Wohnung in Eaton Square entfernt, und sie hatten hier einen ausgezeichneten chinesischen Koch, Sung. Er war viele Jahre auf der „Queen Mary" gefahren.

„Wenn Ihnen Toast mit Stör genügt ..."

Greg nickte abwesend. Die Sache mit Dorking ließ ihn nicht los. Sollte er hinfahren? Oder war das eine Falle? ... Er aß den Toast und trank zwei Wodka ... Irgend etwas in der Stimme des Wagenhändlers gefiel ihm nicht, das kam hinzu ... Er zahlte und stieg rasch in seinen Wagen. Es begann zu regnen. Und Greg mußte den Scheibenwischer anstellen, als er in die Fulham Road einbog.

Trotzdem konnte er schon von weitem die Reklameschilder lesen, die auf DORKING, WAGEN WIE NEU! und GROSSE AUSWAHL – KLEINE RATEN aufmerksam machten.

Er sah den Hof, auf dem ausrangierte Wagen im Regen standen, müde, abgenutzte Austin, Vauxhall, Hillman – dazwischen ein Volkswagen von 1958. Am Ende des Hofes war eine primitive Bretterbude, vollgepflastert mit Plakaten, auf denen Reg Dorking weitere Modelle – ALLE GENERALÜBERHOLT! – offerierte.

Greg zögerte einen Augenblick – dann überquerte er kurzentschlossen den Hof und stieß die Tür der Bude auf.

Ein schwerer Mann mit aufgeschwemmtem Gesicht saß im Mantel an einem Tisch und musterte ihn ohne Überraschung aus flinken kleinen Augen. Auf einem Regal in Reichweite gab es jede Menge Flaschen: Whisky, Gin, Wermut, Brandy und Bier. In der Ecke stand ein kleiner, altmodischer Safe, obendrauf lag eine große Autolampe. An der Wand hing ein fleckiger Pin-up-Kalender.

„Welch ein Glanz", sagte der Mann und machte mit seiner fleischigen, ringbeschmückten Rechten eine große Geste.

Greg setzte sich vorsichtig auf einen schmutzigen Polsterstuhl.

„Sie hatten mir einen Bentley angeboten, Nummer TPE 246."

Dorking tat erstaunt.

„Habe ich das? Tut mir leid." Er zündete sich eine halb angerauchte Zigarre von neuem an. „Hab die Nummern durcheinandergekriegt, Freund!" Er zog an seiner Zigarre. Sie hatte nicht genügend Zug. „Ein Bentley ist da. Aber Baujahr 54. Übrigens tipptopp. 40 000 gelaufen – eine Rosine für Kenner ... "

„Wollen Sie mich zum Narren halten?" sagte Greg scharf. „Ich bin wegen TPE 246 hier ... Das ist

nämlich die Nummer meines Bruders; sein Wagen überschlug sich in Italien, und er wurde getötet ..."

Er beobachtete Dorking aufmerksam, während er sprach. Der Händler spuckte Tabakkrümel aus und lehnte sich in seinem Stuhl zurück.

„Wären Sie hergekommen, wenn ich Ihnen die Nummer nicht genannt hätte, mal ehrlich?"

Greg sagte nichts, und Dorking hielt ihm eine Zigarrenkiste hin.

„Rauchen?"

Greg winkte ab.

„Kommen wir zur Sache: Was wollen Sie von mir?"

„Ja, kommen wir zur Sache", sagte Dorking gut gelaunt. „Ein Freund von mir hat etwas, was Sie interessieren wird ... Aber er will natürlich Scheine sehen." Dorking strich die Asche von der Zigarre. „Er ist sicher, Sie werden zahlen – 1500 in bar ..."

„Wirklich?" sagte Greg. „Wofür denn?" Dorking warf ihm einen Blick zu.

„Für eine Postkarte."

„Für eine Postkarte?"

Der Händler faltete seine Hände über dem Bauch. „Für eine einfache Postkarte."

„Sehr spaßig", sagte Greg kurz. „Kann ich sie sehen?"

Wer war es . . .

Die Forrester-Brüder:
Greg, der erfolgreiche Maler, steckt in großen Schwierigkeiten. Sein Bruder David, Lehrer an einem College, möchte zwischen Greg und Scotland Yard vermitteln.

Die Männer von Scotland Yard:
Inspektor Layton, ruhig, besonnen, einer der besten Yard-Detektive. Sein Kollege: elegant, höflich, gefährlich, Major Colby.

Ein gewisser Normann Briggs:
Reist viel, Geschäftsmann, vom Schicksal geschlagen: Seine einzige Tochter – Alison – kam bei dem Autounfall zusammen mit Lewis Forrester ums Leben. Als Scotland Yard ihn sucht, ist er nicht aufzutreiben.

Der reiche Carmichael:
War mit der Ermordeten, dem Modell Jill Stewart, verlobt, und ist trotz der Unschuldsbeteuerungen von Greg Forrester fest davon überzeugt, daß der Maler mit Jill mehr als nur flüchtig befreundet war.

Und dann ist da – Dorky:
der clevere, undurchsichtige Gebrauchtwagenhändler Reg Dorking. Er macht Greg Forrester ein sehr merkwürdiges Angebot.

„Jetzt? Nein", sagte Dorking bedauernd. „Sie gehört ja meinem Freund. Ich habe sie nicht hier, und ich habe sie auch nicht gesehen. Ich bin nichts als der Mittelsmann." Er lehnte sich wieder zurück in seinen Sessel. „Für mich selbst springt so gut wie nichts dabei ab."

Greg musterte den Mann.

„Wieso nehmen Sie eigentlich an, daß ich bereit bin, 1500 Pfund dafür zu zahlen?"

„Ich nehme gar nichts an", sagte Dorking ruhig. „Ich wollte Ihnen nur gefällig sein. ‚Sag Forrester, sie ist 1500 wert' – sagte mir mein Freund."

„Und was ist auf der Karte?"

„Sie wurde in Neapel aufgegeben", erwiderte Dorking freundlich. „Und eine kleine Zeichnung ist auf der Karte. Eine Flasche Wein und eine Mädchenhand ..."

„Sagten Sie nicht, Sie hätten die Karte gar nicht gesehen?"

„Lieber Freund, das habe ich auch nicht." Dorking grinste schlau. „Aber ich weiß eben, was drauf ist. Schließlich bin ich Geschäftsmann und weiß, was ich verkaufe."

Greg überlegte einen Augenblick.

„Nehmen wir einmal an", sagte er, „und das ist nichts als eine Annahme

→

Sing Nachtigall sing

im Augenblick – ich hätte die 1500. Wann könnte ich die Karte kriegen?"

Dorking sah auf seine Uhr: „Geben Sie mir fünf Stunden."

Greg nickte. „Gut, ich rufe Sie morgen früh an."

„Wie Sie wollen, mein Junge", sagte Dorking. Er wies mit dem Kopf zum Hof. „Haben Sie den hübschen Jaguar draußen gesehen? 12 000 auf dem Tacho, kein Unfall, sehr guter Zustand... Sie kriegen ihn für die Hälfte von dem, was die Postkarte kostet..."

„Kein Interesse", sagte Greg.

Dorking stieß den Rest seiner Zigarre in einen Aschenbecher. „Wer nicht will, will nicht", sagte er. „Vielleicht bin ich ein bißchen verrückt. Aber ich werde das Gefühl nicht los, daß unser kleines Postkarten-Geschäft klappen könnte."

Greg erhob sich. „Das liegt ganz an Ihnen."

Er verließ die Bude und fuhr mit seinem Wagen bis zur nächsten Telefonzelle. Ein Teenager himmelte irgendwen an. Greg klopfte, bis das Mädchen zornig auflegte. Dann ging er hinein und wählte Colbys Nummer.

•

Knapp zwanzig Minuten vergingen, bis ein Polizeiwagen hinter der Telefonzelle hielt. Greg Forrester stieg ein. Colby saß auf dem Rücksitz.

„Warum so aufgeregt?" fragte er kühl. „Ist Ihr unsichtbarer Mr. Briggs plötzlich aufgetaucht?"

„Wer redet von Briggs", sagte Greg wütend. „Es geht um die Postkarte, von der Sie und Layton mir erzählten... die mit der merkwürdigen Zeichnung darauf."

Sie fuhren ein Stück die Straße hinunter, und Greg erzählte Colby kurz von Dorking. „Dieser Bursche in seiner Bude ist ein Haifisch", sagte Greg. „Er fordert 1500 – aber dafür will er auch die Karte besorgen. Ich war eben bei ihm..."

„Seltsam", sagte Colby sinnend, „wie sich die Dinge entwickeln..."

Er blickte Greg an. „Erinnern Sie sich noch, wie Sie Inspektor Layton und mir gegenüber bestritten, daß ihr Bruder Lewis jemals eine solche Karte schreiben würde... Und nun bieten Sie mir diese Karte für 1500 Pfund an!"

„Nicht ich biete sie an", sagte Greg zornig. „Dorking ist es, der sie uns besorgen kann. Aber er ist nur der Mittelsmann, verstehen Sie... Er hat mir die Karte genau beschrieben, falls Sie das beruhigt."

„Und was haben Sie ihm gesagt?"

„Daß ich morgen früh anrufen werde."

Colby nickte. „Also gut, rufen Sie ihn an. Sagen Sie ihm, daß Sie morgen abend kommen werden."

„Und die 1500?"

Colby lächelte. „Wir werden uns drum kümmern, Mr. Forrester..."

•

Das schlechte Wetter hielt an. Von wenigen trockenen Stunden gegen Mittag abgesehen, war der Sonntag

feucht, kalt und langweilig, wie es nur Sonntage in London sein können.

Gegen 21 Uhr dreißig parkte Greg seinen Wagen unter einer Laterne in der Fulham Road, nicht weit von einem der schreienden Dorking-Plakate.

Er bahnte sich einen Weg über den halbdunklen Hof, vorbei an den vor Nässe glänzenden Autos. In seiner Rechten hielt er einen schmalen Koffer.

In Dorkings Büro war Licht. Greg öffnete die Tür und trat ein.

„Na, endlich", sagte Dorking, der wieder im Mantel hinter seinem Tisch saß und aus einer Flasche trank, „Schweinewetter, was?"

Er wischte sich mit der Hand über die Lippen.

„Nehmen Sie auch einen Kleinen zum Anwärmen?"

„Haben Sie die Karte da?" sagte Greg kühl.

„Ich fragte, ob Sie einen Kleinen nehmen wollen", sagte Dorking. Er machen und nicht über Kunst diskutieren ..."

„Seien Sie nicht gleich so hart mit mir", sagte Dorking weinerlich. „Ich verdiene ja nur ein Bier an der ganzen Sache."

Endlich ging die Safetür auf. Dorking holte etwas heraus und gab es Greg, der seinen Koffer auf Dorkings Tisch gestellt hatte.

Es war die Karte. Mit Chiantiflasche und einer Mädchenhand, die die Flasche schräg hielt und Wein in ein Glas laufen ließ. Auf den ersten Blick sah das wirklich sehr nach Lewis aus. Greg schob dem andern den Koffer zu.

„Wollen Sie nicht lieber nachzählen?"

„Wird schon stimmen", sagte Dorking. „Ich glaube Ihnen aufs Wort." Er nahm gebündelte Pfundnoten raus und legte sie vor sich auf den Tisch.

Greg hatte die Karte eingesteckt. Er wandte sich um und ging grußlos zur Tür.

In diesem Augenblick machte Dor-

„Und wenn deine Stellung dich zehnmal zu einem ‚dolce vita' verpflichtet, ich habe diese ewige Wasserhupperei satt!"

lächelte, aber das Lächeln reichte nicht bis zu seinen Augen.

„Und ich fragte Sie, ob Sie die Karte haben", sagte Greg ungeduldig und ließ seinen Koffer nicht aus der Hand. Er blieb stehen.

„Also gut", sagte Dorking, „wenn Sie so eilig sind ..." Er fixierte den Koffer.

„Haben Sie alles Geld bei sich?"

Greg schloß den Koffer auf und öffnete den Deckel.

Dorking griff hinein und nahm ein Bündel Pfundnoten heraus.

„Fühlt sich gut an ...", grunzte er.

Dann holte er ein Schlüsselbund aus der Hosentasche und ging zum Safe in der Ecke.

„Wie ist das eigentlich", sagte er über die Schulter hinweg, „Sie sind doch Künstler. Kann man mit Kunst eine Stange Geld verdienen?"

Er schien den richtigen Schlüssel nicht zu finden.

„Hören Sie, Dorking", sagte Greg ärgerlich, „ich will ein Geschäft king einen bemerkenswert schnellen Schritt nach vorn, griff nach einem schweren Schraubenschlüssel, der auf dem Safe lag, und schlug Greg kurz und kraftvoll auf den Hinterkopf.

Greg fiel vornüber auf den Boden, ohne einen Laut von sich zu geben. Dorking holte vorsichtig die Postkarte aus seiner Tasche. Dann warf er die Pfundnoten, die er schon auf den Tisch gelegt hatte, in den Koffer, ließ ihn zuschnappen und rannte aus dem Büro.

•

Als Greg erwachte, schien sein Kopf bersten zu wollen. Er richtete sich stöhnend auf und tastete vorsichtig seinen Hinterkopf ab. Blut rann aus einer Wunde ...

Er stemmte sich hoch, aber vor seinen Augen tanzten weiße Lichter, und er sackte auf den Tisch zurück.

Erst jetzt wurde ihm bewußt, daß das Telefon bereits zweimal geklingelt hatte.

Greg starrte auf den Apparat, ohne →

Sing Nachtigall sing

sich rühren zu können. Er fühlte, wie aus seinem Magen eine Welle von Übelkeit aufstieg und ihn überschwemmte. Wieder ertönte die Telefonglocke. Wie im Reflex streckte er seine Hand aus und hob zitternd den Hörer von der Gabel.

„Hallo, Dorky!" sagte eine heisere Stimme, „bist du's?"

„Bitte?" murmelte Greg.

„Ich hab' die Adresse", sagte die Stimme. „Windsor Gardens Nummer 10, Kensington ... hörst du, Windsor Gardens Nummer 10 ..."

Der Hörer fiel Greg aus der kraftlosen Hand und baumelte am Tisch herunter. Sehr weit weg hörte Greg noch: „He, Dorky... bist du's? Dorky ..."

Dann wurde er wieder ohnmächtig.

Gut eine halbe Stunde verging, ehe Greg die Augen aufschlug. Das Licht in der Holzbude brannte noch immer. In der Ecke stand der Safe. Der Tisch war da, der Pin-up-Kalender und die Flaschen auf dem schmutzigen Regal. Nur Dorking fehlte, der Koffer und die Postkarte.

Greg erhob sich ächzend. Die Wunde am Hinterkopf brannte wie Feuer. Er taumelte durch den Raum, fiel fast aus der Tür. Die kalte Luft traf ihn wie ein Messer.

Er schob sich über den Hof an den nassen Autos entlang; der Weg schien endlos. Schließlich stand er vor seinem eigenen Wagen. Er bekam die Tür auf – und starrte wie hypnotisiert auf den Sitz. Da stand der Koffer.

Greg beugte sich stöhnend hinunter, flammende rote Kreise drehten sich vor seinen Augen, aber er zwang sich, den Koffer zu öffnen.

Er war voller Pfundnoten.

•

Die Vernehmung durch Major Colby in New Scotland Yard am nächsten Abend war kurz und peinlich. Greg saß wieder in dem finnischen Dreieckstuhl aus schwarzem Leder, Colby duftete nach seinem teuren Rasierwasser, und seine Stimme war kühl und präzise wie immer.

„Haben Sie wenigstens die Karte gesehen?"

Greg nickte und verzog sein Gesicht schmerzhaft.

„Aber nicht die Briefmarke oder die Adresse?"

„Nein, die Adresse war auf der anderen Seite." Dann beschrieb er noch einmal die Zeichnung.

„Glauben Sie, daß die Karte echt war?" erkundigte sich Colby.

„Ich habe sie leider nicht genau betrachten können", sagte Greg langsam. „Aber es sah alles sehr nach Lewis aus. Die Zeichnung war in seinem Kinderstil hingekrakelt ..."

Colby vollführte eine leichte, lautlose Drehung mit seinem Stuhl.

„Dies ist ohne Frage die bemerkenswerteste Geschichte, die Sie uns

Weiter auf der übernächsten Seite

Sing Nachtigall sing

bisher erzählt haben, Mr. Forrester. Es begann doch damit, daß Sie mir die Karte für 1500 Pfund anboten, nicht wahr?"

Greg spürte, wie der Schmerz in seinem Kopf wieder stärker wurde.

„Ich nicht", unterbrach er Colby. „Ich sagte, daß Dorking die Karte für das Geld hergeben würde."

Greg war in diesem Augenblick überzeugt davon, daß sein Besuch nichts als Zeitverschwendung war. Dieser duftende, glatte Major tötete ihm den Nerv.

„Halten Sie mich nicht für kleinlich", sagte Colby und betonte jedes Wort. „Aber wir übergaben Ihnen 1500 Pfund. Und Sie kommen ohne Karte und mit einer phantastischen Geschichte über den Wagenhändler Reg Dorking, der Sie angeblich niedergeschlagen hat, zurück. Aber weiter: Wir sollen Ihnen glauben, daß Dorking fortrannte mit dem Geld, um es dann, aus irgendeinem geheimnisvollen Grund, ausgerechnet in Ihrem Wagen zu deponieren?"

Colby betrachtete sein Gegenüber zum erstenmal mit Ärger.

„Wirklich, Mr. Forrester, Sie muten uns etwas viel zu!"

„Major Colby", sagte Greg freundlich, „auch ich habe nicht die geringste Ahnung, warum mich Dorking niedergeschlagen hat" – er tastete nach seinem Kopf – „aber er tat es. So sicher, wie er das Geld ausgerechnet in meinen Wagen legte. Warum, weiß ich nicht. Aber er tat es."

Colby nickte, als befriedige ihn diese Erklärung.

„Wie war das mit dem Anruf bei Dorking?"

Greg wiederholte, was er wußte und woran er sich erinnern konnte.

„Der Anrufer hielt mich für Dorking, das steht fest..."

„Und was sagte er?"

„Verdammt, ich krieg es nicht mehr zusammen", sagte Greg stöhnend.

Colby lächelte höflich. Dann stand er auf und ging auf einen eingebauten Wandschrank zu, öffnete die Tür und holte ein Kleid heraus.

„Nun, Mr. Forrester, schauen Sie sich bitte dieses Kleid an. Erkennen Sie es wieder?"

Greg drehte sich mühsam herum. Das durfte doch nicht wahr sein.

„Natürlich erkenne ich das Kleid wieder", sagte er. „Jill Stewart trug es in der Nacht, als sie ermordet wurde... Es gehört Alison – ihr Vater, Mr. Briggs, brachte es mir – ich habe Ihnen das doch schon hundertmal erklärt!"

Colby hängte das Kleid auf den Haken zurück.

„Entweder irren Sie sich jetzt – oder Ihre Geschichte stimmt nicht."

Greg blickte ihn an und verstand nicht.

„Dieses grüne Kleid hier kaufte Jill Stewart in einem Laden in der South Audley Street", sagte Colby höflich.

„Aber das ist doch unmöglich..."

„Die Verkäuferin in dem Laden erkannte Jill Stewart auf einer Fotografie wieder", sagte Colby. „Sie hat das Kleid einwandfrei identifiziert."

„Mit anderen Worten, Sie glauben mir nicht", sagte Greg zornig. „Sie glauben weder was ich Ihnen über die Alison-Fotos noch über Briggs, Dorking oder irgendeine andere Sache gesagt habe."

Colby sah ihn mitleidsvoll an.

„Wenn Sie an meiner Stelle wären, würden Sie diese Geschichten glauben?"

„Ich weiß nicht", sagte Greg zögernd.

Das Telefon läutete.

„Ah, Inspektor", sagte Colby. „Einen Moment bitte." Er verabschiedete Greg. Als Forrester gegangen war sagte er:

„Also, was ist, Layton, wo sind Sie?"

„In einem Club in Kensington. Der blaue Kreis. Kennen Sie ihn?"

„Ja", sagte Colby. „Und Reg Dorking – ist er da?"

„Er sitzt an der Bar. Und ich glaube, er hat mich noch nicht bemerkt, oder aber er ist ein guter Schauspieler."

„Hören Sie, Layton", sagte Colby. „Erzählen Sie ihm ruhig, wer Sie sind, und sagen Sie ihm, wir seien einer Bande von Autodieben auf der Spur. Wir würden gern seinen Rat hören; er soll sich wichtig vorkommen. Typen wie Dorking haben das gern."

„Und dann?" fragte Layton.

„Sie kennen meine Wohnung", sagte Colby. „Eben hier um die Ecke. Bringen Sie ihn dahin – auf einen Drink."

„In Ordnung", sagte Layton. „Das war – Windsor Gardens, nicht wahr?"

„Jawohl. Windsor Gardens, Nummer 10. Ich bin in zwanzig Minuten da."

•

Greg Forrester fuhr mit dem Fahrstuhl hinauf. Die Schmerzen in seinem Kopf hatten etwas nachgelassen. Aber er fühlte sich noch immer erschöpft und seltsam leer. Whisky-Soda, zwei Aspirin-Tabletten, ein heißes Bad und ein Bett – das war's, was er jetzt dringend brauchte.

Er ging in sein Atelier. Knipste das Licht an und blieb in der Mitte des Raumes wie angewurzelt stehen.

Die Fotos von Alison Ford lagen genau auf dem Stuhl, wo sie schon einmal gelegen hatten.

Auf der Schneiderpuppe ohne Kopf hing das grüne Kleid.

Greg starrte nicht länger als dreißig Sekunden auf die Puppe.

Dann eilte er ans Telefon...

Fortsetzung im nächsten *stern*

Erfindungen und ihre Schöpfer, die in Vergessenheit gerieten

Ein Denkmal dem Erfinder

Maschine zur Anfertigung von Zahnstochern

Herr Lechner meditierend im Garten seiner Frankfurter Villa

Gewöhnlich werden die Zahnstocher fertig bezogen und im Wirtshaus wie im Haushalt in kleinen Behältern aufbewahrt. Wenn man bedenkt, daß die Zahnstocher mit den empfindlichen Teilen des Mundes in Berührung gebracht werden, so ist die peinlichste Reinlichkeit dieser kleinen Instrumente eine unbedingte Notwendigkeit im Interesse der Gesundheitspflege. In diesem Interesse muß daher gefordert werden, daß die Zahnstocher unbedingt in einem vollständig verschlossenen Behälter aufbewahrt werden. Um diese Aufgabe zu lösen, hat der Elektrotechniker Lechner in Frankfurt a. M. eine Maschine konstruiert, mit deren Hilfe man sich in einfachster Weise den jeweils benötigten Zahnstocher selbst schneiden kann. Diese Zahnstocher-Schneidemaschine ist in Form eines kleinen Behälters hergestellt, wie ihn unsere Figur zeigt, und birgt im Innern ein entsprechend vorbereitetes Stück Holz. Braucht man nun einen Zahnstocher, so zieht man den Schieber, der bis dahin den staubsicheren Verschluß der Hülse bildete, in die Höhe. Das Holz wird durch eine kleine Feder nach vorn gedrückt, und wenn man jetzt den Schieber, der unten eine scharfe Schneide hat, herunterdrückt, so schneidet man einen Zahnstocher ab. Die kleine, praktische Vorrichtung wird in gefälliger Form in Nickelausführung zu mäßigem Preis hergestellt.

Text und Abbildung entnahmen wir unverändert der Zeitschrift „Für alle Welt", Jahrgang 1901
Denkmalsentwurf: Hans Fischer

Die Grundig Reisesuper sind Favoriten der Saison

Micro-Boy 202 DM 108,—

Prima-Boy 201 DM 215,—

Party-Boy 202 DM 229,—

Elite-Luxus-Boy 202 DM 279,—

Millionenfach bewährt sind GRUNDIG-Reisesuper. In allen Ländern der Erde sind sie zuverlässige Begleiter für moderne Menschen. Deshalb sollte es für Sie selbstverständlich sein, einen GRUNDIG zu wählen. Das ist jedenfalls eine Marke, die Ihr Vertrauen unbedingt verdient. In der Saison 1962/63 sind die Geräte von GRUNDIG noch fröhlicher und vielseitiger in Form und Farbe geworden. Für jeden Geschmack und alle Ansprüche ist genau das richtige Modell vorrätig. Fragen Sie bitte noch heute Ihren guten Fachhändler — und achten Sie überall auf den Namen GRUNDIG, er ist in allen Ländern der Erde ein Qualitätsbegriff!

GRUNDIG

Bestrafte Neugier: „Tiger" in seinem stählernen Gefängnis

Kateridee

Katzen-Baby „Tiger" guckte zu tief in die Röhre und saß fest

Er wollte nur mal nachsehen, was eben in dem Stahlrohr geraschelt hatte – und schon saß er fest mit seinem dicken Katzenkopf. Es gab kein Hin mehr und kein Zurück für den Acht-Wochen-Kater „Tiger". Erst ein Tierarzt in Denver (USA) hatte die rettende Idee: Mit Hammer und Zange brach er das Rohr auseinander, und ein zerzauster „Tiger" suchte eilig das Weite

Drei qualvolle Stunden bemühte sich „Tiger“ vergebens um die Freiheit, aber der Kopf war viel zu dick. Selbst das Öl, das Tierarzt und „Tiger“-Herrchen in die Röhre gossen, half nichts

Ulbricht gelobte:

Freundschaft für immer mit Stalin

DES KREMLS KREATUR

Ulbricht und die roten Kapitel der deutschen Geschichte, aufgezeichnet nach Dokumenten und Erlebnisberichten (XXI)

Der Tyrann ist tot! Es lebe der Tyrann! Ulbricht stand 1953 vor der Frage, welchem Herrn im Kreml er jetzt dienen müsse. Stalin hatte er ewige Treue geschworen. Heute behauptet er, nie Stalinist gewesen zu sein

Von der Elbe bis zum Stillen Ozean, vom Eismeer bis zum Schwarzen Meer wird im Herbst 1949 zu einem Gedenktag gerüstet, zu einer Ehrung, wie sie noch nie einem Menschen zuteil wurde:

Josef Wissarionowitsch Stalin wird am 21. Dezember 70 Jahre alt.

Der ganze kommunistische Propagandaapparat hat nur ein Ziel: der Welt zu demonstrieren, wie beliebt Stalin ist.

Zweiundzwanzig russische Provinzen und Städte tragen bereits seinen Namen. Ungezählte Straßen und Plätze sind nach ihm benannt. Am 21. Dezember werden es noch mehr sein.

Eine Million Stalinbilder und eine halbe Million Exemplare seiner Biographie sind in der Sowjetunion verteilt worden.

Bergsteiger haben Bronzebüsten des Generalissimus auf den 38 höchsten Gipfeln Zentralasiens aufgestellt.

In Sofia ist zu Stalins Geburtstag die Enthüllung eines überdimensionalen Standbildes geplant.

Kantaten zu Ehren Stalins werden komponiert, Hymnen geschrieben.

Seit Tagen rollen Eisenbahnzüge aus allen Richtungen mit Geschenken nach Moskau.

Vom Toaströster bis zur Lokomotive, von der Kohlenschaufel bis zur Luxuslimousine reicht das Sortiment. Babyschuhe fehlen ebensowenig wie erlesene Weine.

Bulgarien sendet ein Modell des Kremls aus Tabakblättern.

In italienischen Gefängnissen kneten inhaftierte Kommunisten aus ihrem Brot Figuren zu Stalins Ehre.

Ulbricht und der SED-Apparat stehen nicht zurück.

Schon seit September hat die Partei in dem ausgepowerten Land Sammlun-

Weiter auf der übernächsten Seite

Fulda-Diadem in der Zerreißprobe: Bremstest

Der Fulda-Diadem wird immer wieder mit äußerster Härte getestet. Zerreißproben – weit stärker als in der täglichen Praxis – zu Ihrer Sicherheit!
Der Bremstest beweist: das griffige Feinprofil hält das Fahrzeug genau in der Spur. Die verbreiterte Lauffläche aus rutschfester Gummi-Qualität ergibt größere Bremsfläche. Kurzer Bremsweg, kein Ausbrechen, höchstmögliche Sicherheit mit dem Fulda-Diadem.

Fulda-Reifen halten und greifen

62/2

Fulda

Gummiwerke Fulda K.G. a.A. Fulda

Freundschaft für immer mit Stalin

gen durchgeführt, so daß „Neues Deutschland" am 17. Dezember 1949 stolz verkünden kann:

Am Freitag früh gegen 7.30 Uhr verließ der aus 32 Güterwagen bestehende Geschenkzug für Generalissimus Stalin Berlin.

Eine kleine Auswahl des Inhaltes:

1 Planetarium;

2 gläserne Menschen;

1 Tabakspfeife aus dem 16. Jahrhundert.

Eine Ostberliner Waggonfabrik „schenkt" vierzehn Luxuswaggons für den Trans-Sibirien-Expreß.

Die SED-Parteiführung der Spielkartenstadt Altenburg in Thüringen hat sich etwas Besonderes ausgedacht: sie schenkt einen Satz Altenburger Skatkarten, um „die kulturhistorische und wirtschaftliche Bedeutung dieses Zweiges der Volkseigenen Wirtschaft" zu dokumentieren.

Parallel mit der Organisation dieser Geschenkaktion wird von Ulbricht der Stalin-Kult in der Sowjetzone ins Ungeheure gesteigert. Eine Versammlung jagt die andere. Die Zeitungen sind noch eintöniger als sonst: Man liest nur von den Heldentaten Stalins. In jeder Sendung des Deutschlandsenders muß das Werk Stalins gepriesen werden. Selbst die Frühgymnastik und das Verlesen von Kochrezepten werden mit einem Kapitel aus Stalins Leben eingeleitet.

Am 25. November tagt die provisorische Regierung der provisorischen DDR unter dem Vorsitz von Otto Grotewohl im ehemaligen Reichsluftfahrtministerium.

Walter Ulbricht hat den Entwurf eines Flugblattes zu Stalins Geburtstag mitgebracht.

Es kommt zu keiner Diskussion. Es ist wie immer:

Die SED hat beschlossen, die Regierung hat auszuführen.

Die Plakatdruckereien in der Sowjetzone beginnen auf Hochtouren zu laufen. Und schon am 1. Dezember werden Millionen Exemplare des Flugblattes unter der Bevölkerung verteilt

Weiter auf der übernächsten Seite

Frau Stalin Nr. 2: Nadja Allilujewa, eine Russin und Revolutionärin. Sie war die Mutter seines Sohnes Wassilij und seiner Tochter Swedlana. Nach dreizehnjähriger Ehe (1932) beendete sie ihr Leben durch Selbstmord. Allerdings wird auch behauptet, daß Stalin sie in einem seiner berüchtigten Wutausbrüche im Kreml umgebracht habe

Frau Stalin Nr. 3: Rosa, die Schwester Lazar Kaganowitschs. Während der vierjährigen Ehe (1934 bis 1938) fand die „große Säuberung" statt, bei der die meisten ihrer Freunde liquidiert wurden. Die Ehe wurde in aller Form geschieden. Niemand weiß, was aus Rosa Stalin-Kaganowitsch geworden ist. Das Schicksal dieser Frau blieb bis zum heutigen Tag ungeklärt

Frau Stalin Nr. 1: Tamara Swanidze, die er 1904 heiratete und zwei Jahre später zu Grabe trug

Da haben Sie's auch unterwegs bequem

ERFOLG DER STROMFORM
7,9
Liter/100 km
NACH DIN 70030

In seinem Auto fühlt sich Vati wie zu Haus — und mit ihm natürlich die ganze Familie. Der Taunus 17 M ist nämlich wunderbar geräumig. Da gibt es reichlich Platz für fünf Personen — Sitze, die zum Körper passen — und eine unbehinderte Rundumsicht. Doch der Taunus 17 M sorgt noch auf andere Weise für Bequemlichkeit: er macht den Umgang mit der Technik kinderleicht. Ganz mühelos läßt er sich schalten, lenken und bremsen. So kann die ganze Aufmerksamkeit dem Verkehr gelten. Und der Preis für diesen durch und durch vernünftigen Wagen: zweitürig mit 1,5-Liter-Motor kostet der Taunus 17 M DM 6485 a. W. plus DM 160 für Heizung (mit 1,7-Liter-Motor nur DM 75 mehr).

Ford
TAUNUS
17M

Die Linie der Vernunft

Der Rote Zar gibt sich menschlich: Er läßt sich als zärtlicher Vater mit seiner Tochter Swedlana für die Öffentlichkeit fotografieren

Das letzte Bild aus glücklichen Zeiten: Swedlana Stalin am Strand des Schwarzen Meeres. Nach dem Tod ihres Vaters wurde sie verbannt

Freundschaft für immer mit Stalin

oder prangen in riesigen Vergrößerungen an allen Häuserwänden.

Freundschaft für immer mit Stalin heißt der Aufruf, den Ulbricht verfaßt hat:

Stalin ehren heißt: für Deutschland konsequent und unbeirrbar kämpfen. In diesem Geiste wenden sich am 21. Dezember die Gedanken und Hoffnungen von ungezählten Deutschen Stalin zu, der uns hilft, ein Leben in Freiheit und des Glücks in einem einheitlichen, demokratischen und friedliebenden Deutschland zu gestalten.

Am 21. Dezember finden Massenkundgebungen in allen Städten und Dörfern statt. Die straffe Parteiorganisation funktioniert. Die Feierlichkeiten laufen wie am Schnürchen ab.

In Berlin wird schon ein Tag früher, am 20. Dezember, im Friedrichstadtpalast gefeiert. Rote Fahnen und Sowjetsterne umrahmen ein vier Meter hohes Stalinporträt auf der Bühne.

Feierliche Musik, „Junge Pioniere" sagen mit bebender Stimme ihre Gedichte auf. Funktionäre machen würdige Gesichter, endlose Ansprachen, sehr viel Beifall ...

Und als Höhepunkt wird dann die von Hanns Eisler komponierte und von Johannes R. Becher gedichtete Nationalhymne intoniert.

Etwas überrascht lauschen einige musikverständige Genossen der Melodie, die dem Schlager „Good-bye, Johnny", von Peter Kreuder verteufelt ähnelt, und sie hören den pathetischen Text Bechers, der besonders in der letzten Strophe hart mit dem Versmaß zu kämpfen hat:

Laßt uns pflügen,
laßt uns bauen,
lernt und schafft wie nie zuvor,
und der eigenen Kraft vertrauend
steigt ein frei Geschlecht empor.
Deutsche Jugend, bestes Streben
unsres Volks in dir vereint,
wirst du Deutschlands neues Leben,
und die Sonne schön wie nie
über Deutschland scheint.

Am 21. Dezember findet um 17 Uhr auf der Weberwiese eine Massendemonstration statt. Die Frankfurter Allee wird feierlich in Stalin-Allee umbenannt.

Stalin-Söhne: Von Jakob (links) und Wassilij spricht niemand mehr. Sie sind, sollten sie noch leben, in der Versenkung verschwunden

Auf Ulbricht müssen die Berliner Genossen an diesem Tag allerdings verzichten. Er befindet sich im Großen Theater in Moskau, wo sich die kommunistischen Parteiführer aller Länder um Stalin versammelt haben.

Einer nach dem anderen besteigt das Rednerpult, um gerührt und überschwenglich dem Befreier zu danken.

Auch Walter Ulbricht darf seine Glückwünsche anbringen. Er beginnt mit den Worten:

Der über alles geliebte, weise, gütige Vater aller Werktätigen, Josef Wissarionowitsch Stalin ...

In den Straßen Moskaus drängen sich die Menschen. Aus ungezählten Lautsprechern tönt die Übertragung der Feier.

Tausende von Scheinwerfern be-

Weiter auf der übernächsten Seite

Ich kann ganz sicher sein:
mein
Mund
ist frisch
und rein

Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft ist

Odol

nachweislich zur Pflege der Zähne und des Mundes besonders zu empfehlen

ODOL WERKE

100-01-2

Freundschaft für immer mit Stalin

leuchten ein Riesenstalinbild in Marschallsuniform, das an einem Fesselballon über dem Roten Platz schwebt.

•

Allein in der Sowjetunion sind bis zu diesem Zeitpunkt – 1949 – mehrere Stalinbiographien erschienen, geändert und wieder eingestampft worden. Das Bild Stalins wird nach den politischen Notwendigkeiten korrigiert. Trotzdem, seine politischen Taten und Untaten sind in der ganzen Welt bekannt. Nur über eines weiß man nichts: über sein Privatleben. In der Sowjetunion erscheint keine Zeile darüber. Die breite Masse der Bevölkerung weiß nicht, was sich hinter den dicken Mauern des Kremls abspielt. Wie bei allen Diktatoren und Gewaltherrschern ist auch Stalins Privatleben in ein geheimnisvolles Dunkel gehüllt. Um so phantastischer sind die Gerüchte, Legenden und auch Verleumdungen, die um seine Person gesponnen werden.

Bei dem Bemühen, die Wahrheit zu finden, stößt man immer wieder auf Widersprüche, selbst bei glaubhaften Zeugen.

bruder ausgibt, hat sogar eine Erklärung für das Wüten des Schusters:

In Wirklichkeit war der Schuster gar nicht Stalins Vater. Keke hat ihn mit meinem Vater betrogen. Sie nähte damals nämlich bei uns im Hause. Und zu prügeln fing der Schuster erst an, als er die Wahrheit erfuhr.

Das mag Wichtigtuerei eines Mannes sein, der sich in Paris interessant machen will. Verbürgt ist jedoch, daß der kleine schmächtige „Sosso" als 12jähriger in ein Priesterseminar in Tiflis eintrat.

Zwei Jahre verbrachte er dort, und seine Leistungen waren so ausgezeichnet, daß der Schulinspektor Abachidse ihn als Musterschüler bezeichnete.

Was der Schulinspektor nicht wußte, war, daß Sosso sich schon bald einer Verschwörergruppe angeschlossen hatte, die von Gott nicht viel und von dem Zaren gar nichts hielt – was immerhin für einen zukünftigen Priester sehr eigenartig war.

Bei den abendlichen Zusammenkünften der „Verschwörer" lernte

ihren Geliebten Sosso an. Aber der schwieg.

Vier Wochen später erschien die erste Ausgabe dieser Zeitung. Sie hieß „Der Kampf".

Galina verließ daraufhin Tiflis. Sie wurde nie mehr gesehen.

Der revolutionäre Seminarist wurde bald von der Schule entfernt. Unter dem Namen Koba, der „Unbeugsame", beteiligte er sich an einigen Verschwörungen und wurde mehrmals nach Sibirien verbannt.

Es gibt heute Anzeichen, daß er damals ein doppeltes Spiel getrieben hat und ein Spitzel der zaristischen Geheimpolizei, der „Ochrana", war. Bewiesen ist es noch nicht. Vielleicht wird Chruschtschow in einer weiteren Rede gegen Stalin auch dieses Geheimnis lüften.

„Wenn man einen Popen in der Familie hat, kann man ihn schließlich auch ausnutzen", sagte Stalins Mutter im Juni 1904.

Der Anlaß zu dieser Äußerung war das Verhältnis ihres 24jährigen Sohnes Josef zu der zierlichen, ja gebrechlichen Keke Swanidze.

In Tuchfühlung mit Stalin – ein Bild, das Ulbricht heute sicher nicht gern sieht. Aber 1949 war es eine Sternstunde seines Lebens. Von links nach rechts: Mao Tse-tung, Ulbricht, Chruschtschow

Wer also war der Mensch Josef Wissarionowitsch Dschugaschwili, dem Ulbricht „Freundschaft für immer" gelobte?

•

Er wurde am 21. Dezember 1879 in Gori, einem kleinen Städtchen in Georgien, geboren. Sein Vater war Schuster. Seine Mutter Keke, eine einfache Frau, mußte durch Näharbeiten zum Unterhalt der Familie beitragen.

Übereinstimmend berichten alle Zeugen aus dieser Zeit, daß der kleine Josef W. Dschugaschwili eine trostlose Kindheit hatte. Der Vater trank, verprügelte im Rausch Frau und Kind.

Der in Paris lebende Georgier Josef Dawrichew, der sich als Stalins Halb-

Stalin das Mädchen Galina Spandarian kennen. Sie war eine rassige bildhübsche Armenierin, die sich Hals über Kopf in den ruhigen jungen Mann verliebte. – Und er sich in sie.

Anastas J. Petrossian, ein geflüchteter Revolutionär, der damals zu der gleichen Verschwörergruppe in Tiflis gehörte, weiß zu berichten, daß Sosso diese Liebe der Revolution opferte:

Wir brauchten Geld, um eine illegale Zeitung herauszugeben. Aber woher nehmen? Kam einer von uns auf die Idee, Galina zu dem Fürsten Orbeliani zu schicken, der für seine amourösen Abenteuer bekannt war und besonders dafür, daß er sich seine Schäferstündchen etwas kosten ließ.

Galina war kreidebleich. Sie starrte

Das 20jährige Mädchen erwartete von dem aus der Verbannung in Sibirien entflohenen Revolutionär ein Kind. Da er unter falschem Namen lebte, konnte er sie nicht heiraten. Vielleicht wollte er auch nicht.

Stalins fromme Mutter ließ jedoch nicht locker. „Man kann nicht Vater und Mutter werden, wenn man nicht verheiratet ist."

Grigorij Kurdiani – besagter Pope – wurde benachrichtigt, und er traute das junge Paar in der Kirche zu Gori.

Nach der Trauung ging die kleine Gesellschaft zu Stalins Freund, dem Fürsten Mdwani. Dort wurde der Tag gefeiert. Stalin tanzte und war lustig, wie es sich für einen Hochzeiter gehört. Mit seiner wohllautenden Stimme sang er alte georgische Lieder. Lieder, mit denen er auch schon Nina

Weiter auf der übernächsten Seite

Ω
OMEGA
Constellation
CALENDAR

OMEGA
die große Schweizer Marke

Für wen?
Die Constellation wurde geschaffen, um Ihnen das Beste zu bieten: einen automatischen Chronometer, der Sie ein Leben lang begleitet.

Was ist ein Chronometer?
Eine Uhr, die den Titel »Chronometer« erhält, hat ihre außerordentliche Präzision an einer offiziellen Kontrollstelle bewiesen. Die absolut neutrale Prüfung dauert — unter extremsten Bedingungen — 360 Stunden.

Uhren, deren Präzision über der erforderlichen Norm liegen, erhalten den Vermerk »Besonders gute Ergebnisse«, die höchste Auszeichnung, die die offiziellen Kontrollstellen verleihen können.

Alle OMEGA-Constellation tragen dieses Prädikat. Darüber hinaus sind 49,5 % aller zur Zeit in der Schweiz hergestellten Chronometer OMEGA-Chronometer.

Zwanzigtausend OMEGA-Uhren aus der laufenden Produktion (Nr. 17 000 000 - 17 019 999) reichte OMEGA bei der offiziellen Kontrollstelle in Biel/Schweiz ein. Ausnahmslos erhielten alle zwanzigtausend Werke das Zeugnis »Besonders gute Ergebnisse«: Ein Beweis für die hohe Präzision der OMEGA-Uhren, der großen Schweizer Marke.

Warum so genau?
Die Herstellung einer Constellation dauert viermal länger als die einer anderen Uhr. Bestandteile und Uhrwerk machen insgesamt 1497 Prüfungen durch.

Für die Herstellung der Constellation haben Omega-Techniker Fertigungsmethoden entwickelt, die eine Genauigkeit bis zu 0,002 mm gewährleisten (1/16 vom Durchmesser eines Haares).

Was kostet eine Omega-Constellation?
Von DM 398.— bis DM 2790.—
Abgebildetes Modell Ref. 16963 in 18 kt Gold mit schwerem Goldband. In die aufgesetzten Goldzahlen des massiv-goldenen Zifferblattes sind feine Onyx-Stäbchen eingeschliffen. In Sterling-Silver-Schatulle 0,925 DM 2790,—. In Lederetui DM 2650,—. Alle Constellation-Modelle — mit und ohne Kalender — sind wasserdicht, automatisch, stoßgesichert, antimagnetisch.

OMEGA hat das Vertrauen der Welt - OMEGA auch die Uhr Ihres Vertrauens

Auskunft und Prospekte durch Uhren-Handelsgesellschaft mbH., Frankfurt/Main, Berliner Straße 56-58

Freundschaft für immer mit Stalin

Die Totenwache der Rivalen. Stalin ist tot, und an seiner Bahre haben sich versammelt (von links nach rechts): Molotow, Woroschilow, Berija, Malenkow, zwei Rotarmisten, Bulganin, Chruschtschow, Kaganowitsch, Mikojan. Chruschtschow ist als Sieger hervorgegangen – auch über den toten Stalin, den er 1961 aus dem Mausoleum verbannte. In der ganzen östlichen Welt wurden Stalin-Denkmäler und -bilder demontiert – zuletzt in der Sowjetzone

Nikiforwona, die Tochter des Gefängnisdirektors in Batum, becirct hatte:

Nachts sammelte ich Küsse, gleich Blumen
Verbarg im Schatten meiner Seele sie.
Die Küsse riefen mir mein Mädchen in den Sinn.
Ihr Liebesduft schenkt das vollkommene Glück.

Kaukasischer Wein floß in Strömen. Dolch- und Schwerttänze lösten einander ab. Die Stimmung im Hause des Fürsten Mdwani schlug hohe Wogen. Aber der Tag stand unter keinem guten Stern.

Schon nach wenigen Jahren starb die hübsche Keke. Sie hinterließ Stalin einen Sohn namens Jakob, der 1941 in deutsche Gefangenschaft geriet. Niemand weiß, was aus ihm wurde.

Der Freund Stalins, der Fürst Mdwani, wurde im Jahre 1937 auf Befehl Stalins erschossen.

●

Die nächsten Jahre ließen Stalin nicht viel Zeit für ein Privatleben. Der Weltkrieg, die Revolution (1917) und der Bürgerkrieg nahmen ihn ganz in Anspruch.

1918 wurde er zum Volkskommissar für Nationalitäten ernannt und bezog ein kleines Häuschen im Kreml. Mit ihm zog seine Sekretärin und Geliebte, die 18jährige Nadeschda Allilujewa.

Im August 1918 heiratete das Paar in aller Stille. Eine bemerkenswerte Tat für einen Bolschewiken, da doch um diese Zeit noch die freie Liebe propagiert wurde. Und noch bemerkenswerter eine verbürgte Äußerung Stalins zu diesem Thema:

Wir sind jetzt die Regierung und nicht mehr Angehörige einer verbotenen Partei. Wir müssen ein gutes Beispiel geben. Was wir brauchen, sind ordentliche Ehefrauen und keine Schlampen, die man heute mitnimmt und morgen zum Teufel jagt. Wir sollten uns nicht wie die Hunde auf der Straße benehmen.

Die Verbindung zwischen dem 38jährigen Stalin und der 18jährigen Nadeschda schien anfänglich sehr glücklich zu sein.

Budu Swanidze, ein Neffe Stalins, schreibt in seinen Erinnerungen von einem vielbeschäftigten, aber liebevollen Familienvater, der gern gut aß und manchmal auch selber kochte.

In den Erinnerungen des ehemaligen Sowjetdiplomaten und Chefs der Spionageabwehr, Alexander Orlow, ist allerdings nirgends von einer Familienidylle bei den Stalins die Rede:

Unter den NKWD-Beamten war es kein Geheimnis, daß Stalin seine Frau schlecht behandelte. Er hatte kein Gefühl für Anstand oder Takt, erlaubte sich in Gegenwart seiner Frau die obszönsten Scherze und gebrauchte nicht wiederzugebende Ausdrücke. Er demütigte sie in Gegenwart von Gästen, bei Essen oder bei Trinkgelagen.

In einer italienischen Zeitschrift sind in allerjüngster Zeit von einem angeblich langjährigen Kremlkenner Zustände geschildert worden, die den Roten Zaren geradezu als einen Wüstling ausweisen. Danach war sein Frauenverschleiß horrend, und wenn ihm eine nicht zu Willen war, verschwand sie in den Kerkern des NKWD oder wurde nach Sibirien verbannt.

Vermutungen? Gerüchte? Lügen?

Ein historisches Faktum ist, daß Nadeschda im November 1932 plötzlich unter eigenartigen Umständen verstarb. Selbst der stalin-freundliche Budu Swanidze kann nicht umhin, den Tod seiner Tante als „geheimnisvoll" zu bezeichnen.

Man flüsterte sich zu, Tante Nadja sei nicht eines natürlichen Todes gestorben, sondern habe sich das Leben genommen. Für ihren Selbstmord wurden zwei grundverschie-

Weiter auf der übernächsten Seite

Freundschaft für immer mit Stalin

dene Motive angeführt. Die einen behaupteten, sie hätte sich umgebracht, weil Stalin intime Beziehungen zu Nadjas bester Freundin, Lisa Chasanowa, angeknüpft hätte; andere wollten wissen, sie habe die Hinrichtung ihrer Freunde durch den NKWD nicht verschmerzen können.

Wenn man die verschiedenen Gerüchte und Berichte über das tragische Ende Nadjas zusammenzählt, ergeben sich fünf Versionen:

- *Nadja starb an einer Lungenentzündung;*
- *Stalin hat sie erschossen;*
- *Nadja hat sich selbst erschossen;*
- *Stalin hat sie vergiftet;*
- *Nadja hat sich selbst vergiftet.*

Der Moskauer Bevölkerung aber bot Stalin beim Begräbnis das Schauspiel eines tieftraurigen Ehemanns, der hinter dem Sarg seiner lieben Frau einherschreitet.

Nach der Beerdigung zog er sich für eine Woche nach Gorinka zurück – in Begleitung der schönen Lisa Chasanowa.

Die Ehe Stalins mit Nadja war mit zwei Kindern gesegnet: Wassilij und Swedlana. Wassilij hat es bis zum Kommandeur der sowjetischen Luftwaffe gebracht und ist nach dem Tode Stalins in der Versenkung verschwunden. Swedlana hat ihren Vater bis zum Tode gepflegt und ist dann ebenfalls aus Moskau verbannt worden. Ihr weiteres Schicksal ist unbekannt.

Wenn man Budu Swanidze glauben darf, schaltete sich nach der Nadja-Tragödie das Politbüro in Stalins Privatleben ein.

Das Politbüro kam zu dem Entschluß, daß mein Onkel wieder heiraten müsse. Es wurde ihm nahegelegt, Rosa Kaganowitsch, die schöne Schwester von Lazar Kaganowitsch, zu ehelichen. Sie war fünf Jahre jünger als Nadja. Über Lisas Zukunft wurde im Politbüro auch beraten und beschlossen. Sie mußte verschwinden. In einem Arbeitslager in Zentralasien soll sie Selbstmord begangen haben.

Stalin heiratete Rosa Kaganowitsch. In aller Stille. Sein Familienleben war wieder geregelt.

Nicht geregelt waren die Machtverhältnisse im Kreml. Stalin begann seine blutigen Säuberungen durchzuführen, seine Schauprozesse zu veranstalten. Fast die ganze Elite der alten Bolschewiken endete durch Genickschuß, auch Verwandte und zahllose Freunde seiner Frau.

Nach vier Jahren zerbrach diese Ehe. 1938 wurde sie von dem Vorsitzenden des Moskauer Sowjets gelöst.

Auch nach der Trennung von Rosa Kaganowitsch hatte der 58jährige Stalin noch einige Frauenaffären. Dann kam der Krieg, der deutsche Angriff auf Rußland und der forderte dem

Generalissimus ein gigantisches Arbeitspensum ab. Er ging als Sieger hervor, aber er war nicht mehr der bärenstarke robuste Mensch wie vorher.

Vor der Potsdamer Konferenz hatte er einen Schwächeanfall, und Churchill berichtet in seinen Memoiren, daß Stalin einen kranken Eindruck machte. Zeit zum Ausruhen hatte er nicht.

Durch die maßlose Übertreibung seines Personenkults hatte er sich in eine undurchdringliche Einsamkeit hineinmanövriert. Freunde und Vertraute hatte er nicht. Seinen Mitarbeitern begegnete er mit Mißtrauen.

Die nach dem Krieg entstandenen „Volksdemokratien" wären am liebsten auf einem „eigenen Weg zum Sozialismus" gelangt. Ketzerische Thesen, die Stalin mit allen Mitteln und mit aller Brutalität bekämpfte. Er wollte seine Führerstellung nicht antasten lassen.

Daß es ihm trotzdem nicht gelang, den aufsässigen Tito in die Knie zu zwingen, war ein Schwächezeichen. Stalin verlor an Prestige.

Einen weiteren Schlag versetzte ihm der Sieg Mao Tse-tungs über Tschiang Kai-schek.

Stalin war es unangenehm, daß Mao diesen Sieg ohne sowjetische Hilfe errungen hatte. Er sah voraus, daß die chinesischen Kommunisten, Herrscher über 600 Millionen Menschen, sich auf die Dauer nicht von Moskau regieren lassen würden.

Diese Rückschläge wurden in seiner Umgebung voller Schadenfreude registriert. Aber Stalins Macht war ungebrochen, so daß niemand offen gegen ihn aufzutreten wagte. Im Geheimen wurde gegen ihn konspiriert. Stalin wußte es.

Nach bewährtem Rezept hatte der Rote Zar schon 1950 begonnen, „Ordnung zu machen".

Durch Chruschtschow wurde bekannt, daß selbst seine engsten Mitarbeiter täglich fürchten mußten, verhaftet und erschossen zu werden.

Den Höhepunkt erreichte diese gespannte Situation, als Stalin im Januar 1953 den Befehl gab, die angebliche jüdische „Ärzteverschwörung" zu liquidieren.

Der alte Mann im Kreml kam nicht mehr dazu, seinem Leben noch ein letztes, blutiges Kapitel anzuhängen.

In der Nacht zum 2. März 1953 erlitt er einen Schlaganfall. Er verlor sofort das Bewußtsein. Drei Tage später war Josef Wissarionowitsch Stalin tot.

Am Ende des ärztlichen Bulletins hieß es:

Am Nachmittag des 5. März verschlechterte sich der Zustand des Patienten schnell. Die Atmung setzte aus, der Puls erreichte 140–150 Schläge. Der Blutdruck schwand. J. W. Stalin starb.

In den Städten und Dörfern der Sowjetunion wurde, wie an seinem 70. Geburtstag, geflaggt, nur waren diesmal die roten Fahnen mit schwarzem Trauerflor umsäumt.

Und während die ausländischen Botschaften ihre Beileidsbesuche machten, begann im Kreml bereits das Tauziehen um das politische Erbe Stalins.

Der Tyrann ist tot!

Es lebe der Tyrann?

•

Am 70. Geburtstag seines Vorbildes hatte Walter Ulbricht gelobt: *Freundschaft für immer mit Stalin.*

Und er bekräftige diesen Schwur bei den Trauerfeierlichkeiten im März 1953. Er hielt Wort bis zum heutigen Tage. Er machte seine Zone zu einem getreuen Abklatsch der Sowjetunion in der Stalinära.

Von Hitler und Stalin hatte er gelernt, wie man sich an der Macht hält und unbequeme Gegner ausschaltet: durch Konzentrationslager, durch Zuchthäuser und durch Liquidierung.

Im nächsten **stern**
Stalinist Ulbricht

Die Chance des David Webb

Zwei Menschen und zwei Prozesse im Zwielicht

stern story

Orlando, Florida (shd)

Am 27. Mai 1961 wurde auf der Bundesstraße 14 ein gewisser David Webb und Etta Belle Amos aus den Trümmern eines Wagens gezogen und in ein Krankenhaus eingeliefert. David Webb ist im Jahre 1938 zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt worden, weil er sich an einem 5jährigen Mädchen vergangen haben soll. Von dieser Strafe hat er 22 Jahre abgebüßt. Bei der verunglückten Frau an seiner Seite handelt es sich um das Mädchen, das vor 23 Jahren angeblich David Webb zum Opfer gefallen ist. Die beiden erklärten Pressevertretern, daß sie in Kürze heiraten wollen.

Sternreporter Walter Heide ging der Geschichte nach

Als 21jähriger hörte David Webb das Urteil: „Lebenslänglich Zuchthaus..."

Am frühen Morgen des 21. Mai 1961 brachte ein Obstlastwagen vier Verletzte eines Verkehrsunfalls in das Krankenhaus von Orlando im Staate Florida. Ein Wagen mit zwei Männern und zwei Frauen war gegen einen Baum gefahren.

„Ich muß eingeschlafen sein", sagte der Fahrer des Wagens. „Wir waren die ganze Nacht unterwegs."

Die Frauen hatten nur leichte Ver-

Weiter auf der übernächsten Seite

Die eben erst fünfjährige Etta Belle King wurde im Jahre 1938 zur Hauptfigur eines Prozesses

Eine neue Musik im Haushalt!

Frauen – überall in der Welt ... Frauen von heute lieben diese Musik: dieses zzzzzzzzh der Kaffeemaschine, dieses mmmmmmmmrrh ... mmmmmmmmrrh ... mmmmmmmmrrh der Bottichwaschmaschine. Wenn Sie den Rhythmus der Waschmaschine hören ... wenn Sie Persil 59 eingefüllt haben, dann wissen Sie, dann hören Sie: Jetzt erhält die Wäsche ein erfrischendes Bad – schnell und gründlich, schonend und mild! In den modernen Haushalt gehört heute das moderne Waschmittel Persil 59.

20000 Hände arbeiten für Henkel!

Wissen Sie, was hinter Persil 59, was hinter dem Namen Henkel steht? Viele Frauen haben es gesehen. Sie wissen es: ein Werk in der Größe einer Stadt. 20000 flinke Hände, die entwickeln, prüfen, kontrollieren, produzieren, verpacken, die alles tun, damit Sie ein Waschmittel bekommen, wie Sie es sich wünschen. Persil 59. Unübertroffen in der Qualität. Immer modern. Immer jung. Persil 59 – das beste Persil, das es je gab! Das ganz moderne Waschmittel für Millionen Frauen!

Greifen Sie heute nach der rasengrünen Packung

Heute ist doch Ihr Einkaufstag! Greifen Sie heute nach der rasengrünen Persil-Packung, die so strahlend frisch aussieht, so leuchtend wie taufrisches Gras im Frühling. Den Duft, die Frische von Wind, Luft und Sonnenschein ... alles, was Sie für Ihre Wäsche so sehr lieben ... finden Sie in Persil 59. Denken Sie daran bei Ihrem Einkauf! Heute!

das beste Persil, das es je gab!

P 4/62

Henkel

Die Chance des David Webb

Fortsetzung von Seite 68

letzungen, Schrammen im Gesicht, und Quetschungen. Der einen war das Nasenbein gebrochen. Dem Fahrer hatte die Steuersäule einige Rippen eingedrückt. Seinen Bruder, David Webb, hatte es am schlimmsten erwischt. Er war bei dem Anprall aus dem Wagen geschleudert worden, hatte sechs Rippen und einen Arm gebrochen, und vor dem Röntgenschirm stellte sich ein gefährlicher Lungenriß heraus.

Man steckte ihn ins Bett. Aber am Nachmittag erschien er im Ordinationszimmer des Chefarztes. Sein Bruder und die eine der verunglückten Frauen stützten ihn.

„Wir müssen nach Hause, Doc", sagte David Webb.

„Sie spielen mit Ihrem Leben", antwortete ärgerlich der Arzt. „Wir müssen Sie schleunigst operieren."

Webb schüttelte den Kopf. „Es geht nicht, Doc," sagte er.

Der Arzt sah ihn verständnislos an. „Ja, aber ..."

„Ich weiß, was Sie sagen wollen", fiel ihm Webb ins Wort. „Aber ich kann es nicht bezahlen. Ich bin vor kaum zwei Wochen mit zwölf Cents aus dem Zuchthaus gekommen."

Mit einer hastigen Bewegung legte der Arzt Webbs Röntgenaufnahmen auf den Tisch, reckte sich hoch und musterte ihn scharf.

„Natürlich war ich unschuldig", sagte Webb still, „man hat mich reingelegt."

Der Arzt sah ihn lächeln. Einen hageren Mann, Mitte der Vierzig, gut gewachsen, mit einem regelmäßigen, bleichen Gesicht, unauffällig angezogen, den rechten Arm im Gipsverband, einen Mann wie viele andere.

Verwirrt musterte der Arzt die beiden Begleiter seines seltsamen Besuchers. Webb hatte die jüngere Frau, so erinnerte sich der Arzt, als seine zukünftige Frau vorgestellt, ohne ihren Namen zu nennen. Sie mochte Ende der Zwanzig sein, war bescheiden angezogen und ganz ohne Make-up. Sie hatte ein ruhiges, blasses Gesicht. Auf der Stirn trug sie ein Pflaster, ein Andenken vom Autounfall, der Webb so übel mitgespielt hatte.

Der andere Begleiter war Webbs Bruder, jünger und robuster als David, mit einem gesunden, fröhlichen Gesicht.

„Er hat am meisten für mich getan", sagte David Webb, „die hohen Rechtsanwaltskosten und so. Auch er hat nun kein Geld mehr für das Krankenhaus."

„Wenn Sie warten könnten", sagte die Frau hastig, so, als wolle sie ein Nein des Arztes verhindern, „wenn Sie ein Jahr warten könnten, dann hat Dave viel Geld. Dann bekommt er für die zweiundzwanzig Jahre und sieben Monate bezahlt. Mindestens zweihundertfünfzigtausend Dollar."

„Einen Augenblick, bitte," sagte der Arzt, stand auf und ging in das Zimmer seiner Assistentin. Die Tür ließ er angelehnt.

Die drei in seinem Zimmer hörten ihn telefonieren, aber sie verstanden nicht, was er sagte.

Als er zurückkam, sagte er: „Geht in Ordnung. Ich operiere Sie. Und wegen der Bezahlung machen Sie sich keine Sorgen. Ich kann warten."

„Wir danken Ihnen", sagte die Frau impulsiv und fügte hinzu, „ich darf ihn doch besuchen?"

„Sooft Sie wollen, Frau ...?"

Die Frau zögerte, und dann nannte sie ihren Namen: „Etta Belle Amos."

„Sie ist die wichtigste Frau in meinem Leben", sagte David Webb.

„Ich weiß", antwortete der Arzt.

●

Als Etta Belle zum ersten Male schicksalhaft für David Webbs Leben wurde, war sie ein Mädchen von fünf Jahren. Damals, im Jahre 1938, war der knapp 22jährige David Webb sozusagen ein Bestandteil ihrer Familie in Muncie im Staate Indiana. Er war mit ihrem Vater, John King, befreundet, und ihre Mutter Dorothy hatte den häufigen Gast zu ihrem Geliebten gemacht. Die kleine Etta Belle hatte die beiden einmal in einer Situation überrascht, die sie damals nicht begriff, aber die sie auch nie vergaß.

David Webb hatte in einer Fabrik einen guten Job als Schweißer. Er verdiente pro Tag 10 Dollar 50. Einen Teil des Verdienstes mußte er seiner Frau Pearl nach Knoxville schicken. Er selbst lebte in einem kargen Quartier bei der Familie Duncan. Nach einigen Monaten aber wollte er seine Frau bei sich haben.

Am Freitag, dem 30. September, sollte sie abends, so war ausgemacht, mit dem Omnibus ankommen.

David Webb wartete mit seinem Hauswirt Duncan am Omnibusbahnhof über eine halbe Stunde. Doch der Bus brachte seine Frau nicht mit. Die beiden gingen dann zusammen zu einem gemeinsamen Freund, Burnett, um sich die Zeit bis zum nächsten Bus um 23 Uhr zu vertreiben.

Um 21 Uhr wurde Webb nach draußen gerufen, sein Freund, John King, warte vor der Tür auf ihn und wolle ihn sprechen. King wollte wissen, ob Webbs Frau angekommen sei. Sie unterhielten sich eine kurze Weile, dann fuhr King wieder los. Er versprach Webb, ihn zu dem 23-Uhr-Omnibus abzuholen. Das tat er dann auch.

Wieder wartete Webb vergebens auf seine Frau. King schlug vor, gemeinsam noch etwas zu trinken. Aber erst müsse er eine Besorgung machen. Um 24 Uhr wolle man sich in dem und dem Lokal treffen.

Webb wartete auf ihn wie verabredet, aber als es ihm zu lange dauerte, ging er zu Fuß nach Hause.

Am nächsten Morgen, einem Sonnabend — er hatte arbeitsfrei — holten ihn zwei Kriminalbeamte aus dem Bett.

David Webb — er war leicht in Jähzorn zu bringen — wollte fluchend wissen, was gegen ihn vorliege.

„Das werden Sie auf der Polizeistation erfahren."

Webb krakeelte und beschimpfte die Beamten. Aber schließlich fügte er sich.

„Was ist los?" begehrte er im Auto zu wissen. „Bin ich verhaftet?"

„Ja, Sie Schwein," sagte einer der Beamten unbeherrscht. „Und jetzt halten Sie die Schnauze!"

Auf der Polizeistation bugsierten ihn die Beamten in das Zimmer des Detektivinspektors Collins, eines massigen, vierschrötigen Kerls.

„Legt ihm Handschellen an!" befahl der.

„Was wollt ihr von mir, ihr Bullen?" wütete Webb.

„Wo waren Sie gestern abend um 21.00 Uhr herum", fuhr Collins ihn an. „Ich will es Ihnen sagen, Sie Schwein. Sie haben vor dem Hospital im Auto die kleine Tochter der Kings vergewaltigt."

„Wer hat euch diesen Unsinn erzählt?" tobte David Webb.

„Reißen Sie Ihr Maul nicht so auf!" schrie Collins. „John King und seine Frau haben Anzeige erstattet."

„Das kann nicht sein. Ihr lügt."

Da knallte ihm die Faust von Collins ins Gesicht.

Webb, mit gefesselten Händen, schlug um sich. Sie trieben ihn mit Fäusten gegen die Wand. Sie schlugen ihn zu Boden, rissen ihn wieder hoch und schlugen wieder zu. Dann warfen sie ihn auf einen Sessel.

„Ich habe auch eine Tochter von fünf Jahren", keuchte Collins, „und wenn ich mir vorstelle, daß du deine Dreckspfoten nach ihr ausgestreckt hättest, dann ..."

Webb blutete aus Platzwunden im Gesicht und aus Nase und Mund. Sein Anzug war zerrissen und von Blut besudelt. Ein Beamter wurde in Webbs Wohnung geschickt, um saubere Kleider und Wäsche zum Wechseln zu holen. Dann brachte man ihn ins Gefängnis. Dort sperrte man ihn als Gewalttätigen in eine Tobsuchtszelle.

Am Montag früh wurde er dem Richter Guthrie vorgeführt.

Der las Webb den Haftbefehl vor. „Die Staatsanwaltschaft wird es leicht mit Ihnen haben. Sie werden nicht lange auf Ihre Verhandlung warten müssen."

Richter Guthrie gab sich beherrscht. Aber er ließ auch seine Verachtung für Webb durchblicken. „Das Gericht wird Ihnen einen Verteidiger stellen."

Webb wurde in den nächsten Tagen noch dreimal verhört. Er blieb dabei, von nichts zu wissen.

Man sagte Webb nicht, daß seine Frau, die einen Tag später als geplant nach Muncie gekommen war, im selben Gefängnis saß wie er. Sie hatte auf der Polizei das Schicksal ihres Mannes erfahren wollen. Sie hatte gedroht, Gott und die Welt zu alarmieren, um die Unschuld ihres Mannes zu beweisen. Man hatte sie in Vorbeugungshaft genommen, weil sie Drohungen gegen die Kings ausstieß.

●

Am 17. Oktober 1938, einem grauen Tag mit tristem Nieselregen, wurde David Webb in den Gerichtssaal geführt. Die Geschworenen waren bereits ausgelost und vereidigt worden. Die Zuschauerbänke waren gedrängt voll. Der Saal war überheizt. Aus den Mänteln der Zuschauer quoll feuchter Dunst.

Als David Webb zur Anklagebank geführt wurde, wurden ihm von der Tribüne Schimpfworte zugerufen. Frauen schrien hysterisch auf. „Aufhängen!" und „Totschlagen!" riefen sie. In allen Gesichtern, in die David Webb starrte, standen Ekel und Haß. Ihm war nun klar, daß die Zeitungen ihn bereits als Unhold abgestempelt hatten, ehe der Richter das letzte Wort in seiner Sache gesprochen hatte.

Bevor Webb sich setzte, trat ein junger Mann auf ihn zu und sagte, er heiße Alden Smith und sei vom Gericht zu seinem Anwalt bestellt.

„Haben Sie mit meinen Entlastungszeugen gesprochen?" fragte Webb ihn aufgeregt.

„Ich weiß von keinen Entlastungszeugen, und ich fürchte, es gibt auch keine."

„Doch, ich sehe sie dort auf den Zuschauerbänken, meinen Hauswirt Duncan und meinen Bekannten Burnett und deren Frauen. Beantragen Sie, daß sie aussagen, wo ich war!"

„Warten wir ab", sagte der Anwalt.

Dann ging alles sehr schnell. Der Staatsanwalt verlas die Anklage.

Webb unterbrach ihn. „Es ist nicht wahr! Es ist gelogen!" brüllte er und trommelte mit den Fäusten auf die Barriere. Zwei stämmige Polizisten, die ihn bewachten, drückten ihn auf seinen Platz zurück, und Richter Guthrie drohte, ihn fesseln zu lassen, wenn er noch einmal ungefragt spräche.

Der Staatsanwalt rief John King auf, den Vater von Etta Belle.

„Ich bin am Abend", sagte der, „mit David Webb noch schnell ins Spital gefahren, wo unser Junge an Diphtherie krank lag. Webb blieb im Wagen mit Etta Belle. Ich war nicht lange oben im Spital, und als ich zurückkam, merkte ich, daß etwas nicht stimmte. Etta Belle weinte. Aber sie sagte nichts. Erst später erzählte sie

Weiter auf der übernächsten Seite

Fast eine Familie: Etta Belle mit ihrer Tochter Paula Jo Amos und mit David Webb. Sie hat ihren Mann Amos verlassen, wartet darauf, geschieden zu werden und Webb heiraten zu können. Mit Webb hofft sie auf eine Viertelmillion Dollar, die der Staat Indiana für fast 23 Jahre unschuldig erlittener Haft zahlen soll

Die Chance des David Webb

Fortsetzung von Seite 70

meiner Frau den Vorfall. Und da habe ich Webb, der mir bis dahin ein guter Freund war, angezeigt."

Nach ihm wurde Dorothy King, die Mutter, aufgerufen. Sie war eine Frau Anfang 30 und von ordinärer Schönheit. Sie ging mit herausfordernd wiegenden Hüften. Ihr Make-up war so grell wie der Haß, der in ihrem Gesicht stand, als sie zur Anklagebank blickte. Sie sagte aus, daß sie lange gebraucht habe, um aus der kleinen verstörten Etta Belle die scheußliche Wahrheit herauszuholen. Und dann brach sie in Schluchzen aus. Und mühsam würgte sie mehrere Male den Namen David Webbs.

Mit teilnahmsvoller Stimme erklärte der Staatsanwalt, daß er darauf verzichte, den leidgeprüften Eltern noch quälende Fragen zu stellen. Auch der Verteidiger Smith verzichtete.

„Warum nehmen Sie sie nicht in ein Kreuzverhör?" drängte flüsternd Webb den Verteidiger, „dann werden Sie herausbekommen, daß die Kings lügen, um mich reinzulegen."

„Warum sollten sie?" fragte der Anwalt.

„Dorothy war eifersüchtig, weil ich meine Frau holte, und John ist sicher dahintergekommen, daß ich mit seiner Frau was hatte."

„Damit kommen Sie nicht durch, das ist ja lächerlich!"

„Dann verlange ich", brüllte David Webb in den Saal, „daß Etta Belle hierhergeholt und befragt wird."

„Sie hören es selber", sagte der Staatsanwalt zu den Geschworenen, „er schreckt nicht davor zurück, ein kindliches Gemüt zu vergiften. Warum sollte ihm nicht eine Vergewaltigung zuzutrauen sein?"

Am frühen Nachmittag schon war der Prozeß zu Ende. Die Geschworenen waren sich nach wenigen Minuten einig und sprachen Webb schuldig. Richter Guthrie verkündete das Urteil: „Lebenslänglich Zuchthaus!"

•

Auch als Sträfling im staatlichen Zuchthaus in Indiana behielt Webb seine lärmende Aufsässigkeit. Er erklärte seinen Wärtern und Mitgefangenen, daß man ihn reingelegt habe, daß er aber nicht daran denke, aufzugeben.

„Sie hatten es leicht mit mir", erzählte er jedem, der ihm zuhörte. „Ich hatte keine Ahnung von ihren juristischen Tricks und Finessen. Und der schlechtbezahlte Anwalt, den man mir gegeben hat, war dumm, faul und phantasielos und ließ mich im Stich. Ich muß jetzt die Tricks und Kniffe der Juristen kennenlernen."

Er bat seine beiden Brüder, die zu ihm hielten und an seine Unschuld glaubten, ihm juristische Bücher zu schicken und einen Briefkursus in Strafrecht zu abonnieren. In den kargen Freizeitstunden quälte er sich durch Bücher und Paragraphen, und was ihm die akademisch trockene Sprache der Bücher nicht verständlich machte, ließ er sich bei den gemeinsamen Spaziergängen auf dem Gefängnishof von den erfahrenen schweren Jungens erklären. Es berührte ihn nicht sonderlich, als er erfuhr, daß seine Frau die Scheidung von ihm, dem „Lebenslänglichen", forderte. Er stimmte zu.

Seine Ungeduld trieb ihn nach drei, vier Jahren dazu, seine Brüder zu bitten, einen Anwalt für ihn zu interessieren. Die Brüder versuchten es mehrere Male. Es bedeutete für sie, die einfache Arbeiter waren, schwere finanzielle Opfer. Aber dann mußten sie ihm mitteilen, daß sich kein Anwalt fände, der die Sache durchzukämpfen bereit sei. Vier oder fünf hatten erst den Auftrag angenommen und sich Geld geben lassen, dann hatten sie ihr Mandat zurückgegeben. Es sei aussichtslos, hatten sie erklärt.

Nach zwanzig Jahren Haft war er mit seinen Bemühungen nicht weiter gekommen. Doch er resignierte nicht.

Endlich, Mitte 1960, kam einer seiner Briefe in die Hände des Richters Arteburn beim Obersten Staatsgericht. Arteburn forderte die Prozeßakten an.

Sie waren verschwunden.

Da bestimmte Arteburn, daß David Webb ein neuer Prozeß gemacht werden sollte.

Zu Webbs Verteidiger in dem neuen Verfahren wurde Rechtsanwalt McClellan bestellt. Webb wurde aus dem Zuchthaus in das Untersuchungsgefängnis übergeführt. Er bekam Zivilkleidung, die sein Bruder ihm geschickt hatte.

Als McClellan ihn besuchte, sagte Webb zu ihm: „Wenn Sie nicht an meine Unschuld glauben, dann lassen Sie die Finger von der Sache. Mich hat schon einmal ein Verteidiger im Stich gelassen. Das hat mich mehr als 22 Jahre meines Lebens gekostet."

„Ich weiß", sagte McClellan. „An Ihrem Prozeß im Jahre 1938 war vieles faul. Das ist das einzige, was ich sicher weiß. Man war unfair zu Ihnen, und jetzt sorge ich dafür, daß Sie einen fairen Prozeß haben werden."

Er war kein Sprüchemacher, dieser Anwalt McClellan. Die Sache Webb wurde für ihn so wichtig, als ginge es um seinen eigenen Kopf. Er trieb Zeugen auf, die man damals nicht gehört hatte. Und mit dem Spürsinn eines Detektivs suchte er zu klären, was länger als 22 Jahre verwirrt war.

Der neue Prozeß fand am ersten warmen Frühlingstag des Jahres 1961, am 26. April, im gleichen Saal statt wie der Prozeß des Jahres 1938.

„Das Ganze ist nicht mehr als eine Formsache", schrieben die Zeitungen. „Die Chancen für den Angeklagten sind gleich null." Und die Zeitungen berichteten, was sie in ihren Archiven über Webb und sein Verbrechen an der kleinen Etta Belle King aufgestöbert hatten.

Wieder waren die Reihen der Zuhörerbänke dicht besetzt, doch kein Schmähruf empfing David Webb, als er an den Ort zurückkam, aus dem er vor mehr als 22 Jahren schwer gefesselt ins Zuchthaus abgeführt worden war.

Der Staatsanwalt wiederholte die Anklage auf Vergewaltigung der kleinen Etta Belle. „Ich werde den Täter überführen", versprach er. „Das Opfer des Verbrechens von damals ist nun eine junge Frau. Wir haben sie aus Lexington in Kentucky geholt. Sie heißt jetzt Amos, ist geschieden und hat zwei Kinder, und sie hat bei ihrer Vernehmung versichert, daß sie das Gesicht des Mannes, der ihr so Schlimmes angetan hat, nie vergessen wird."

„Bekennen Sie sich im Sinne der Anklage schuldig, David Webb?" fragte der Richter.

„Nein", sagte David Webb. Er sprach gelassen, und er wirkte ruhig und selbstsicher.

Dann rief der Ankläger Frau Etta Belle Amos auf, die kleine Hauptperson von damals. Er tat es theatralisch und mit der großen Geste, die endgültige Entscheidungen versprach.

Der Saal hielt den Atem an, als Etta Belle eintrat.

Sie war mittelgroß und hatte unter einem dunklen Wuschelhaar ein weißes Dutzendgesicht mit sparsam gefärbten, dicken Lippen. Ein dunkles Kostüm spannte sich prall über ihren molligen Körper.

Während sie mit zaghaften Schritten in den Saal trat, huschten ihre Blicke über den Richtertisch, die Geschworenenbank und blieben dann an der Anklagebox haften. Sie sah in das Lächeln von David Webb.

Sie blieb mit einem Ruck stehen.

Ihre Augen waren weit aufgerissen, voller Überraschung.

„Oh, Onkel Dave", sagte sie atemlos.

Der Staatsanwalt sprang auf und tat einige Schritte auf den Richtertisch zu. „Ich beantrage Vertagung", forderte er laut.

Der Richter schüttelte den Kopf und wandte sich Frau Etta Belle Amos zu. „Erkennen Sie den Mann?" fragte er behutsam.

„Ja, es ist Onkel Dave. Er war oft bei uns, als ich ein Kind war. Wir alle hatten ihn sehr gern. Deshalb habe ich ihn nicht vergessen."

„Ist es der Mann", fragte der Vorsitzende, „der Sie am Abend des 30. September 1938 im Auto Ihres Vaters unsittlich belästigt hat? Antworten Sie."

„Aber nein", sagte Etta Belle Amos empört, „der Mann von damals war doch ein Neger!"

Die Geschworenen sahen sich an. In den Reihen der Zuschauer kam Tumult auf. Der Vorsitzende klopfte mit dem Hammer auf die Tischplatte und forderte Ruhe.

„Dann ist wohl alles klar", sagte der Verteidiger.

„Können Sie uns eine Erklärung geben", fragte der Staatsanwalt, „warum Ihre Eltern David Webb beschuldigt haben?"

Etta Belle hob die Schultern und sagte: „Nein."

„Wissen Sie, daß Sie Ihre Eltern soeben des Meineides beschuldigt haben? Wissen Sie, daß Ihre Mutter und Ihr Vater deswegen ins Zuchthaus kommen?"

„Meine Mutter ist tot", sagte Etta Belle. „Und was mein Vater ausgesagt hat, weiß er ja nur von meiner Mutter. Ich habe mit ihm nie darüber gesprochen."

Und dann begann Etta Belle zu weinen.

Der Staatsanwalt hob hilflos die Hände. „Ich habe keine Fragen mehr."

„Haben Sie weitere Belastungszeugen?" fragte der Vorsitzende.

„Nein", sagte der Staatsanwalt.

„Dann beantrage ich, David Webb sofort in Freiheit zu setzen", forderte der Verteidiger McClellan.

„Ich habe den Fall", sagte der Vorsitzende, „drei Monate gründlich studiert. Und ich bin jetzt mehr denn je davon überzeugt, daß wir nichts anderes tun können, als dem Angeklagten die Freiheit wiederzugeben."

Der Staatsanwalt stand protestierend auf. Doch der Vorsitzende ließ ihn nicht zu Wort kommen.

„Wenn der Angeklagte eine Kaution von 400 Dollar aufbringt, ist er freizulassen. Die Staatsanwaltschaft hat ein Jahr Zeit, neue Beweise für seine Schuld zu bringen. Kann sie es nicht tun, dann gilt das Urteil, das das Tribunal im Jahre 1938 hier gefällt hat, als falsch."

Damit war die Verhandlung geschlossen. Webbs Brüder stürmten vor zur Anklagebank und umarmten David. Kein Polizist hinderte sie daran. Dann trat Etta Belle an die Barriere und gab David die Hand. Sie lächelte unter Tränen, als sie es tat.

•

Noch eine Woche lang wurde David Webb im Untersuchungsgefängnis festgehalten. Dann hatten die Brüder die Kaution aufgebracht. Sie holten ihn in die Freiheit. Sie feierten bis tief in die Nacht hinein.

Am nächsten Tag berichtete ein Journalist über ein Gespräch, das er mit Webb kurz nach dessen Freilassung gehabt hatte.

„Er ist sicher, daß der Staat ihm eine Entschädigung zahlen muß, und er rechnet mit 250 000 Dollar" schrieb der Journalist. „Er weiß aber auch, daß man ihn im April 1962 für den Rest seines Lebens ins Gefängnis zurückholen kann. Er hat noch keine Zukunftspläne, aber er will schnell heiraten. Er hat noch kein endgültiges ‚Ja', aber er darf hoffen. An jedem Tag, seit der Verhandlung, hat die Frau, die er morgen um ihr ‚Ja' bitten will, ihm geschrieben. Morgen will er zu ihr nach Lexington fahren.

Es ist Etta Belle Amos, mit der er seine Erwartungen auf ein glückliches Leben und die 250 000 Dollars teilen will."

Kennen Sie sich?

UNSER TEST

Sind Sie fair im Verkehr?

Jeder von uns glaubt, er sei ein disziplinierter und fairer Verkehrsteilnehmer — zu Fuß, im Auto oder auf dem Rad. Aber wie sieht es bei Ihnen wirklich aus? Prüfen Sie sich ehrlich und stellen Sie selber fest, ob Sie sich fair im Verkehr verhalten oder nicht.

1. Aufgabe: Ohne abzusetzen sollen Sie mit dem Bleistift eine Fahrt von Punkt A in das gezeichnete Labyrinth hinein bis zum Mittelpunkt X machen. Zeichnen Sie zügig, halten Sie die Richtung und ecken Sie nicht an.

2. Aufgabe: Wieder dient das Labyrinth Ihren Zeichenkünsten. In Pfeilrichtung von X nach den Punkten B, D und E und von C nach X sollen Sie unter Benutzung der vorgedruckten Hilfslinien eine Verbindung skizzieren. Sie können das entweder a) in Gestalt einer durchgezogenen Linie oder b) in Form einer gestrichelten Linie tun.

Frage 1: Sie haben es sehr eilig. Es kommt kein Wagen von links oder rechts. Die Fußgängerampel steht aber auf Rot. Gehen Sie über die Straße? Ja/Nein.

Frage 2: Wenn Sie Autofahrer sind: Sind Sie stolz darauf, daß Sie einen stärkeren oder schöneren Wagen haben als viele Ihrer Bekannten? Wenn Sie kein Auto haben: Würden Sie beim Kauf eines Wagens Wert darauf legen, etwas ins Auge Fallendes zu haben? Ja / Nein

Frage 3: Können Sie ganz langsam und gemütlich spazierengehen und bleiben Sie gern hinter Ihrer Begleitung ein wenig zurück? Ja / Nein

Frage 4: Haben Sie einen guten Schlaf? Ja / Nein

Frage 5: Sie gehen auf einer Landstraße. Auf welcher Straßenseite halten Sie sich? Rechts / links.

Frage 6: Machen Sie zu bestimmten Gelegenheiten, wie z. B. Silvester, gern mit Knallfröschen oder anderem Feuerwerk Krach? Ja / Nein

Frage 7: Haben Sie vor oder nach Prüfungen, wichtigen Besprechungen und nach sonstigen Aufregungen Magenschmerzen oder bekommen Sie Verdauungsbeschwerden? Ja / Nein

Frage 8: Sie begegnen in einem fremden Treppenhaus einem Hausbewohner. Sagen Sie a) auf jeden Fall guten Tag, oder gehen Sie b) ohne Gruß vorbei? a) / b)

Frage 9: Werden Sie nach Genuß von viel Alkohol a) zum Einschlafen müde und gleichgültig oder b) gereizt und streitsüchtig? (a / b)

Frage 10: Obwohl Sie die Verkehrszeichen nicht für eine Prüfung lernen mußten, bemühen Sie sich dennoch a) sie kennenzulernen (Ja / Nein), besitzen Sie b) eine gedruckte Erklärung der wichtigsten Verkehrszeichen (Ja / Nein). Falls Sie einen Führerschein haben: c) begegnen Ihnen gelegentlich Verkehrszeichen, deren Bedeutung Ihnen nicht klar ist? Ja / Nein

Die Auswertung:

1. Aufgabe: Die „Fahrt" des Bleistiftstriches prüfen. Verläuft er an einer der Ecken des vorgedruckten Labyrinthweges auch eckig, gibt das jedesmal 1 Punkt. Berührt er eine der vorgedruckten Linien, gibt es jedesmal wieder 1 Punkt. Durchschneidet oder überquert er sie, jedesmal 2 Punkte. . . . . .

2. Aufgabe: Jedesmal wenn Ihre Verbindung eine der vorgedruckten Labyrinthlinien berührt hat, gibt es 1 Punkt . . . . .

Frage 1: Ja 10 Punkte . . . . .

Frage 2: Ja 7 Punkte . . . . .

Frage 3: Nein 10 Punkte . . . . .

Frage 4: Nein 7 Punkte . . . .

Frage 5: Rechts 10 Punkte . . . . .

Frage 6: Ja 12 Punkte . . . . .

Frage 7: Ja 10 Punkte . . . . .

Frage 8: b bejaht 7 Punkte . . . . .

Frage 9: b bejaht 12 Punkte . . . . .

Frage 10: a) verneint 10 Punkte,
b) verneint 10 Punkte,
c) bejaht 12 Punkte . . . . .

Gesamtpunktzahl . . . . .

Der Charakterologe sagt:

„Die Teilnahme am Verkehr in den Großstädten und auf der Landstraße stellt besondere Anforderungen an die körperliche Konstitution und an die Nervenstruktur der Menschen sowie an ihre Fähigkeiten zu Selbstbeherrschung und Selbstkontrolle. Die Berücksichtigung von Willenskräften und psychischen Faktoren ist dabei weitaus wichtiger als die fälschlicherweise so oft in die Debatte geworfene Frage nach physischer Gesundheit. Das beweist unter anderem die weit unter dem Durchschnitt liegende Beteiligung Kriegsversehrter, also gesundheitlich körperbehinderter Verkehrsteilnehmer an Unfällen. Die hohe Unfallquote der 20–25jährigen beweist, daß ein Verständnis für Technik noch nicht deren Beherrschung garantiert.

Die Beurteilung:

Bis zu 50 Punkten: Sie wird man mit Recht als das Ideal eines fairen Verkehrsteilnehmers bezeichnen können. Dank Ihrer zumindest in der Öffentlichkeit wirksamen starken Selbstkontrolle sowie Ihrer überlegten Art, sich zu bewegen, schützen Sie sich nicht nur gegen viele übliche eigene Fehler, sondern sind auch noch in der Lage, Fehler anderer vorauszusehen – fast könnte man sagen „vorauszuahnen" – und Gefahren abzuwenden. Manche werden Ihr Verhalten als Fußgänger oder Kraftfahrer als kleinlich oder ängstlich bezeichnen. Das sollte Sie nicht kümmern. Sie selbst werden jedenfalls von sich aus nie zu einer Verkehrsgefahr, selbst wenn Sie schlecht zu Fuß oder kein wirklich guter Kraftfahrer sein sollten.

51 – 57 Punkte: Sie sind immerhin noch leidlich fair im Verkehr. Sie lassen den anderen gelten. Sie entwickeln keinen Verkehrsmittelhaß. Sie interessieren sich für Verkehrsgefahren und Verkehrsprobleme und verstehen es, die richtigen Folgerungen für sich selbst als Fußgänger wie als Kraftfahrer zu ziehen. Die erforderlichen Nervenfunktionen genügen zumindest oder können meist noch überdurchschnittliche Ansprüche erfüllen. Gefährlich werden kann Ihnen eigentlich nur die Routine, etwa das von Ihrer Selbstkritik durchaus mit Recht bestätigte Gefühl, Ihren Wagen voll zu beherrschen („Mir kann nichts passieren") oder sich in den Fußgängerverkehrsklippen Ihres Heimatortes genau auszukennen. Solches Sicherheitsempfinden läßt oft die gefährlichen Fehler, die andere machen können, unberücksichtigt.

76 – 120 Punkte: Wenn Sie auch zum Durchschnitt gehören, so heißt das doch nicht, daß Sie ein durchschnittlich fairer Verkehrsteilnehmer seien. Geschwindigkeitsbegrenzungen sind nach Ihrer Meinung nur für die anderen da. Sie stolzieren gern kreuz und quer über die Straßen, sich selbst und andere gefährdend. Zwischendurch haben Sie dann – wenn Sie gerade wieder einmal viele Unglücksnachrichten gehört haben – Perioden von Sorgfalt, zu der Sie durchaus nicht unbegabt sind. Je niedriger die Punktzahl, desto besser sieht es noch aus.

Mehr als 120 Punkte: Sie neigen zum Verkehrsegoisten, je mehr, desto mehr Punkte Sie erreichen. Als Autofahrer sehen Sie manchmal gern auf Fußgänger herab, als Fußgänger hassen Sie die Autofahrer, die Ihretwegen natürlich halten müssen. Entsprechend bewegen Sie sich auch im Verkehr und provozieren aus Ihrem Wesen heraus manche allgemeine Gefährdung. Verkehrsregeln interessieren Sie nur am Rande. Als Fußgänger gehen Sie bei roter Ampel über die Straße. Vielleicht sind Sie ein geschickter Autofahrer und haben, weil Sie in letzter Sekunde noch reagieren – und weil andere Ihre oft rücksichtslosen Kapriolen voraussahen – noch keinen Unfall verursacht. Man hat Sie auch bei Ihrer verkehrswidrigen wilden Straßenüberquerung noch nicht umgefahren. Aber ein fairer Verkehrsteilnehmer sind Sie bestimmt nicht. Ihnen fehlen Sorgfalt und Verantwortung.

„OMO wäscht so duftig und weich!"

Der Sunlicht-Reporter sprach mit Frau Renate Spahn, FÜRTH/Bay.

„Was glauben Sie, wie gut das für die Babysachen ist," sagte Frau Spahn dem Sunlicht-Reporter, „sie sind im Nu wieder weiß und nach der OMO-Wäsche so mollig weich..."

„Sie haben eine Waschmaschine?" - „Ja, eine Bottichwaschmaschine. Auch dafür nehm' ich nur noch OMO; es schäumt ja nicht über und bildet auch keinen Belag."

„Ein wirkliches Vollwaschmittel also?" — „Aber ja, alles, sogar Berufskittel z.B., kriege ich doch mühelos sauber. Ich nehme nur noch OMO für all meine Wäsche."

„In OMO gewaschener Wäsche fühlt man sich richtig wohl," sagte Frau Spahn zum Schluß. Und bitte: sieht man es dem Kleinen nicht an?

...denn OMO hat unermüdliche Waschkraft!

Das zeigt sich am Weiß, das spürt man am Griff!

Diese Waschkraft ist wunderbar: unermüdlich durchzieht sie Ihre Wäsche. Unermüdlich durchflutet sie das Gewebe... wäscht es rein, wäscht es weich, wäscht es weiß. Schonend und pflegend. Und: der moderne OMO-Schaum ist immer genau richtig – ob in der Waschmaschine oder im Waschkessel.

OMO
das Vollwaschmittel

DM 1,55 Doppelpaket

DM 2,30 Riesenpaket

Ein Sunlicht Erzeugnis

052

Mit arabischem Zupfinstrument, umgeben von Luxus und Einsamkeit: Barbara Hutton, die 48jährige Erbin des riesigen Kaufhausvermögens, zog sich nach sechs gescheiterten Ehen in einen marokkanischen Palast zurück

Warten auf das nächste Glück

Woolworth-Erbin Barbara Hutton lebt jetzt in der Kasba von Tanger

Warten auf das nächste Glück

Katharina die Große trug das Juwelen-Diadem, mit dem sich Barbara Hutton von dem englischen Meisterfotografen Cecil Beaton porträtieren ließ. Bevor sie jetzt in Tanger inmitten prunkvoller orientalischer Ausstattung seßhaft wurde, kreuzte sie jahrelang ruhelos durch die Welt. Barbara Hutton wurde vor einem Jahr von ihrem sechsten Ehemann, Gottfried von Cramm, geschieden. Sie wird nicht lange einsam bleiben. Der nächste Gatte soll der 24jährige Musikant Lloyd Franklin sein, der einst in der britischen Armee Trompete blies und dann als Alleinunterhalter in einer Bar von Tanger wirkte

Für mich nur

NYLON
NYLtest
DEUTSCHE RHODIACETA

getestet und kontrolliert

Denn das steht fest: NYLTEST-Hemden sind enorm haltbar und absolut bügelfrei. Nur durchwaschen abends, tropfnaß aufhängen, und morgens haben Sie ein frisches Hemd. Kein Kochen, kein Bügeln! Das ist wirklich Fortschritt. Was Millionen tragen, sollten auch Sie probieren. NYLTEST-Hemden und selbstverständlich auch NYLTEST-Blusen gibt es jetzt ja überall zu kaufen.

In Stade wird der erste vollautomatische Laden ausprobiert. Das Warenlager befindet sich im ersten Stock über dem Schaufenster, der Automat ist unten neben der Eingangstür. Der Kunde wählt und zahlt. Dadurch wird ein elektrischer Impuls ausgelöst, und die Ware fällt herunter. Der Automat ist Tag und Nacht in Betrieb. Er soll das fehlende Verkaufspersonal ersetzen und die bequeme Einkaufsquelle nach Ladenschluß sein

Kleingeld ist nicht nötig, der Automat wechselt. Von 5 Pfennig bis zu 5 Mark nimmt er jede Münze an. Auf einer Liste sind die Artikel mit Preis und einer Nummer versehen, die der Kunde wählen muß. Dann wirft er sein Geld ein. Der Erfinder der elektronischen Anlage, ein Stader Kaufmann, erklärt, daß sie demnächst auch Papiergeld annehmen und wechseln wird. Ein Betrug sei ausgeschlossen

Einkauf nach Laden-schluß

1000 Artikel, von Butter über Waschpulver bis zu Würstchen, liefert der Präsenzautomat, eine Neuheit für Kaufleute und Kunden. Demnächst in allen großen und kleinen Städten

Das Herz der Anlage ist die elektronische Steuerung. 7 Jahre haben Erfinder und Fabrikant gebraucht, bis der vollautomatische Laden einwandfrei arbeitete. Die Regale, in denen Waren verschiedener Größe und Verpackung gestapelt werden, sind unkompliziert. Schwierig war jedoch der Geldwechselmechanismus. Arbeitet er fehlerhaft, stimmt die Kasse nicht. Interessenten aus aller Welt kommen in die Fabrik nach Stade und bewerben sich um Lizenzen. Denn die Erfindung ist einmalig

SÜCHT

Die Polizei jagt Martin M. Aber noch einmal entgeht ihr der morphiumsüchtige Schriftsteller. Es gelingt ihm sogar, kurz nach der Verfolgungsjagd wieder einen New Yorker Apotheker zu täuschen und auf ein gefälschtes Rezept Morphium zu bekommen. Während er danach als Nachtportier in einem Hotel seinen Dienst versieht, überdenkt er die letzten Ereignisse, ein Ereignis vor allem: Er war in der Silvesternacht bei seiner Freundin Liza. Er ist bei ihr geblieben — ohne die Angst, als Mann versagen zu können. Niemand weiß, daß diese quälende Angst seit seiner Verwundung im Spanischen Bürgerkrieg die Ursache der Sucht ist, Liza nicht, und auch nicht sein Freund Michelson, der Psychiater. Aber vielleicht wird nun alles gut . . .

Martin dachte an Ernest, den grotesken alten Fahrstuhlmann. Ernest war die einzige lebende Seele im weiten Umkreis, der gebeugte alte Mann mit dem unförmigen Schädel und den buschigen Augenbrauen. Martin dachte, daß es gar nicht Ernests manierierte Sprechweise war, die ihn störte, irritierte — da war noch etwas anderes, und plötzlich fiel es ihm ein. Es waren die trüben, verschleierten und wachsamen Augen. So sah nur einer aus, der viel gelitten hat.

Ohne zu überlegen, rief er quer durch die Halle, halblaut: „Ernest . . ."

Der große, hagere alte Mann tauchte aus dem dunklen Loch neben dem Fahrstuhl auf, in dem er hockte, wenn er nicht benötigt wurde. „Sie wünschen, Sir?"

„Kommen Sie her . . ."

Ernest schlurfte näher und blieb vor ihm stehen.

„Ernest", sagte Martin, „sind Sie schon mal im Gefängnis gewesen?"

Der Mann blickte langsam auf, die trüben, undurchdringlichen Augen hefteten sich auf Martins Gesicht.

Die Bekenntnisse des Martin M., aufgezeichnet von Heinz Liepman

IG

Einen Augenblick lang schwieg er. Dann antwortete er mit seiner sanften, höflichen Stimme: „Wenn Sie mir die Bemerkung gestatten, Sir, so möchte ich sagen, daß die Diskussion privater Angelegenheiten nicht zu meinen Pflichten gehört . . ."

Martin nickte ungeduldig. „Das weiß ich. Sie können mal für ein paar Minuten aufhören, Ihre Rolle als perfekter englischer Butler zu spielen. Ich weiß, daß mich Ihre Privatangelegenheiten einen Dreck angehen. Es ist mir auf einmal eingefallen, daß Sie wie ein Mensch aussehen, der viel durchgemacht hat. Deswegen wollte ich Sie etwas Privates fragen, sozusagen als Kollege. Ich stehe bis zum Hals im Dreck. Ich muß mal mit jemandem reden, der — na ja, mit einem Menschen."

Ernest war nicht verwundert. Er nickte langsam. „Ich hatte seit einiger Zeit den Eindruck, Sir, daß Sie sich in Schwierigkeiten befinden. Sonst hätte ich Ihnen kaum gestattet, mich flegelhaft zu behandeln."

Martin spürte, daß er rot wurde. „Es tut mir sehr leid, Ernest", murmelte er.

„Aber ich bitte Sie, Sir", beschwich-

→

tigte ihn der Mann. „Es ist mir bewußt, daß ich manchen Leuten auf die Nerven gehe. Die Sprechweise, in der ich mich äußere, macht meine anderen Unzulänglichkeiten noch deutlicher. Ich habe bereits einige gute Anstellungen wegen meiner Erscheinung und meiner Art zu sprechen verloren. Glauben Sie mir, Sir, daß ich wiederholt ernsthaft versucht habe, weniger Aufmerksamkeit auf mich zu lenken. Leider ist es mir unmöglich."

Er machte eine kleine Pause und fuhr dann ruhig fort: „Sie erkundigten sich, ob ich im Gefängnis gewesen sei. Ich muß diese Frage bejahen. Ich bin zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt worden. Nach zweiundzwanzig Jahren hat man mich begnadigt. In diesen zweiundzwanzig Jahren eignete ich mir die Sprechweise an, die ich jetzt nicht mehr aufgeben kann. Zuerst half mir mein Lerneifer nur zum Zeitvertreib – um die Zeit, die schwer an meinen Händen hing, zu vertreiben. Ich versuchte, die Vergangenheit zu vergessen – und die Zukunft. Ich bediente mich einer alten Gefängnisweisheit: daß ich nicht meine Zeit abdienen dürfe, sondern die Zeit dazu bringen müsse, mir dienstbar zu sein. Ich lernte, mich korrekt auszudrücken – vielleicht, weil ich soviel Zeit hatte, allzu korrekt. Durch meine intensive Arbeit rettete ich meine geistige Gesundheit. – Verzeihen Sie, ich werde redselig. Warum interessiert es Sie, ob ich im Gefängnis gesessen habe?"

„Es fiel mir plötzlich ein, Sie zu fragen. Ich weiß nicht, warum. Ich kann nämlich jeden Augenblick verhaftet werden. Vielleicht suchte ich einen Leidensgefährten. Ich weiß nicht, warum ich Sie fragte."

„Möglicherweise kann ich Ihnen diese Frage beantworten. Ohne daß Sie es wissen, sind Sie ein Mitglied der alten Gilde geworden – der Gilde der Verdammten. Sie wurden zum Mitglied gekürt, und es ist Ihnen nicht gegeben, sich dieser Wahl zu entziehen. Ich bin ein altes Mitglied, wie Sie sich denken können, ich kenne die Regeln und Rechte. Eine der Eigentümlichkeiten der Bruderschaft ist die Fähigkeit, andere Mitglieder zu erkennen. Man spürt es, wenn man einem Gefährten begegnet. Deshalb wandten Sie sich unter den vielen Freunden und Bekannten, die Sie zweifellos besitzen, an mich. Es ist ein erstaunlich starkes Band, das uns Ausgestoßene aneinander bindet."

„Ausgestoßene? Ich bin kein Verbrecher. Ich bin noch nie mit dem Gesetz in Konflikt gekommen. Ich bin mit einem wunderbaren Mädchen verlobt, ich habe eine Familie, Freunde, ein Heim, eine Stellung . . ."

Ernest fragte sanft: „Sie sind süchtig, nicht wahr?"

„Woher, zum Teufel, wissen Sie das?"

Ernest versuchte zu lächeln, aber es war, als wollten seine Gesichtsmuskeln nicht gehorchen. Das Lächeln wurde zur Grimasse. „Nachdem ich zweiundzwanzig Jahre Gelegenheit hatte, meine Kameraden zu beobachten, habe ich gelernt, hinter den Masken ihre wahren Gesichter zu erkennen. Ich habe viele Kameraden gekannt, die süchtig waren. Sie sollten sich schon jetzt mit dem Gedanken vertraut machen, daß Sie in ein paar Jahren ein langes Vorstrafenregister haben werden – und keine Verlobte, keine Familie und keine Freunde mehr."

„Sie sind verrückt. Ein berühmter Psychiater wird mich behandeln. Er hat mir gesagt, daß er mich heilen wird."

„Das ist ein verhängnisvoller Selbstbetrug, Sir, wenn Sie mir diese Bemerkung gestatten. Sie werden niemals geheilt werden. Süchtige werden nie geheilt. Man wird Sie einmal ins Gefängnis schicken – und Sie werden immer wieder dahin zurückkehren."

„Immer wieder zurück . . ."

„Sie kommen immer wieder zurück", wiederholte Ernest mit seiner milden Stimme. „Vergessen Sie nicht meine Erfahrung. Jedesmal, wenn sie ihre Strafe verbüßt haben, verlassen sie das Gefängnis mit dem Vorsatz, ein neues Leben zu beginnen. Und kurze Zeit später werden sie wieder eingeliefert. Die ersten paar Male überzeugen sie ihre Eltern und Frauen, ihre Kinder und Freunde, daß sie nicht mehr rückfällig werden.

Beim nächsten Mal, wenn sie das Gefängnis verlassen, werden weniger Freunde auf sie warten. Schließlich wartet niemand mehr. Die Mütter halten am längsten aus, sie geben als die letzten auf. Nein, das ist falsch. Die letzten, die die Hoffnung aufgeben, sind die Süchtigen selber. Sie

können die Hoffnung nicht aufgeben. Es würde sie umbringen ..."

„Sie meinen, für einen Süchtigen gibt es keine Heilung?"

„Alte, erfahrene Gefangene zitieren gern das Wort: Der einzige geheilte Süchtige ist ein toter Süchtiger. Die Vernünftigen unter den Süchtigen sehen das natürlich bald ein. Nach dem vierten oder fünften Rückfall wissen sie, daß sie nur sich selber betrügen, wenn sie weiter hoffen. Sie ringen sich durch zu der Erkenntnis, daß es intelligenter — und weniger qualvoll für alle Beteiligten — ist, wenn sie die Quälerei nicht sinnlos verlängern."

„Und ...?"

„Sie bringen sich um. Verstehen Sie, Sir, es ist das Vernünftigste." Ernest hatte im Ton ruhiger Autorität gesprochen, unpersönlich, sanft und ernst, wie ein Mensch, der weiß, daß man sein Urteil nicht anzweifeln kann.

Martin fühlte, wie ihm der kalte Schweiß in den Kragen lief. Wortlos starrte er den alten Mann an. Ernest kicherte plötzlich.

„Warum lachen Sie?" schrie Martin.

„Ich bitte um Verzeihung, Sir, ich bin mir durchaus bewußt, daß dies eine ernste Angelegenheit ist. Ich versuchte mir eben vorzustellen, was Sie vor sich haben und wie Sie sich damit abfinden werden. Ich lachte, weil nicht ich es bin, der Ihr Leben leben muß. Ich habe zweiundzwanzig Jahre im Gefängnis verbracht, weil ich jemanden erschlagen habe, der mir nahestand — meine Mutter. Man verurteilte mich zu lebenslänglichem Zuchthaus, aber nach zweiundzwanzig Jahren wurde ich, wie ich Ihnen bereits sagte, begnadigt. Ich muß lachen, wenn ich mir vorstelle, wie gnädig das Schicksal mich behandelt hat — verglichen mit dem, was Sie erwartet."

„Ernest — um Gottes willen", stammelte Martin, „was kann ich denn tun?"

→

SÜCHTIG

Des alten Mannes Augen glühten. „Ich habe Ihnen ja gesagt, was diejenigen, die vernünftig sind, tun."

„Ich glaube es nicht. Ich glaube Ihnen nicht. Sie lügen. Ich werde geheilt werden. Ich werde gesund werden. Ich will gesund werden. Ich habe ein reiches Leben vor mir. Ich habe so viel, wofür ich leben kann. Niemand wird mich im Stich lassen. Ich werde . . ."

„Ich bitte um Entschuldigung, Sir", unterbrach ihn Ernest. „Mir ist, als habe man nach dem Fahrstuhl geklingelt."

Er schlurfte davon, groß, hager, ein wenig gebeugt.

Martin lauschte, hörte, wie der Fahrstuhl nach oben fuhr. Dann war es still. Der Fahrstuhl hielt auf einer der oberen Etagen, kam nicht zurück. Ernest hatte Martin ganz einfach stehenlassen.

Draußen fuhr ein schwerer Lastwagen vorbei. Es war kurz vor sechs. Der Brotmann mit dem Korb voll frischer Brötchen kam vorbei und ein wenig später der Milchmann, der die Kästen mit den Milchflaschen zu den Lastaufzügen schleppte. In der Halle erschienen die Putzfrauen mit ihren Eimern und Besen. Um sechs klingelte der Wecker. Martin ging zur Telefonzentrale und rief die Gäste an, die um sechs geweckt werden sollten.

„Ich brauche eine Spritze", sagte er halblaut zu sich selber.

Seine Hände zitterten.

Es gibt keinen Ausweg.

Die Vernünftigen unter ihnen . . .

Obgleich ihm so kalt war, daß ihn schauderte, fühlte er den klebrigen Schweiß auf der Stirn.

Als er die Sechs-Uhr-Anrufe beendet hatte, eilte er zur Toilette. Er hielt ein paar brennende Streichhölzer unter den Löffel, bis das Wasser kochte, warf drei der kleinen Tabletten hinein; dann — nach einem kurzen Augenblick des Zögerns — legte er noch eine vierte Tablette dazu. Sie lösten sich sofort auf. Meistens genoß er schon eine kleine Erleichterung, wenn er sich die Lösung bereitete, eine Art freudiger Erwartung. Aber jetzt fühlte er nichts als sein Elend . . .

Die Vernünftigen unter ihnen . . .

Er zog die Lösung in die Spritze. Nun mußte er noch zwei Minuten warten, bis sie sich abkühlte.

Ein Flugzeug donnerte über das Haus. Martin öffnete das Fenster und blickte hinaus. Der Himmel wurde grau. Der Tag begann. Die Straße war leer und einsam und trübe. Vom Wind getrieben, flogen ein paar Zeitungsfetzen über den Bürgersteig.

Er wurde gerufen. Schnell legte er die Spritze nieder und verließ die Toilette. Draußen wartete der alte Steve auf die Schlüssel zum Speiseraum. Martin händigte sie ihm aus und eilte zurück in die Toilette. Die Lösung war abgekühlt. Er machte sich die Injektion. Und während er darauf wartete, daß die Erlösung kam, blickte er wieder hinunter auf die trübe, leere Straße. Er spürte, wie es durch seine Adern strömte und sie erwärmte. Die Befreiung kam in Wellen, in einem dunklen, erregenden Rhythmus. Es dehnte sich aus in die schmerzenden Handgelenke, und sie schmerzten nicht mehr. Sanft floß es weiter bis in die feinsten Verästelungen seiner Nerven — und weich zurück in sein Gehirn.

Aber etwas fehlte. Körperlich empfand er die große Erlösung, aber das Hochgefühl, das sonst immer damit verbunden war — es kam nicht.

Die Vernünftigen, summte es in seinem Kopf, *bringen sich um* . . .

Er hörte draußen in der Telefonzentrale den Wecker rasseln. Sechs Uhr dreißig. Er ging hinaus, nahm den Hörer auf und die Weckliste.

Der Morgenbetrieb setzte ein. Die ersten Gäste quollen aus den Fahrstühlen. Der Postsack wurde hinter die Theke geworfen. Das Telefon schnarrte. Frühstück wurde bestellt.

Martin beantwortete die Fragen der Gäste, lief zum Telefon und zurück, sortierte die Post und gab sie aus. Routine . . . Während er seine Arbeit erledigte, höflich lächelte, während seine Hände, seine Beine, seine

„Schwester Sofie, ich habe das Gefühl, Sie nehmen in letzter Zeit Ihren Beruf nicht mehr ernst genug!"

Stimme beschäftigt waren, blieb sein Gehirn wie betäubt von dem Schlag, den der alte Fahrstuhlführer ihm versetzt hatte. Er hatte es natürlich längst gewußt, aber bisher hatte er sich geweigert, es vor sich selber zuzugeben: die Unvermeidbarkeit der Katastrophe.

Die Vernünftigen ...

Die Telefonmädchen kamen und dann der Mann von der Tagschicht. Während sein Kollege die Kasse kontrollierte, besorgte Martin die letzten Eintragungen im Nachtreport. Schließlich nahm er seinen Mantel und ging hinunter in den Speiseraum. Susan wartete an ihrem Tisch.

„Hallo“, begrüßte sie ihn, lächelte, zeigte ihre Zähne, „müde?“

„Tag, Susan“, sagte er kurz, verdrossen, und als sie ihn etwas verwundert ansah, fügte er hinzu: „Mir geht's gut. Und dir? Gut geschlafen?“

„Großartig“, antwortete sie und rief den alten Steve, um das Frühstück zu bestellen. „Du siehst blaß aus, Martin“, flüsterte sie ihm zu. „Geht es dir wirklich gut?“

Mein Gott, dachte er, jetzt fängt sie auch schon an. Gereizt fuhr er sie an: „Warum flüsterst du wie ein Verschwörer? Wenn du dich so blöd benimmst, müssen die Leute sich ja wundern und anfangen, über uns zu quatschen.“

„Martin“, sagte sie mit einer atemlosen, dünnen Stimme, „ich werde nicht mehr flüstern, wenn du das nicht willst. Sieh mich an. Ich kann es nicht aushalten, wenn du ärgerlich bist auf mich. Sei wieder freundlich, Martin. Du weißt ja, daß ich dich liebe. Gerade jetzt ...“

„Wieso gerade jetzt? Na ja, ist ja gut. Ich bin nicht ärgerlich. Verzeih mir, ich bin todmüde. Manchmal sind diese Nächte verdammt anstrengend.“

Der alte Steve kam auf sie zu. „Telefon für Sie, Martin.“

Martin war aufgesprungen, totenblaß. Noch nie war er hier angerufen worden ... Etwas mußte passiert sein ... Mr. Murphy, war sein erster Gedanke ... Michelson oder ein Arzt, der ihn zufällig im Hotel gesehen hatte ...

„Martin ... “, flüsterte Susan und stand neben ihm. „Kann ich etwas tun? Du bist ja ganz blaß ...“

Er wandte sich brüsk um und ging auf die Telefonzelle zu. „Ja ...?“

„Hier ist Liza. Martin ...“

„Liza, was ist denn?“

„Entschuldige, daß ich dich anrufe, Martin. Ich wollte dich erreichen, bevor du nach Hause und ins Bett gehst. Ich wollte dich nicht während deines Dienstes anrufen, und gestern den ganzen Nachmittag und Abend habe ich es bei dir zu Hause versucht, und du warst nicht da. Ich muß dich sprechen, es ist wichtig. Kannst du heute nachmittag zu mir kommen?“

„Natürlich, Liska. Aber was ist es denn? Deine Stimme klingt so aufgeregt. Um was handelt es sich denn?“

„Ich kann es dir am Telefon nicht sagen, Martin.“

„Mach doch wenigstens eine Andeutung, Liza. Sonst kann ich doch nicht schlafen ...“

„Martin, kannst du es dir nicht denken? Etwas Wichtiges. Das Allerwichtigste ...“

„Spann mich nicht auf die Folter, Liska. Ich habe keine Ahnung.“

„Ich war gestern beim Arzt ...“

„Beim Arzt? Bei welchem Arzt? Bist

→

SÜCHTIG

du krank? Verdammt, Liza, nun rede doch . . ." Seine Stimme wurde hysterisch, schrill.

„Martin . . ."

„Ja?"

„Der Arzt sagt – er sagt, daß – daß – wir werden ein Kind haben. Martin, wann kommst du?"

„Ein Kind . . . ein Kind . . . Liska, du und ich . . . Ich muß noch eben schnell bei mir zu Hause vorbeigehen, dann komme ich gleich zu dir . . ."

Martin lief die paar Straßen zu seiner Wohnung. Ein Kind, dachte er, ein Kind von Liza und mir . . . Und er dachte: Ich hätte also nie Angst zu haben brauchen . . .

In seinem Zimmer wartete Mr. Murphy auf ihn mit zwei Detektiven. Er wurde verhaftet.

●

Die beiden Detektive, die Martin verhaftet hatten, fuhren mit ihm zum Polizeipräsidium. Seine Personalien wurden aufgenommen, er wurde im Profil und von vorn fotografiert, man nahm seine Fingerabdrücke. Auf der langen Fahrt von Martins Wohnung bis zum Polizeipräsidium legte man ihm Handfesseln an. Dann fuhren ihn die Detektive von der Center Street zum Justizpalast. Ein paar Stahltüren wurden vor ihm auf- und hinter ihm abgeschlossen. Plötzlich waren die Detektive verschwunden. Er war allein mit einem mürrischen Wärter, der ihm befahl, seine Taschen auszuleeren. Alle Gegenstände, mit denen er sich etwas hätte antun können, Taschenmesser und Nagelfeile, wurden ihm abgenommen. Dann führte ihn der Wärter einen langen Gang entlang. Er schloß eine Gittertür auf.

Martin trat ein. Das Gitter fiel hinter ihm zu. Er war in dem Raum, den die alten Gefangenen den „Käfig" nannten.

Um drei Wände läuft eine hölzerne Bank; die vierte Wand, die am Gang, besteht aus Gittern. An einem Draht baumelt eine trübe Glühbirne, in der Ecke gegenüber dem Gitter gibt es eine von uraltem Kot verkrustete offene Toilette. Das ist das Mobiliar des „Käfigs" – außerdem gibt es nur Schmutz: feuchte, grünlich schimmernde Wände, den schlüpfrigen Steinfußboden und den dicken, stickigen Gestank.

Und vierunddreißig Menschen.

Sie tragen Overalls, haben harte, rissige Hände – Männer, die man von ihren Arbeitsstellen geholt hat. Einige laufen rastlos auf und ab, in ehemals eleganten, nun zerdrückten, beschmutzten Anzügen. Zwei liegen regungslos auf der Bank, mit Mänteln, zerrissen, blutbeschmiert, zugedeckt. Da sind Neger, Weiße, Chinesen. Männer mit harten, pockennarbigen Gangstergesichtern, kleine Leute, fassungslos, und ein Portier in goldbetreßter Uniform. Zwei blonde Jungen, einander ähnlich wie Brüder, geschminkt und schmollend, mit bemalten Lippen – und schweigende, alte Männer mit langen, grauen Bärten. Einige rauchen mit nervösen, hastigen Zügen und geben dann die Kippen weiter. Die die Kippen nehmen, inhalieren ein paarmal tief und werfen die Enden auf den Fußboden. Und dann gibt es da noch einen, einen kleinen Kubaner mit gelben Hosenträgern, der die Stummel von dem schleimigen Fußboden aufklaubt, das Papier abschält und die paar Tabakskrümel sammelt, bis er sich mit etwas Zeitungspapier eine neue Zigarette drehen kann.

Die meisten laufen pausenlos auf und ab; einige sprechen und lachen, die meisten aber schweigen, mit sich selbst beschäftigt. Und alle sind sie angespannt, erregt, ruhelos – die Hände, die Beine, die Lippen – und besonders die Augen der beiden regungslosen Männer, die unter ihren blutverschmierten Mänteln auf den Bänken liegen.

Sie alle warten darauf, dem Gericht vorgeführt zu werden.

Martin gehörte zu denen, die ruhelos auf und ab gingen. Er dachte: Jetzt sitzt Liza zu Hause und wundert sich, daß ich nicht komme. Er zermarterte sich das Gehirn, wie er sie benachrichtigen könnte. Einmal fragte er den Wärter, ob es möglich sei zu telefonieren, es sei wahnsinnig wichtig. Der mürrische alte Mann schüttelte nur stumm den Kopf.

Ich hätte also nie Angst zu haben brauchen, dachte Martin. Und nun ist es zu spät. Liza und ich, wir werden ein Kind haben. Ich muß sie erreichen, ich muß ihr sagen, daß nun alles anders sein wird. Es kann nicht zu spät sein.

Zu spät, dachte er. *Die Vernünftigen unter ihnen bringen sich um . . .*

Als Martin verhaftet wurde, hatte Mr. Murphy ihm dringend geraten, sich schleunigst einen Anwalt zu besorgen. Martin bat, telefonieren zu dürfen, und es wurde ihm gestattet. Er rief einen alten Bekannten an, Mr. Beall, den Seniorpartner einer großen Anwaltsfirma in der City. Ihm wurde mitgeteilt, daß Mr. Beall verreist sei und erst in einigen Wochen zurückkommen würde. Einer der Partner bedeutete ihm trocken, daß die Firma überhaupt keine Kriminalfälle übernähme. Erst als Martin, heiser und schrill, auf die Dringlichkeit seines Falles hinwies, ließ sich die dürre Altmännerstimme erweichen. Er würde Mr. Nickels schicken, einen der Juniorpartner, der einige Erfahrung in Kriminalfällen besitze.

Und nun wartete Martin im „Käfig" auf Mr. Nickels. Vielleicht könnte er ihn bitten, Liza anzurufen.

Quälend langsam verging die Zeit. Man hatte den Männern die Uhren abgenommen, und so wußten sie nicht, wie spät es war. Ab und zu kam der Wärter den Gang entlanggeschlurft. Wenn die Männer im „Käfig" seine Schlüssel näherklirren hörten, dann stockte jedesmal die Bewegung. Die Männer blieben plötzlich stehen, sie hörten auf zu reden, sie warfen die Zigaretten fort. Es war, als erstarrte alles.

Dann kam der Wärter. Er blickte auf die Liste, rief einen Namen und öffnete die Gittertür. Der aufgerufene Mann trat auf den Gang und folgte dem Wärter. Die Schritte verhallten, und dann fingen die Zurückgebliebenen wieder an zu atmen, herumzulaufen, zu sprechen; sie zündeten sich neue Zigaretten an.

Den „Käfig" würde Martin nie vergessen. Er vermittelte ihm den ersten Eindruck von der Maschinerie der Justiz und von den Menschen, die zwischen ihre Räder geraten waren. Der „Käfig" wurde ihm zu einer Art Allegorie der absoluten Gleichgültigkeit der erfolgreichen Jäger gegenüber den Gejagten, die sie zur Strecke gebracht hatten. Schmutz, Gestank und Gitter wurden zum Symbol der Gerechtigkeit.

Aber alle diese Männer versuchten, wie auf geheime Verabredung, sich einen kleinen Rest ihrer Menschenwürde zu bewahren. Sie spielten alle das gleiche Spiel: Wenn sie aufgerufen wurden, begannen sie zu grinsen. Es war, als wollten sie ihren Gleich-

mut demonstrieren, ihre Verachtung gegenüber den siegreichen Jägern. Sie unterdrückten den Schrei der Verzweiflung, der ihnen in den Kehlen steckte. Nicht zu erkennen geben wollten sie den Zorn und das Leid darüber, daß man sie in Fallen gefangen und in einen Käfig gesteckt hatte. Sie verkniffen sich die Tränen der Reue und der hilflosen Wut – tapfer spielten sie alle ihre Rolle: Sie grinsten. Und so bewiesen sie mehr Würde und Mut als je zuvor in ihrem Leben.

Schließlich wurde Martins Name aufgerufen. Der Wärter führte ihn durch Korridore, Treppen hinauf und hinunter, in einen Raum hinter dem Gerichtssaal. Hier erwartete ihn Mr. Nickels, ein gepflegter junger Mann mit einem strickfeinen blonden Bärtchen.

„Mr. Nickels“, sagte Martin atemlos, hastig, „ich möchte Sie bitten, meine Freundin anzurufen.“ Er gab ihm Lizas Telefonnummer. „Sagen Sie ihr, daß ich verhaftet bin – und sie würde von mir hören.“

„Jaja“, sagte Mr. Nickels ungeduldig und schrieb die Nummer in sein Notizbuch. „Wir haben jetzt keine Zeit zum Sprechen. Später werden wir dazu Gelegenheit haben. Jetzt möchte ich Ihnen nur schnell einen Rat geben. Wenn der Richter Sie fragt, ob Sie zugeben, illegal Narkotika besessen zu haben, dann geben Sie das ruhig zu. Das übrige überlassen Sie mir. Ich werde dann versuchen, Sie mit Bewährungsfrist freizubekommen.“

Martin wurde in den Gerichtssaal gerufen. Undeutlich, wie durch Schleier, sah er die vielen Menschen auf den Bänken, ihre Gesichter verwischt – aber alle starrten sie auf ihn.

Martin folgte dem Rat seines Anwalts. Mr. Murphy erhob sich und sagte etwas. Mr. Nickels antwortete. Eine höfliche Konversation mit leisen Stimmen. Der Richter sprach ein paar Sätze. Die Verhandlung war vertagt. Martin wurde zurückgeführt in den „Käfig“.

Etwa eine Stunde später wurden die übriggebliebenen Männer aufgerufen, auch Martin. Sie marschierten durch den Korridor, Treppen hinauf und hinab, durch trüb erleuchtete Gänge ohne Fenster. Sie kamen über die „Seufzerbrücke“, die – hoch über der Straße – das Gerichtsgebäude mit dem Untersuchungsgefängnis verband. Die vielen alten, aneinandergebauten Gebäude des Untersuchungsgefängnisses von New York werden „The Tombs“ genannt: die Gräber ...

Wieder Treppen. Sie kamen an vergitterten Fenstern vorbei, blind von jahrzehntealtem Staub. Eine Gittertür wurde aufgeschlossen. Vor ihnen lag ein langer, trüb beleuchteter Flur. Sie hielten an vor einer Reihe hoher Pulte, hinter denen uniformierte Wärter standen.

Es schien ihm eine Ewigkeit zu dauern, bis er an die Reihe kam. Wieder wurde er nach seinen Personalien befragt. Er mußte Geld und Wertsachen abgeben und erhielt eine Quittung. Er mußte sich nackt ausziehen. Sie leerten seine Taschen aus, untersuchten seine Kleidungsstücke nach Schmuggelware: Geld, Drogen oder Rasierklingen. Dann warf man ihm seine Sachen wieder zu, und er durfte sie anziehen.

„Süchtig“, sagte einer der Wärter am Pult.

„Südflügel drei“, sagte der Hauptwärter.

Ein Wärter bedeutete ihm zu folgen. Treppen, Gitter, Flure. Sie hielten an. Ein Gitter wurde aufgeschlossen. Martin trat ein. Er war angekommen. Südflügel drei.

Fortsetzung im nächsten *stern*

---

die sterne lügen nicht

DIE WOCHE VOM 4. BIS 10. MÄRZ 1962

Rußland könnte die Aufmerksamkeit der Welt wieder stärker auf sich ziehen. Wahrscheinlich handelt es sich um innerpolitische Vorgänge, die im Mittelpunkt der Diskussion stehen und vielleicht zu den verstiegensten Deutungen Anlaß geben. Daß es zu einer Revision gewisser Programme und Richtlinien kommt, erscheint ziemlich gewiß. Auch Amerika hat offenbar Schwierigkeiten mit seinen großangelegten industriellen und wirtschaftlichen Vorhaben. Zu Frankreichs alten Problemen gesellen sich am laufenden Band neue. Allgemein zeichnen sich technische und gesundheitliche Krisen ab.

STEINBOCK

22.–31. Dezember Geborene: Seien Sie in den kommenden Tagen nicht zu mitteilsam. Große Projekte müssen erst im geheimen reifen. Ein günstiger Tag naht mit dem 8./9. III. besonders für alle, die jung, verliebt und unternehmungslustig sind.

1.–9. Januar Geborene: Von Ihnen hängt allerhand ab. Lassen Sie sich zu Schritten, die Sie sich schon lange vorgenommen haben, nicht erst nötigen. Am 5./6. III. wäre man sehr enttäuscht, wenn Sie einen vereinbarten Termin vergessen würden.

10.–20. Januar Geborene: Ein liebevoller Empfang ist Ihnen sicher. Versuchen Sie, rechtzeitig dort zu sein, wo man Sie erwartet. Beruflicher Ehrgeiz sollte enden, wo er Ihnen körperlich zu schaden beginnt. Schalten Sie am 8./9. III. ab.

WASSERMANN

21.–29. Januar Geborene: Lassen Sie keine angefangenen Arbeiten liegen. Ihre Geduld macht sich bestimmt bezahlt. Nicht nur der Dank der anderen, auch wirtschaftlicher Erfolg ist Ihnen sicher, und ein Antrag am 6. III. ehrt Sie.

30. Januar bis 8. Februar Geborene: Ein Mißverständnis ist anscheinend die Ursache von Reibereien. Es wäre grundverkehrt, sich in gekränktem Stolz schmollend zurückzuziehen. Der 7./8. III. bietet Gelegenheit, auch Unangenehmes zu regeln.

9.–18. Februar Geborene: Es sieht so aus, als seien Ihre Argumente hieb- und stichfest. Wer auch immer sich mit Ihnen messen will, wird sich wahrscheinlich die Zähne ausbeißen. Bei einer Feier am 9./10. III. sind Sie Hauptperson.

FISCHE

19.–27. Februar Geborene: Im richtigen Moment stellen sich die geeigneten Mitarbeiter zur Verfügung. Erschweren Sie nicht durch unberechtigtes Mißtrauen die Kontaktaufnahme. Am 6./7. III. können technische Mängel beseitigt werden.

28. Februar bis 9. März Geborene: Den nächsten Zeitabschnitt dürfen Sie bedenkenlos genießen. Menschen, die Sie lieben, sorgen für Ihr Wohlergehen. Vergessen Sie nicht, am 9./10. III. Ihrem Partner Aufmerksamkeit zu schenken.

10.–20. März Geborene: Wenn Sie die Probleme Ihrer Umgebung auch nicht interessieren, sollten Sie Ihre Gleichgültigkeit doch nicht so offen zur Schau stellen. Vor allem Frauen reagieren da sehr empfindlich. Seien Sie Kavalier.

WIDDER

21.–30. März Geborene: Es liegt in Ihrer Natur, den guten Willen bei anderen manchmal zu überschätzen. Wundern Sie sich deshalb nicht, wenn am 6./7. III. eine Aktion einen längeren Anlauf braucht. Vielleicht müssen Sie einspringen.

31. März bis 9. April Geborene: Entschlüsse fallen Ihnen oft schwer. Was Sie aber erst einmal anpacken, hat Hand und Fuß. Bei einem Auftrag wurde das einkalkuliert, und man vertraut Ihnen. Ihr Platz ist am 7./8. III. bei den Gewinnern.

10.–20. April Geborene: Unterdrücken Sie Ihr Gefühl für wirkliche Werte nicht mit Gewalt. Gerade, wenn sich die Chancen häufen, ist das wichtig. Am 3./4. III. haben Sie andächtige Zuhörer und Ihre Worte fallen auf fruchtbaren Boden.

STIER

21.–29. April Geborene: Die ersten Anzeichen einer günstigen Tendenz machen sich bemerkbar. Ein Bekannter, der bisher sehr auf Distanz bedacht war, bietet seine Hilfe an. Am 4./5. III. können Sie sich leisten, was bisher Luxus war.

30. April bis 10. Mai Geborene: Strecken Sie ruhig Ihre Fühler aus. Wenn man weiß, worauf Sie es abgesehen haben, wird man bei passender Gelegenheit an Sie denken. Frauen erwarten am 5./6. III. nicht nur eine Kleinigkeit von Ihnen.

11.–20. Mai Geborene: Spielen Sie nicht den Elefanten im Porzellanladen. Man glaubt auch ohne besondere Proben, daß Sie auf Draht sind. Am 5./6. III. sollten Sie sich nicht mehr wünschen, als im Bereich des Erfüllbaren liegt.

ZWILLINGE

21.–31. Mai Geborene: Es ist jetzt angebracht, etwas Ordnung in den Wust zu bringen, der Sie umgibt. Planvolles Vorgehen ist dabei wichtig. Niemand sollte Sie mit Lappalien belästigen. Am 6./7. III. treffen Sie auf einen Idealisten.

1.–9. Juni Geborene: Stellen Sie sich ganz auf Ihr Gegenüber ein. Methoden, die bei einem Erfolg hatten, brauchen bei anderen noch lange nicht richtig zu wirken. Der 5. III. verlangt klare Trennung von Beruf und Privatleben.

10.–20. Juni Geborene: Man versucht, Sie kopfscheu zu machen, um sich herauszustreichen. Ihre Haltung darf nicht zu zweideutigen Urteilen Anlaß geben. Am 7./8. III. wissen Sie nicht, ob Sie lachen oder weinen sollen. Nicht nervös werden!

KREBS

21. Juni bis 1. Juli Geborene: Prüfen Sie Vorschläge erst auf ihren praktischen Wert, ehe Sie sich dafür einsetzen. Gefühle und Herzenswünsche dürfen dabei keine ausschlaggebende Rolle spielen. Am 6./7. III. müssen Sie deutlich werden.

2.–11. Juli Geborene: Seien Sie intensiv bei der Sache und unternehmen Sie nicht zuviel auf einmal. Die Freude am Unbekannten wächst, je mehr Sie sich damit befassen. Am 9./10. III. brauchen Sie einen Anreiz, ehe Sie mit von der Partie sind.

12.–22. Juli Geborene: Im Augenblick sind Sie mehr für kleine Sachen als für große Aktionen zu haben. Ihrem Hobby können Sie wieder einmal einen Feierabend widmen. Am Wochenende finden Sie Ihr Glück bei einem geliebten Menschen.

LÖWE

23. Juli bis 2. August Geborene: Stellen Sie sich auf ein Wiedersehen ein. Am besten, Sie nehmen sich schon jetzt vor, ehrlich zu sein und kein Theater zu spielen. Am 6./7. III. will man von Ihnen nicht mehr, als Sie bieten können.

3.–12. August Geborene: Drehen Sie sich nicht im Kreise, vor allem nicht um sich selbst. Wenn Verhandlungen fehlgeschlagen sind, zeigen sich doch bereits verschiedene neue Ansatzpunkte. Keine Überschätzung des Materiellen am 7. III.!

13.–23. August Geborene: Niemand wird es wundern, wenn Sie auf ausgesprochene Leckerbissen warten. Diese Woche birgt mehr in sich, als Sie ohne Schwierigkeiten verkraften können. Der 5. III. könnte einschneidende Veränderung bringen.

JUNGFRAU

24. August bis 2. September Geborene: Auch für Sie gibt es noch allerhand dazuzulernen. Ihre Scheu vor Neuerungen müssen Sie überwinden. Am 4./5. III. wird jemand mit forschrittlichen Ansichten gesucht. Eine Vorsprache ist ohne Risiko.

3.–12. September Geborene: Seien Sie etwas zurückhaltender, als es sonst in Ihrer Stellung üblich ist. Dann fliegen Ihnen die Sympathien derjenigen zu, mit denen Sie schon lange Kontakt suchten. Keine Ausschweifungen am Wochenende!

13.–23. September Geborene: Für eine Idee sind Sie Feuer und Flamme. Es muß genau bedacht werden, wieviel Geld und Zeit nötig sind, um sie zu verwirklichen. Planen Sie am 10./11. III. nicht zuviel, es wird ohne Aufwand am gemütlichsten.

WAAGE

24. September bis 2. Oktober Geborene: Manch einer wird durch Warten auf die Folter gespannt. Wem es um Nachrichten zu tun ist, dem könnte geholfen werden. In Geldangelegenheiten sollten Sie objektiv und genau, am 10. III. diplomatisch sein.

3.–12. Oktober Geborene: Was sich jetzt bietet, sind für Sie nur kleine Fische. Wenn Ihnen nicht der Preis, sondern Qualität und Schönheit wichtig sind, müssen Sie sich bei der Wahl Zeit lassen. Erweisen Sie sich am 7./8. III. als Freund.

13.–23. Oktober Geborene: Für Sie stehen jetzt alle Signale auf ‚freie Fahrt'. Mit Ihren Beziehungen erreichen Sie mehr als einen Augenblickserfolg. Am 4./5. III. haben Sie es gar nicht nötig, sich mit fremden Lorbeeren zu schmücken.

SKORPION

24. Oktober bis 1. November Geborene: Ihrer Hartnäckigkeit haben Sie es zu verdanken, daß Sie höher im Kurs stehen als Ihre Kollegen. Es wäre schade, wenn Sie es sich leichter machen wollten, als die Sachlage erlaubt: 8./9. III.

2.–11. November Geborene: Sie haben sich in Ihr Schneckenhaus zurückgezogen, und Ihre Umgebung setzt alles daran, Sie herauszulocken. Am 9./10. III. können Sie nicht umhin, neugierige Fragen zu beantworten, sonst würden Sie verletzen.

12.–22. November Geborene: Das Nachgeben ist nicht gerade Ihre Stärke. Als Frau sollten Sie jetzt den Männern, mit denen Sie nichts anzufangen wissen, aus dem Wege gehen. Am 5./6. III. sind Sie eine heißumstrittene Person.

SCHÜTZE

23. November bis 1. Dezember Geborene: Lassen Sie die Partner nicht Opfer Ihrer Launen werden. Man sucht am 6./7. III. bei Ihnen überlegene Ruhe und wäre bestürzt, das Gegenteil vorzufinden. Lehnen Sie sich nicht gegen natürliche Vorgänge auf.

2.–11. Dezember Geborene: Sie haben es in dieser Woche leichter, wenn Sie sich mit den Schwächen von Kollegen und Freunden, besonders weiblichen, aussöhnen. Andernfalls gibt es am 5./6. III. Ärger über fremde Taktlosigkeiten.

12.–21. Dezember Geborene: Not macht bekanntlich erfinderisch. Sie sollten es gar nicht so weit kommen lassen, sondern durch gewissenhafte Planung Unvorhergesehenes vermeiden. Frauen dürfen für den 7./8. III. etwas Erfreuliches erwarten.

HOROSKOPISCHE HINWEISE FÜR NEUE ERDENBURGER

GEBOREN ZWISCHEN 4. UND 10. MÄRZ 1962

Die in dieser Woche geborenen Kinder dürften ein beachtliches Geschick darin entwickeln, mit widrigen Strömungen fertig zu werden. Sie wollen das Leben schön finden – und sie tun es auch. Ihre positive Einstellung ist ihr größtes Plus und selten durch etwas zu erschüttern. Bei vielen wird es verhältnismäßig lange dauern, bis sich die beruflichen Interessen herausentwickeln. Dabei liegt ihnen Tätigkeit im Verborgenen und im engen Bereich weniger. Sie wollen wirken und die Frucht ihrer Arbeit auch gern öffentlich anerkannt sehen. Auf hohen Posten in Staat, Verwaltung und Wirtschaft findet mancher das geeignete Feld zum Handeln. Die Mädchen sind Wesen, die gern träumen und ausgeprägten Sinn für alles Schöne haben. Deshalb ist man immer wieder erstaunt, mit welcher Nüchternheit sie in entscheidenden Momenten das Notwendige tun.

ALFRED

„... und noch was: Ihre Versicherungsgesellschaft muß auch den Dreck wieder auffegen!"

Steht unsere Gesundheit in den Sternen geschrieben?

Durch Tierkreiszeichen zur Diagnose

Die folgenden Betrachtungen stammen von dem englischen Arzt Dr. Richard Hamilton und sind in der Zeitschrift „Today" vom 3. 2. 1962 veröffentlicht worden. Wir finden das, was Dr. Hamilton schreibt, interessant genug, um es hier wiederzugeben. Es ist – wie gesagt – *seine* Meinung, nicht unsere eigene. Er sagt: „Jeder, der mir vor drei Monaten gesagt hätte, daß ich, ein alter und nüchterner praktischer Arzt, mir die Tierkreiszeichen meiner Patienten ansehen würde, um mit deren Hilfe meine Diagnose zu stellen, den hätte ich hinausgeworfen.

Aber jetzt bin ich nicht mehr so sicher, daß ich das tun würde. In der letzten Zeit ist nämlich einiges passiert, was mich veranlaßt hat, meine Ansicht zu ändern. Zuerst wurde ich auf einen Artikel in einer amerikanischen medizinischen Fachzeitschrift aufmerksam, in der zwei Psychiater aus Boston den Zeitpunkt der Geburt mit Geisteskrankheiten in Verbindung brachten. Sie führten sieben voneinander unabhängige Untersuchungen, einschließlich einer eigenen, an, in denen das Geburtsdatum mit der Diagnose bei 30 000 psychiatrischen Patienten, die in der Mehrzahl an Schizophrenie litten, in Verbindung gebracht wurde. Sie fanden heraus, daß die Mehrzahl der Geisteskranken in den ersten drei Monaten des Jahres geboren worden war, und nur sehr wenige in den folgenden drei Monaten. Hieraus leiteten sie ab, daß Leute, die in den Monaten Januar, Februar und März geboren sind, am meisten zu Geisteskrankheiten neigen, während solche, die im April, Mai, Juni zur Welt kommen, am wenigsten dafür empfänglich sind.

Ich wollte diese Idee schon als Unsinn abtun, als ich mich an die Nervenklinik erinnerte, in der ich selbst kurz nach dem Krieg als Arzt gearbeitet hatte. Dort wurde dem Pflegepersonal während der Zeit des Vollmondes drastisch der Ausgang gesperrt, und in den Abteilungen mit den zu Gewalttätigkeit neigenden Patienten verdoppelte man sogar die Zahl des Personals während dieser Zeit. Keiner meiner Kollegen fand diese Anordnung merkwürdig. Wir akzeptierten sie einfach, weil tatsächlich bei Vollmond die Patienten hitziger waren. Ich vergaß also nicht die Möglichkeit, daß der Mond und vielleicht auch die Sterne Einfluß auf unsere Gesundheit haben könnten und machte mich auf den Weg zu einer befreundeten Astrologin, um von ihr zu erfahren, was sie darüber dachte. Sie erklärte, natürlich stimme es, und jeder gute Astrologe würde bestätigen, daß eine beträchtliche Anzahl von Steinböcken, Wassermännern und Fischen zu Geisteskrankheiten neigen. – Und wie steht es mit den folgenden drei Monaten hinsichtlich der Gesundheit? wollte ich wissen.

Ihre Antwort: Widder und Stiere sind die zähesten und gesündesten Menschen. Die Zwillinge am Ende des Quartals neigen dazu, sich zuviel Gedanken zu machen und leiden unter einer nervlichen Erschöpfung.

Ich ging in meine Praxis zurück, nahm aus meiner Kartei die Krankengeschichten heraus und notierte mir Geburtstage und die Krankheiten meiner Patienten. Zu meiner größten Überraschung ergab sich schnell ein ganz klares Bild. Alle meine lieben Asthmatiker und Bronchialleidenden, die den ganzen Winter über zu mir kommen, waren Schützen (geboren zwischen dem 23. November und dem 21. Dezember). Diejenigen, die mir wenig Arbeit machen, weil ihnen selten etwas fehlt, waren die Widder (21. März bis 20. April), Stiere (21. April bis 20. Mai) und die Skorpione (24. Oktober bis 22. November). Meine psychosomatischen Patienten, deren Nerven leicht überfordert werden, und die unter Zwölffingerdarm-Geschwüren und hohem Blutdruck leiden, setzten sich hauptsächlich aus Jungfrauen (24. August bis 23. September) oder Zwillingen (21.

Nr. 9 vom 4. März 1962

sternchen

Was meint ihr?

Kennwort „Tagesheim“

Rainer Wolff (13) muß jeden Tag ins Kindertagesheim, weil seine Mutter berufstätig ist. Ihm schmeckt das Essen dort gar nicht, und er muß auch das essen, was er nicht verträgt. Er könnte mit seinem großen Bruder im Hause sein, aber die Mutter wünscht, daß er die Hausaufgaben unter Aufsicht macht, obgleich Rainer ein guter Schüler ist (sternchen Nr. 6).

sternchen-Leser sagen ihre Meinung

Verständnisvoll

Natürlich möchtest Du lieber zu Hause sein und noch dazu mit Deinem großen Bruder. Aber denk doch einmal an Deine Mutter. Sie würde sich sicherlich Sorgen machen, wenn ihr alleine seid. Und dann müßte sie auch abends noch Deine Schularbeiten nachsehen, wenn sie vielleicht müde und abgespannt ist. Deine Mutter will bestimmt nur Dein Bestes.

Bielefeld Inge Rothardt (16)

Beweisen

Bleib doch einfach einmal zu Hause und mache dort Deine Schularbeiten. Beweise Deiner Mutter, daß Du sie auch ohne Aufsicht machen kannst.

Berlin Jeannette Malin (9)

Noch einmal davongekommen

Rainer kann froh sein, daß er ins Tagesheim darf. Und wegen des Essens muß ich sagen: Die sieben Jahre, wo er dort war, sind ihm gut bekommen, denn immerhin ist er noch nicht gestorben!

Landau Margret Meissner (14)

Sei froh

Du kannst froh sein, daß Deine Mutter Dich ins Kindertagesheim bringt. Dort kommst Du nicht auf dumme Gedanken. Wir wären froh, wenn wir ein solches Heim hätten. Meine Eltern arbeiten alle beide und es ist nicht schön, wenn meine Schwester und ich allein zu Hause bleiben müssen.

Winsen Ingrid Sprogis (14)

Selbst ist der Mann

Ich gebe Rainer recht. Auch meine Mutter ist berufstätig und ich gehe nicht in das Tagesheim. Meine Schulaufgaben mache ich allein zu Hause und komme trotzdem gut in der Oberschule mit. Auch mit dem Essen klappt es. Meine Mutter richtet es abends an und ich mache es mir dann nach Schulschluß warm.

Stuttgart Ulrich Klinger (12)

Vorschlag

Ich möchte Dir einen Vorschlag machen. Ich kann Dich gut verstehen und würde an Deiner Stelle meiner Mutter erklären, wie es im Tagesheim ist. Es ist nicht richtig, wenn Du etwas essen mußt, was Dir nicht bekommt. Da Du gut in der Schule bist, kannst Du Deine Schulaufgaben allein machen. Sonst kann ja Dein Bruder auch mal hinsehen.

Attendorn Ingr. Ruegenberg (15)

Leserbriefe

Liebes sternchen!

Jedes Jahr, wenn es auf Ostern zugeht, und die Großen aus der Schule entlassen werden, beginnt für mich eine schreckliche Zeit. Wir müssen nämlich bei jeder Abschiedsfeier etwas aufführen und musizieren, und da ich gut singen kann, muß ich immer ganz allein etwas vorsingen. Mir graut jedesmal entsetzlich davor, und ich bin schon tagelang vorher so aufgeregt, daß ich nachts kaum schlafen kann. Im letzten Jahr ist es mir sogar passiert, daß ich vor lauter Angst mitten im Lied steckengeblieben bin. Ich habe das alles unserem Lehrer gesagt, aber er hat mir nur geantwortet: „Ach, stell dich doch nicht so an!“ Was soll ich bloß tun? Ich hoffe ja immer noch, daß ich bis dahin krank werde.

Braunschweig Ilse Kempf (11)

Was meint ihr dazu?

Schreibt bitte unter dem Kennwort „Vorsingen“ ans sternchen, Hamburg 1, Pressehaus. (Vergeßt bitte nicht, euer Alter und eure Anschrift anzugeben!)

Taró: Familienlektüre

Wenn mein Vater den Stern mit nach Hause bringt, schneide ich mir als erstes das sternchen aus. Den Taró lese ich am liebsten. Er ist mächtig spannend geworden, seitdem er im „Reich des Hülü“ spielt. Ich warte schon voller Ungeduld darauf, wer dieser Hülü eigentlich ist. Da ich schon einiges über Brasilien gelesen habe, kann ich mir gut vorstellen, daß solche unheimlichen Dinge, wie sie in der Geschichte vorkommen, dort passieren. Übrigens lesen mein Vater und mein großer Bruder Taró auch gern.

Berlin Horst Schmiedel

Ferienplan für 1962

Ostern

Land	Ferien
Baden-Württemberg	16. 4. — 1. 5.
Bayern	14. 4. — 2. 5.
Berlin	2. 4. — 24. 4.
Bremen	6. 4. — 23. 4.
Hamburg	16. 3. — 3. 4.
und	20. 4. — 24. 4.
Hessen	2. 4. — 21. 4.
Niedersachsen	19. 3. — 2. 4.
und	19. 4. — 24. 4.
Nordrhein-Westfalen	6. 4. — 24. 4.
Rheinland-Pfalz	14. 4. — 30. 4.
Saarland	13. 4. — 2. 5.
Schleswig-Holstein	19. 3. — 31. 3.
und	19. 4. — 24. 4.

Pfingsten

Land	Ferien
Baden-Württemberg	12. 6. — 16. 6.
Bayern	9. 6. — 17. 6.
Berlin	9. 6. — 17. 6.
Bremen	9. 6. — 17. 6.
Hamburg	9. 6. — 16. 6.
Hessen	9. 6. — 16. 6.
Niedersachsen	9. 6. — 12. 6.
Nordrhein-Westfalen	8. 6. — 18. 6.
Rheinland-Pfalz	9. 6. — 16. 6.
Saarland	9. 6. — 16. 6.
Schleswig-Holstein	8. 6. — 12. 6.

SCHULE

SCHULE

Sommer

Land	Ferien
Baden-Württemberg	25. 7. — 8. 9.
Bayern	19. 7. — 3. 9.
Berlin	12. 7. — 22. 8.
Bremen	19. 7. — 27. 8.
Hamburg	5. 7. — 15. 8.
Hessen	6. 7. — 15. 8.
Niedersachsen	27. 6. — 7. 8.
Nordrhein-Westfalen	19. 7. — 29. 8.
Rheinland-Pfalz	12. 7. — 22. 8.
Saarland	12. 7. — 22. 8.
Schleswig-Holstein	5. 7. — 14. 8.

Herbst

Land	Ferien
Baden-Württemberg	22. 10. — 27. 10.
Bayern	31. 10. — 3. 11.
Berlin	1. 10. — 9. 10.
Bremen	1. 10. — 14. 10.
Hamburg	1. 10. — 7. 10.
Hessen	1. 10. — 6. 10.
Niedersachsen	26. 9. — 6. 10.
Nordrhein-Westfalen	15. 10. — 20. 10.
Rheinland-Pfalz	12. 10. — 20. 10.
Saarland	29. 10. — 5. 11.
Schleswig-Holstein	28. 9. — 10. 10.

SCHUL

Schule

Weihnachten

Land	Ferien
Baden-Württemberg	24. 12. — 5. 1.
Bayern	22. 12. — 7. 1.
Berlin	22. 12. — 6. 1.
Bremen	24. 12. — 6. 1.
Hamburg	24. 12. — 6. 1.
Hessen	22. 12. — 5. 1.
Niedersachsen	21. 12. — 2. 1.
Nordrhein-Westfalen	21. 12. — 2. 1.
Rheinland-Pfalz	24. 12. — 7. 1.
Saarland	24. 12. — 5. 1.
Schleswig-Holstein	22. 12. — 3. 1.

Angegeben sind jeweils der erste und letzte Ferientag

JIMMY das Gummipferd

erdacht und aufgezeichnet von Roland Kohlsaat

Der rote Mestize hat Julio entdeckt und schießt auf ihn, aber Julio kann sich rechtzeitig bücken. Plötzlich flattert vor dem Mestizen eine rote Fledermaus auf. Entsetzt rennt er davon. Julio, verblüfft über die unvorhergesehene Flucht des Mestizen, schaut durch das Loch und erblickt Orlando, den Wirt der Pampasbar, der gefesselt in einer Ecke liegt und einen Freudenschrei ausstößt, als er seinen Retter sieht.

Schau, Julio, dort brodelt der gefährliche Saft. Woher mag der Kerl das Rezept haben?

Julio hat Orlando von den Fesseln befreit. Nun drängt er darauf fortzukommen. Er will wissen, wohin der Mestize geflohen ist. Aber vorher muß Orlando in Sicherheit.

Orlando kennt den Weg nach draußen. Er hat ihn sich gemerkt, als der Mestize ihn in die Ruinen schleppte.

So weist er Julio die Richtung, als sie auf Jimmy durch die Gänge und Räume der versunkenen Tempelstadt reiten.

Zuletzt müssen sie durch den Wasservorhang eines Wasserfalles. Dann umfängt sie der Bergdschungel. Das war also der geheime Zugang zu den Ruinen.

Als die beiden den Bergwald durchquert haben, finden sie die Freunde. Mit Jubel werden sie begrüßt. Sie wollen wissen, wie Julio es geschafft hat, Orlando zu befreien. Aber Julio ist ernst. Er hat eine furchtbare Vermutung.

Amigos, laßt euch von Orlando alles erzählen. Ich muß noch etwas erledigen. Bleibt in der Nähe und . . . tötet alle Fledermäuse, wenn sie . . . ja, wenn sie rot sind.

Seid auf der Hut, Amigos. Olee!

Julio reitet den gleichen Weg zurück und läßt die verblüfften Gauchos hinter sich. Er tut es mit Absicht.

Fortsetzung folgt

Kinder haben sternchen gern - sternchen ist das Kind vom stern

Liebe sternchen-Leser, diese Seiten sind für euch zum Ausschneiden bestimmt. Lesezirkel-Bezieher bitten wir, an die nachfolgenden Leser zu denken und diese Seiten nicht herauszutrennen.

Alle kämpfen für Prinz Achmed

Roman von Fritz Raab

Als Oskar Frühling mit Achmed und Popcorn in der Pause zusammen ist, erscheint Mr. Baker alias Haddock und teilt ihnen mit, daß Probeaufnahmen für den Film gemacht werden sollen. Frühling, der ihm immer noch nicht traut, will durch Achmeds Anwälte feststellen lassen, ob die Namen Baker, Williams und Parker in Filmkreisen bekannt sind. Der Direktor trifft die notwendigen Vorbereitungen für die Probeaufnahmen

Es wurde früher Nachmittag, bis Westons Leute die Scheune als Filmatelier eingerichtet hatten. Inzwischen war auch Haddock mit dem, was er die „Organisation" nannte, zu einem erfolgreichen Abschluß gekommen; das heißt, er hatte Direktor Hinderwell davon überzeugt, daß unter gar keinen Umständen mehr als zwei Jungen gleichzeitig im Atelier zusammensein dürften.

Die ersten beiden, die nach der Scheune gefahren werden sollten, waren Ted und Paul. Cliff House hatte sich vollzählig zur Abfahrt eingefunden und sparte nicht mit guten Ratschlägen, insbesondere für Ted, der durch seine geschwollene Nase nicht gerade ein Bild klassischer Schönheit bot. „Am besten hältst du dir die Hand vors Gesicht, wenn die Kamera läuft!" — „Du kannst ja einen Jungen spielen, der gerade gestolpert ist!" — „Sag dem Kameramann, er soll ein Weitwinkelobjektiv benutzen, Ted! Dann wirkt deine Nase nur noch so groß wie ein Sektkorken."

Teds Gesichtsfarbe wandelte sich bei so viel gutem Rat vom erregten Rot zum fahlen Blaß, und wer weiß, was passiert wäre, wenn nicht Archie, der eben hinzukam, energisch eingegriffen hätte. „Nun hört auf mit dem Unsinn! Wie die Nase eines Schauspielers aussieht, spielt gar keine Rolle. Nicht das Aussehen entscheidet, sondern der Ausdruck, und da dürfte euch Ted um einiges überlegen sein."

Ted und Paul atmeten erleichtert auf, als kurz darauf das Auto, mit Haddock am Steuer, losfuhr und sie zur Scheune brachte.

Weston, der Regisseur, empfing sie ungeduldig. „Los, los, sonst werden wir nicht fertig! Wißt ihr, was ihr zu tun habt? Seid ihr schon mal gefilmt worden?"

Ted und Paul schüttelten stumm den Kopf.

„Macht nichts. Ist ganz einfach. Sogar Idioten lernen das in fünf Minuten. Da drüben steht die Kamera. Seht sie euch an!"

Gehorsam blickten Ted und Paul nach der Kamera.

„So. Das ist das letztemal, daß ihr die Kamera angesehen habt. In Zukunft existiert sie für euch nicht mehr. Wer in die Linse guckt, fliegt sofort raus. Klar?"

Ted und Paul nickten.

„Ihr werdet jetzt eine kleine Szene spielen. Wie heißt du?"

„Paul Even."

„Also Paul, du triffst deinen Freund hier — wie heißt du?"

„Ted."

„Aha. Du triffst also Ted und willst ihn um drei Schilling anpumpen. Ted will sie dir aber nicht geben, weil er Angst hat, er kriegt sie nicht wieder. Du mußt versuchen, ihn rumzukriegen, Paul. Habt ihr verstanden?"

„Dürfen wir auch sprechen?"

„Natürlich! Soviel ihr wollt. Der Ton wird nicht aufgenommen."

Weston zeigte den Jungen die Stelle, wo sie sich treffen sollten. Dann trat er neben die Kamera und klatschte in die Hände. „Licht!"

Die Scheinwerfer flammten auf.

„Hände in die Hosentaschen, Ted! Schläfriges Gesicht! Du denkst an nichts. Kamera ab!"

Weston drehte die Szene zweimal und machte dann noch von beiden Jungen Einzelaufnahmen. Ted und Paul gaben sich gewaltige Mühe und strahlten, als ihnen der Regisseur nach Schluß erklärte, daß sie es so gut wie zwei mittlere Filmstars gemacht hätten; echte Schauspieler würden sie allerdings nie, dazu seien sie zu intelligent, leider.

*

Während Ted und Paul ins College zurückgefahren wurden und Weston die nächsten beiden Jungen filmte, saß Oskar Frühling im Castle Inn und wartete auf einen Anruf aus London. Einige Stunden vorher hatte er Appletree, Appletree & Appletree gebeten, Erkundigungen über die Herren Parker, Williams und Baker einzuziehen.

Endlich klingelte das Telefon. Mary nahm ab und winkte dann Oskar Frühling zu. „Für Sie!"

Am Telefon in London war der Bürovorsteher.

„Haben Sie was erreicht, Mr. Huckford?"

„Gewiß, Mr. Frühling. Wir haben festgestellt, daß es in London dreihundertsiebenundsechzig Filmunternehmen gibt. Die Namen Williams, Baker und Parker sind darunter."

„Das kann doch nicht sein!"

„Doch. Ich habe selbst mit den Herren gesprochen."

„Sie haben — — in London?!"

„Ja, in London. Das heißt, Mr. Williams befand sich gerade in Brighton. Aber alle drei Herren versicherten glaubhaft, daß sie zur Zeit nur mit Werbefilmen beschäftigt seien und absolut nichts mit Glenford College und Charles Dickens zu tun hätten."

Oskar Frühling wußte nun Bescheid. Er überlegte, ob er die Polizei um Hilfe bitten sollte. Aber was für Beweise hatte er eigentlich? Genau betrachtet, gar keine. Und wenn er, ein Ausländer, zur Polizei ginge und harmlose britische Staatsbürger ohne sichtbare Beweise schlimmer Verbrechen verdächtigte, würde wahrscheinlich der Schuß nach hinten losgehen und er selbst in einem trüben Licht erscheinen. Nein, das einzige, was er tun konnte, war, Achmed nicht aus den Augen zu lassen. Er machte sich deshalb eilig auf den Weg ins College.

Als er dort ankam, war gerade die dritte Zweiergruppe vom Filmen zurückgekehrt. Die vierte Gruppe stieg in den Wagen ein. Oskar Frühling trat zu Baker alias Haddock. „Haben Sie was dagegen, wenn ich nachher einmal mitfahre, Mr. Baker?"

Haddock zuckte mit den Schultern. „Von mir aus könnten Sie, aber der Regisseur will niemanden dabei haben."

„Ich störe bestimmt nicht."

„Glaube ich Ihnen. Aber auch Ihr Direktor hat Anweisung gegeben, daß niemand von den Erziehern die Jungen begleiten soll, damit sie nicht beim Filmen verkrampft wirken."

Haddock grinste noch einmal und fuhr dann los.

Oskar Frühling bemühte sich, sich über gar nichts mehr zu wundern, auch nicht über Direktor Hinderwell. Dann ging er nach Cliff House und rief Achmed heraus. „Wann kommst du dran, Achmed?"

„Als letzter, mit Popcorn."

„Fein ausgedacht!"

„Was ist fein ausgedacht?"

„Dich als letzten zu nehmen."

„Das ist nur, weil ich vielleicht die Hauptrolle spielen soll. Von mir sollen mehrere Aufnahmen gemacht werden."

„Jedenfalls bin ich dabei, und wenn sich die ganze Bande auf den Kopf stellt!"

„Ist es denn wirklich eine Bande?"

„Ja, Achmed. Aber laß dir nichts anmerken."

Achmed ließ sich wirklich nichts anmerken. Nur wer ihn genau kannte, hätte entdecken können, daß seine dunklen Augen auf einmal noch ernster blickten als sonst.

(Fortsetzung im nächsten Heft)

Waagerecht: 3. kleines Musikinstrument, 10. Jungensname, 11. Waldpflanze, 12. Nebenfluß der Donau, 14. Blume, Zwiebelgewächs, 16. von Felswänden umrahmte Nische, 18. Anhänglichkeit, Zueinanderstehen, 19. Schlingpflanze, 20. unbestimmter Artikel, 21. Provinz der Südafrikanischen Union, 24. internationaler Notruf, 25. französischer Artikel, 26. kleiner Ort, 28. Verdauungsstoff im Magensaft, 29. Getränk, 30. Name.

Senkrecht: 1. Einwohner von Chile, 2. schmackhafte Lachsfischart, 3. Bekleidungsstück, 4. Verhältniswort, 5. orientalischer Männername, 6. Monat, 7. englisch: nein, 8. Angehörige eines alten peruanischen Indianerstammes, 9. Haft, Gewahrsam, 13. Luftgeist, 15. Teil eines Holzzaunes, 17. positive Elektrode einer elektr. Leitung, 22. Gattung, 23. Fluß- oder Bachname, 26. Strom in Sibirien, 27. Augenblick (ch = ein Buchstabe).

Kreuz und quer geraten

Die Auflösung findet ihr im nächsten Heft

TARÓ

Das Reich des Hülü

Taró und Frank suchen den geheimnisvollen Hülü. Sie verfolgen zwei Indianer, die Steuern für ihn eintreiben. Wer die Steuer verweigert, wird ermordet. Das gilt auch für Polizisten. Taró weist einen Polizisten an, die Boten Hülüs hinauszuwerfen. Er und Frank beobachten das heimlich hinter der Tür.

Mai bis 20. Juni) zusammen. Aus diesen zufälligen Ergebnissen begann ich nun eine Tabelle – von Seiten der Sterne aus betrachtet – zusammenzustellen. Hier ist sie für das ganze Jahr.

STEINBOCK: (22. 12.–20. 1.)

Als Kinder oft schwächlich, werden aber mit dem Heranwachsen stabiler. Empfindliche Haut, empfindliche Nerven. Erkälten sich leicht. Erreichen aber oft ein sehr hohes Alter.

WASSERMANN: (21. 1.–18. 2.)

Neigen zur Erregung und zu Nervenkrankheiten. Nicht sehr robust. Leiden häufig unter Herz- und Kreislaufstörungen.

FISCHE: (19. 2.–20. 3.)

Durchschnittliche Konstitution. Neigen zu Störungen im Blut- und Drüsensystem. Sind oft Nervenkrankheiten ausgesetzt.

WIDDER: (21. 3.–20. 4.)

Von allen Tierkreiszeichen die beste Konstitution. Starke Widerstandskraft gegen Infektionen. Aber viele leiden unter Kopfschmerzen und müssen schließlich eine Brille tragen.

STIER: (21. 4.–20. 5.)

Starke Naturen. Hals und Nieren sind die schwächsten Stellen. Neigen zum Dickwerden. Manche haben Herzbeschwerden. Ein prominenter Stier, Bing Crosby, hat aus seiner natürlichen Halsschwäche jene berühmte „Heiserkeit" gemacht.

ZWILLINGE: (21. 5.–20. 6.)

Keine starken Naturen. Neigen zur seelischen Erschöpfung. Erkrankungen der Atemwege und Rheumatismus.

KREBS: (21. 6.–22. 7.)

Nicht besonders stark. Werden häufig von Erkältungen, Rheumatismus und Magenbeschwerden heimgesucht.

LÖWE: (23. 7.–23. 8.)

Starke Konstitution, ausgeprägte Kraft, sich rasch wieder zu erholen. Neigen zu Rückenschmerzen und können in späten Jahren mit dem Herzen zu tun haben.

JUNGFRAU: (24. 8.–23. 9.)

Durchschnittliche Konstitution, aber viele erleben ein hohes Alter. Werden leicht dick, leiden unter Muskelschmerzen.

WAAGE: (24. 9.–23. 10.)

Kräftige Konstitution. Keine Anfälligkeit für bestimmte Krankheiten. Einige haben Anlage zu Melancholie.

SKORPION: (24. 10.–22. 11.)

Sehr kräftig. Klagen nicht und können große Strapazen aushalten. In späteren Jahren Neigung zu Rheumatismus. Manche neigen dazu, Unfälle zu verursachen.

SCHÜTZE: (23. 11.–21. 12.)

Kräftig, aber besondere Neigung zu Bronchitis und anderen Erkrankungen im Brustkorb. Wenn überfordert, können die Nerven in Mitleidenschaft gezogen werden.

Ich habe mein Stethoskop nicht gegen Horoskope eingehandelt, aber ich bestehe nun doch bei neuen Patienten auf der Bekanntgabe ihres Geburtsdatums.

William S. Schlamm: Zur Sache

William S. Schlamm vertritt in der Kolumne „Zur Sache" seine unabhängige Meinung. Der Stern stellt sie zur Diskussion, auch wenn sie sich nicht mit der Meinung der Redaktion deckt. Denn nur eine freie Aussprache hilft unsere Lage klären.

Korrupte Politiker?

Daß Politik korrupt sei, ist ein volkstümliches Vorurteil – so heftig und so unausrottbar wie die populäre Beobachtung von „den zerstreuten Professoren". Was einem Professor aber seine Beförderung eingetragen hat, ist im Gegenteil die überdurchschnittliche Konzentrationsfähigkeit des Herrn. In seiner Wissenschaft muß er weder schöpferisch noch originell sein. Aber ganz gewiß muß er sich konzentrieren können – auf seinen Lehrauftrag, auf seine Literatur, auf seine Karriere. Professoren sind im Durchschnitt weit weniger zerstreut als Buchhalter. Aber es nützt ihnen nichts. Sie sind in den Volksmund geraten.

Und die Politiker eben auch. Ob rechts, ob links, ob dafür, ob dagegen – wen immer auch der Staatsbürger wählt, von dessen Korruption ist er grundsätzlich und im voraus überzeugt. Denn „die Politik ist eben korrupt".

Ist sie das? Jahrzehntelang habe ich in allen möglichen Ländern und allen möglichen Parteien Politiker aus der Nähe beobachtet. Nicht viele haben mir übermäßig gefallen. (Auch recht wenige der vielen Schauspieler, Metzgermeister, Kellner, Redakteure, Ärzte und Rechtsanwälte, mit denen ich in Berührung kam, haben mich in Verzückung versetzt.) Aber Politiker sind ganz bestimmt nicht korrupter als irgendein anderer Stand. Im Gegenteil – und ich sage das wirklich nicht aus borstigem Widerspruchsgeist –, Politiker sind im Durchschnitt bedeutend weniger korrupt als die meisten „honorigen" Berufsgruppen.

Man stelle sich doch vor, ein paar hundert Rechtsanwälte, Kaufleute, Zeitschriftenverleger, Bankkassierer hätten in Deutschland über dreiundfünfzig Milliarden anonymer Steuergelder jährlich zu verfügen – und zwar völlig frei. So groß ist nämlich der öffentliche Haushalt, dessen Ausgaben der Bundestagsabgeordnete aus eigenem Ermessen bestimmt. Ist es denkbar, daß irgendeine andere Berufsgruppe, einer Versuchung von dieser Größenordnung ausgesetzt, dabei so wenig Provisionen, „Sporteln" und ähnliche „Abzüge" verschwinden ließe, wie sie in der deutschen Politik vorgekommen sind?

Dabei müßte der einzelne Abgeordnete gar nicht das Strafgesetz verletzen, um sich zu bereichern. Er hätte ja nur, wie das Grundgesetz vorschreibt, „seinem Gewissen gemäß" abzustimmen – und wer wollte ihm nachweisen, daß dieses sein Gewissen nicht immer den lautersten Einflüsterungen zugehört hat? Aber von wie vielen solchen Fällen weiß man in Deutschland? Und man wüßte, verläßlich von jedem, der passiert wäre. Denn der Enthüllungs-Journalismus ist üppig aufgeschossen in Deutschland, und Enthüllungs-Journalisten sind auf Fälle politischer Korruption noch gieriger als auf Schlafzimmergeschichten.

In Deutschland, in Amerika, in England, aber auch in der Sowjetunion, in Albanien und im roten China sind die Berufspolitiker unvergleichlich weniger materiell korrumpiert als die meisten anderen Spezialisten. Und zwar liegt das nicht an einer besonderen Tugend der Politiker, sondern an ihrem besonderen Beruf. Nonnen sind nicht von Natur aus sittsamer als andere Frauen, sondern aus dem Gelöbnis des eigenen Entschlusses: Täte eine Nonne, was anderen Frauen im allgemeinen vergeben wird, hätte sie sich menschlich und gesellschaftlich vernichtet. Und täte ein Politiker, was Kaufleute und Rechtsanwälte mit Selbstverständlichkeit tun (nämlich Gesetzeslücken aufspüren, durch die sich Habgier durchschlängeln kann), dann würde er gesteinigt.

Das gibt dem Politiker keineswegs das Recht auf unser Mitleid. Er hat seinen Beruf aus eigenem Entschluß gewählt, und nun möge er gefälligst an seinen Lasten tragen, deren drückendste vielleicht der Zwang zur Unterdrückung der Geldgier ist. Aber der „Volksmund" möge sich auch gefälligst hier und da selber zuhören und ein dummes Vorurteil gefälligst gelegentlich korrigieren. Es ist eine statistisch nachweisbare, völlig unbestreitbare Tatsache, daß Berufspolitiker prozentual weniger finanzielle Gaunereien begehen als Buchhalter, Kaufleute und Bankkassierer.

Und finanzielle Gaunerei ist wohl gemeint, wenn man von der „korrupten Politik" spricht. Es gibt natürlich auch moralische, intellektuelle und gesellschaftliche Korruption – und von der sind die Politiker so wenig frei wie Schriftsteller und Pastoren. (Was der Wiener mit seinem „Menschen, Menschen samer alle" ausdrücken will: daß sich kaum einer die spirituelle Fäulnis abgewöhnen kann.) Berufspolitikern kann man vielleicht eine besondere Art von Sturheit vorwerfen (aber wegen ihrer „Parteitreue" werden sie ja gewählt). Und

vielleicht auch eine besondere Art von Hochmut (aber sie werden ja ihretwegen in die Politik geschickt: Weil sie zu wissen vorgeben, was gut und was schlecht ist). Ganz gewiß sind Politiker von dem einzigen Laster relativ frei, das ihnen gewohnheitsgemäß vorgeworfen wird: Sie sind ganz gewiß nicht korrupter als das Normalkind des 20. Jahrhunderts. Sondern im Gegenteil.

Aber die feststellbaren Tatsachen werden ihnen nicht helfen. Professoren *sind* nun eben schon einmal zerstreut, und Politiker *sind* korrupt. Was einmal in den Volksmund geraten ist, gibt der nicht so bald wieder her. Und dabei geht es doch nur dem Volk in den Magen und beginnt dort schrecklich zu drücken. Die Rauschgifthändler in den dunklen Gassen des öffentlichen Lebens machen ihre Geschäfte, seit eh und je, mit der Anfälligkeit des Bürgers, den Berufspolitiker unbesehen der Korruption zu verdächtigen. Freie Gesellschaften sind an nichts so häufig zugrunde gegangen, wie an der blinden Diffamierung der Berufspolitiker.

Um wieviel besser wären die Deutschen dran, wenn sie sorgfältiger in die Bundestagsberichte blicken würden, anstatt unter die Parlamentsbank zu gucken, wo sich nachweislich viel weniger Unanständiges abspielt als im öffentlichen Geschäftsleben. Aber die Enthüllungspresse, die von den Inseraten der tüchtigen Firmen reich wird, schielt lieber nach Bonn, wo kümmerlich wenig Inserate aufgegeben werden. Ich will damit keineswegs behaupten, daß die Presse überdurchschnittlich korrupt ist: Der Stand des Journalisten steht nicht viel weniger als der des Berufspolitikers unter einer ganz besonders strengen Aufsicht des Fußvolkes, das den Journalisten nicht viel weniger bereitwillig verdächtigt als den Politiker. Aber der Journalist im allgemeinen, und der Enthüllungs-Journalist im besonderen, weiß eine saftige Story zu schätzen; und er weiß, daß wenig Storys saftiger sind als Geschichten von der „korrupten Politik“. Und darum ist immer wieder Rauch – auch dort, wo kein Feuer ist.

Freilich wird manchmal sogar in der Politik gestohlen. So wie manchmal Professoren wirklich zerstreut sind und man gelegentlich sogar am Freitag Pech hat. Nur sollte man aus einem Aberglauben, auch wenn er sich hier und da zufällig bewährt, kein politisches Programm machen.

Bemerkenswertes an Pariser Enthüllungen

Das Spiel mit Rüschen und Bändern brachte den Modewunderknaben St.-Laurent auf diese amüsante Idee mit dekorativer Wirkung. Er putzte einen schlichten, schwarzen, 7/8 langen Abendmantel mit Ärmeln aus gerüschten weißen Seidenbändern auf und heftete ein ähnliches, an große weiße Chrysanthemen erinnerndes Gebilde aus Bandrüschen an den Hinterkopf der festlich geschmückten Dame

Vorliebe für Nabelschmuck bezeugte nicht nur Modeclown Esterel. Auch Marc Bohan vom Hause Dior plácierte eine straßglitzernde Perlenbrosche in Nabelhöhe, zur unteren Begrenzung des kühnen Dekolletés an diesem Abendkleid aus schwarzem Chiffon mit wasserfallartig angeordnetem Rüschenschmuck am mäßig weiten Rock

Fortsetzung von Seite 21

Fotos: Rico Puhlmann

Viel Talent zum kunstvollen Drapieren setzt Modetechniker Pierre Cardin bei Frauen voraus, die seine Modelle tragen. Nur einseitig befestigt – nämlich in der Gürtelschnalle – ist das große Dreiecktuch, das, elegant um die entblößten Schultern geworfen, den tiefen Rückenausschnitt verhüllen soll

Mit fremden Federn und seidenen Stacheln stattete St.-Laurent eines seiner extravaganten Modelle aus. Zu diesem kurzen Abendkleid aus weißem Seidenjersey mit plustrigem, eng gegürtetem Oberteil aus schwarzen Federn entwarf er einen abenteuerlichen Kopfputz. Die perlenbesetzte Seidenspange reicht vom Nacken bis zur Stirnmitte. Am Hinterkopf wippt ein Bündel schwarzseidener Stacheln

Der neue BOSCH Wasch-Vollautomat

– der einzige mit Waschbeginn-Vorwahl –

4 Waschtemperamente

BOSCH

Waschbeginn Vorwahl

Neu! Die Waschbeginn-Vorwahl –

eine Besonderheit zu Ihrem Vorteil!

Der BOSCH Wasch-Vollautomat bringt neue, verblüffende Erleichterungen. Er schaltet sich selbsttätig ein. Sie brauchen also beim Waschbeginn nicht mehr dabei zu sein. Bis zu 9 Stunden im voraus wählen Sie, wann Ihr BOSCH Wasch-Vollautomat mit der Arbeit beginnen soll. Das ist doch eine feine Sache, besonders für die berufstätige Hausfrau! Jetzt können Sie auch den verbilligten Nachtstrom ausnutzen. Am Morgen, nach dem Aufstehen, finden Sie Ihre große Wäsche blitzsauber und leinetrocken geschleudert vor.

Der BOSCH Wasch-Vollautomat, der eine Wäschemenge bis zu $5\frac{1}{2}$ kg aufnimmt, besitzt natürlich auch die bewährten 4 BOSCH Waschtemperamente für schonendes und doch gründliches Waschen. Ob grobe, stark verschmutzte Berufswäsche oder feine, hauchzarte Gewebe aus Natur- und Chemiefasern, ja, selbst Gardinen, er wäscht immer fasergemäß und wäschegerecht.

Der BOSCH Wasch-Vollautomat ist überall und jederzeit waschbereit. In jedem Raum mit Wasseranschluß kann er ohne Bodenbefestigung frei aufgestellt werden. Nach Lieferung wird er durch den BOSCH Beratungsdienst der Hausfrau vorgeführt und kostenlos eingewaschen.
BOSCH Waschautomaten erhalten Sie besonders preisgünstig im Fachgeschäft.

Das bewährte, engmaschige BOSCH Kundendienstnetz bietet Sicherheit für alle Zeit.

BOSCH schonend waschen, lohnend waschen

An ROBERT BOSCH GMBH
Werbeabteilung Stuttgart

Senden Sie bitte kostenlos Informationsmaterial über die BOSCH Haushaltführung neuen Stils: BOSCH Wasch-Vollautomat, BOSCH Waschautomat, BOSCH Wäscheschleuder, BOSCH Kühlschränke, BOSCH Gefriertruhen, BOSCH Küchenmaschinen, BOSCH Fix-Quirl.

HW162A

Waagerecht: **1.** Geldverfassung eines Landes, **6.** politische Anfrage im Parlament an die Regierung, **15.** Landschaftsbezirk, **16.** Farbe, **17.** Begriff der Sternkunde, **19.** Stockung, Stillstand, **22.** Provinz der Südafrikanischen Republik, **24.** Nebenfluß der Elbe, **25.** autonomes italienisches Alpengebiet, **27.** Reizleitungsbahn des Körpers, **28.** Geschäftsgewinn nach Abzug aller Unkosten, **30.** Frauenname, **32.** Disziplin der Philosophie, **35.** altes Saiteninstrument, **38.** Ausdruck beim Skat, **39.** Weberkamm, **40.** Flächenmaß, **42.** Sturzsee, **44.** Strom in Indien, **46.** gotisches dreibogiges Maßwerk, **50.** starker Sturm, **51.** zweimastiges Segelschiff, **52.** Fortpflanzungszelle, **53.** Übertreter göttlicher Gebote, **56.** Teil des Kaffeeservices, **59.** Leckerbissen, **63.** angebliche Ausstrahlung des menschlichen Körpers, **64.** gefiedertes Wirbeltier, **67.** süddeutsches Wort für Gletscher und alten Schnee, **68.** Kriegsgott, **69.** Medikament, **70.** Furche, Fuge, **71.** kirchlicher Lobgesang, **73.** Gruppe gleichartiger Dinge, **75.** Niederschlagsart, **77.** gleichklingende Silben, **78.** Kastenmöbel mit Klappdeckel, **80.** westdeutsche Landschaft, **84.** deutsche Großstadt, **85.** Handwerkergehilfe, **86.** germanische Gottheit, **88.** Kohlenklein, **89.** Marschpause, **91.** Wortkargheit, **93.** Europäer, **95.** Anlegeufer im Hafen, **96.** Teil des Kopfes, **98.** Ingenieurwissenschaften, **100.** Schiffszubehörteil, **101.** Nahrungsmittel, **102.** passatartige Winde im Mittelmeer, **104.** Nebenfluß der Donau, **106.** fachgenossenschaftliche Vereinigung von Handwerkern, **107.** Gebäude für musikalische Aufführungen, **108.** altägyptischer Sonnengott, **109.** Nebenfluß des Rheins, **110.** Staat im Himalaja, **111.** Landschaftsform, **114.** biblische Frauengestalt, **117.** Donauzufluß, **118.** Zufluchtsstätte, Obdach, **119.** Hauptschlagader, **120.** kleines Felsstück, **122.** Fahrzeugteil, **123.** Windrichtung, **124.** Männername, **125.** Widerstand eines festen Körpers gegen das Eindringen eines anderen Körpers, **126.** Tapetenklebstoff, **127.** Auktion. – **Senkrecht:** **1.** deutscher Strom, **2.** Gleichmacherei, **3.** Stadt in Südwestfalen, **4.** Ansturm auf die Kassen der Banken, **5.** Zustand der Bedrängnis, **6.** elektrisch geladenes Teilchen, **7.** Beginn einer Hochgebirgskletterei am Berg, **8.** Straftat, Anklagezustand, **9.** Haushaltsplan, **10.** Farbton, **11.** Körperteil, **12.** Spöttelei, **13.** estnische Insel, **14.** Salz der salpetrigen Säure, **16.** getrocknete Weinbeere, **18.** römischer Kaiser, **20.** Blutbahn, **21.** Asiat, **23.** Rhythmus, **25.** Vorschlag für einen Beschluß, **26.** Teil des Teutoburger Waldes, **29.** Besprechungen, Erörterungen über eine Sache, **30.** Nachlaßnehmer, **31.** hohe Regierungsdienststelle, **33.** altes Holz- und Körpermaß, **34.** Erschütterung des Erdbodens, **36.** Liebesgott, **37.** Winkelkante, **41.** Vorläufer der Herrenweste, **43.** Schluß, **44.** Angehöriger eines Riesengeschlechts der griechischen Sage, **45.** Fußballspieler, **47.** Schilf, Röhricht, **48.** Gruppe der klauentragenden Säugetiere, **49.** Möbelstück, **51.** Landschaft östlich von Paris, **54.** Republik in Westafrika, **55.** Spielkarte, **57.** Auswanderung, **58.** Abneigung, **60.** Kohleprodukt, **61.** Planet, **62.** umgenähter Kleiderrand, **65.** ölsaures Salz, **66.** Tatkraft, **69.** leichte Haft, **72.** bayerischer See, **74.** antikes Volk in Italien, **76.** Vorname eines Schalksnarren, **79.** Vater eines Riesengeschlechts in Kanaan, **81.** Auszug, Hauptbegriff, **82.** Stadtteil von Wuppertal, **83.** Stück eines Ganzen, **84.** dickflüssige Speise, **86.** Besitzer von Anteilscheinen eines Unternehmens, **87.** Laubbaum, **90.** künstlicher Erdtrabant, **91.** Seitensprung, mutwilliger Streich, **92.** Gottesgelehrter, **94.** Lebensbund, **97.** Waffenlager, Zeughaus, **99.** Bewohner des größten Kontinents (Mehrz.), **103.** Geländeform, **105.** jugoslawische Adriainsel, **112.** Ackergerät, **113.** schmale Brücke, **115.** biblische Männergestalt, **116.** Fahrzeugluftreifen (Kurzform), **118.** Pflanzenteil, **119.** Sorte, Gattung, **121.** physikalische Arbeitseinheit.

ARBEIT HILFT

Narbe – Krankheit – Energie – Vorspiel – Sparta – Schein – Agamemnon – Richard – Mastdarm – Salto – Rottweil – Marder – Nabob – Veredelung – Iserlohn – Spanien – Garten – Kabine – Domdach – Nussmarkt – Banane – Esmeralda – Markt. – Den vorstehenden Wörtern sind je drei zusammenhängende Buchstaben zu entnehmen und zu einem Sinnspruch von Franc-Nohain zusammenzusetzen.

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT NR. 8

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Kriminalroman, 10. Fegefeuer, 15. Oel, 16. Niemandsland, 18. Ria, 20. Nokturne, 22. Ozelot, 24. Krain, 25. Abukir, 28. Mnemosyne, 30. Barmen, 32. Niobe, 35. Rate, 36. Logenbruder, 39. Iden, 40. Rache, 43. Goere, 44. Elba, 46. Einigkeit, 50. Newa, 52. Ahr, 53. Oakland, 56. Sue, 57. Zaesur, 59. Trepan, 61. Restaurant, 63. Moira, 65. Hude, 66. Aigrette, 69. Realgar, 72. Mako, 75. Ur, 76. Molenkopf, 78. Stengel, 80. Pneu, 81. Pepsin, 83. Heilige, 85. Ischaemie, 87. Drache, 88. Ehe 89. Ase, 90. Linearzeichnung, 91. Ruf. – Senkrecht: 1. Konkurrenzkampf, 2. Reorganisation, 3. Ilka, 4. Iduna, 5. Annam, 6. Liebelei, 7. Re, 8. Omsk, 9. Marine, 10. Flaneur, 11. Gnom, 12. Enzym, 13. Erle, 14. Rio, 17. Sombrero, 19. Attentaeter, 21. Tiberius, 23. Enzian, 26. UNO, 27. Ring, 29. Oere, 31. Reck, 33. Oboe, 34. Verwundung, 37. Go, 38. Decke, 41. Agrumen, 42. Hel, 45. Lena, 47. Tara, 48. Erpresser, 49. Ilse, 51. Esau, 54. Armagnac, 55. Atom, 58. Rotkohl, 59. Treppen, 60. Amati, 62. Rho, 64. Ito, 67. Gleis, 68. Reuse, 70. Lende, 71. Reich, 73. Ate, 74. Krieg, 77. Feme, 79. Bier, 82. Pia, 83. Heu, 84. Elf, 86. Ai.

Silbenrätsel: 1. Darius, 2. Andorra, 3. Seifensieder, 4. Prediger, 5. Fingerhut, 6. Estrich, 7. Rebensaft, 8. Dreschmaschine, 9. Doktor, 10. Aloe, 11. Simplonpaß, 12. Damokles, 13. Ente, 14. Neider, 15. Hahnenfuß, 16. Arnika, 17. Fontane, 18. Epirus, 19. Racheakt, 20. Vehemenz, 21. Eitelkeit. Die ersten und dritten Buchstaben von oben gelesen ergeben: „Das Pferd, das den Hafer verdient, bekommt ihn nicht“.

Raten und Rechnen:

32	×	3	=	96
:		×		:
16	:	8	=	2
2	×	24	=	48

Mutter und Tochter: Richtig geordnet ergibt sich das folgende Sprichwort: „Abwesenheit ist die Mutter der Enttäuschung, Bewunderung ist die Tochter der Unwissenheit“.

schach

Von Georg Kieninger

Ein Beitrag zur Kunst der Verteidigung

Partie Nr. 415

Sizilianische Verteidigung

Gespielt im internationalen Turnier zu Hastings, Januar 1962

Weiß: Littlewood England — Schwarz: Botwinnik UdSSR

1. e2–e4 c7–c5 (Für diese Verteidigung hat der Weltmeister stets eine besondere Vorliebe gehabt.) 2. Sg1–f3 d7–d6 3. d2–d4 c5×d4 4. Sf3×d4 Sg8–f6 5. Sb1–c3 (Noch nachhaltiger dürfte 5. f3 sein, weil nun 6. c4 mit Raumvorteil droht.) 5. . . . g7–g6 (Damit lenkt Schwarz in die bekannte, sogenannte Drachenvariante der Sizilianischen Verteidigung ein. Modern ist 5. . . . e6 oder 5. . . . e5. Botwinnik wandelt aber gern auf bekannten alten Wegen.) 6. Lc1–e3 Lf8–g7 7. f2–f3 a7–a6 (Ist nicht gerade neu, wird aber doch nur selten gespielt. Üblich ist 7. . . . Sc6.) 8. Lf1–c4 (Eine unbefangene und gute Entwicklung des Königsläufers.) 8. . . . b7–b5 (Mit dem Bauernvorstoß strebt Schwarz bereits nach aktivem Gegenspiel am Damenflügel. Das ist im Sizilianer auch lebensnotwendig für den Nachziehenden.) 9. Lc4–b3 Lc8–b7 10. Dd1–d2 Sb8–d7 11. 0-0-0 Sd7–c5 12. Kc1–b1 Sc5×b3 13. c2×b3 (Das Wiederschlagen mit dem c-Bauern ist sicherer als 13. a2×b3.) 13. . . . 0-0 14. Le3–h6 Lg7×h6. 15. Dd2×h6 b5–b4 16. e4–e5 (Bisher hatte der junge Engländer vorzüglich gespielt. Hier aber überstürzt er seinen Angriff. Richtig war 16. Sc3

Schwarz

Weiß

Stellung nach dem 16. Zuge von Weiß

e2 17. Sg3, und Weiß stand ausgezeichnet.) 16. . . . Sf6–d7 17. h2–h4 b4×c3 18. h4–h5 d6×e5 19. h5×g6 (Auch 19. Se6 genügte nicht wegen 19. . . . f7×e6 20. h5×g6 c2+ 21. K×c2 Dc8+ 22. Kb1 Sf6. Diese feine Verteidigungsmöglichkeit mußte der Weltmeister schon bei Annahme des Figurenopfers erkannt haben.) 19. . . . Sd7–f6 20. b2×c3 (Das ist bereits das Eingeständnis, daß der Angriff verfehlt war. Das gefährlich aussehende 20. Sf5 scheitert aber an 20. . . . c2+ 21. K×c2 Dc8+ 22. Kb1 D×f5+.) 20. . . . e5×d4 21. g6×h7+ Kg8–h8 (Jetzt steht der König in Sicherheit, und Schwarz ist damit seine Sorgen los.) 22. Td1×d4 Dd8–a5 23. Dh6–e3 Sf6–d5 24. De3–d2 Sd5×c3+ 25. Kb1–a1 Ta8–d8 26. Th1–c1 Da5×a2+ (Eine Abwicklung in ein leicht gewonnenes Endspiel.) 27. Dd2×a2 Sc3×a2 28. Td4×d8 Tf8×d8. Weiß gibt auf, es erfolgt auf 29. Tc7 Td2! 30. T×b7 Sc3 nebst Matt durch 31. . . . Ta2. Auf einen anderen Zug aber behält Schwarz seine zwei Mehrfiguren. Ein Triumph durch hervorragende Verteidigung.

graphologie

M. G., männlich, 52 Jahre

Ein unbestimmter innerer Drang treibt den Schreiber an, sich auszusprechen; findet sich für diesen Drang kein positives Ziel, kann er auch leicht einmal ins Negative geraten und etwas kritisch oder sogar aggressiv werden. Leicht neigt der Schreiber auch dazu, anderen nicht so viel zuzutrauen wie sich selbst. Solche Menschen sind im allgemeinen schärfere Kritiker und – aus Geltungsbedürfnis heraus – auch eifrig und strebsam. Überhaupt nehmen das eigene Ich und die eigene Person einen größeren Raum im Fühlen, Denken, Interesse und Streben des Schreibers ein, wie schon die Verzierungen, Betonungen und Besonderheiten der Schrift erkennen lassen, vor allem auch die Unterschrift. Man darf im Falle des Schreibers neben einer Tendenz zu Eitelkeit und Geltungsbedürfnis auch auf einige Berechnung schließen. Nicht immer bringt er seine wirklichen Gefühle zum Ausdruck, nicht von jedermann läßt er sich in sein Inneres blicken, nicht alle Worte darf man als bare Münze hinnehmen. Gedanklich und geistig zeigt sich eine gute Beweglichkeit, so daß sich der Schreiber rasch auf verschiedene Gegenstände und Vorgänge ein- und umstellen kann. Er kann auch gut planen und disponieren, versteht es, die Dinge ihrer Bedeutung entsprechend an- und einzuordnen, verfügt über Scharfsinn im folgerichtigten Durchdenken einer Aufgabe.

—— Hier ausschneiden! ——

Wir übermitteln Ihnen im Namen und für Rechnung unseres Graphologen gern eine graphologische Charakterskizze zu einem Vorzugspreis von DM 6,50 pro Schriftprobe. Überweisen Sie den Betrag auf das Stern - Postscheckkonto Hamburg 288 740 Abt. Graphologie. (Nachnahme des Betrages ist leider nicht möglich.) Schicken Sie zugleich an Stern, Hamburg 1: a) diesen

Bestellschein für Schriftanalyse

b) 25–30 Zeilen fortlaufende Handschrift, keine zerschnittenen Texte, keine Abschriften! c) Angaben über Beruf, Alter und Geschlecht, d) einen frankierten Briefumschlag mit Ihrer Adresse. Mit der Bestellung des Gutachtens geben Sie zugleich Ihre Genehmigung zur Veröffentlichung. Unser Graphologe wird Ihnen möglichst innerhalb von 4 Wochen antworten. 9/62

S8/01F

Sunil

bringt alles Weiß zum Strahlen

Wieviel schöner ist ein Weiß, das strahlt ...

Als Hausfrau können Sie stolz sein auf Ihre strahlend weißen Tischtücher, Oberhemden und Bettlaken! Sogar vergrautes Nylon wird in der milden, himmelblauen Lauge von Mal zu Mal weißer. Und ob Sie im Waschtopf oder in der Waschmaschine waschen - Sunil pflegt Ihre Wäsche vorbildlich. Darum dieses strahlende Weiß ...

... ein Weiß, dem man die Pflege ansieht!

Schönheit zu vermieten

Dies ist die Welt der Modekönige, der Mannequins und der Besessenen. Eine verrückte Welt, die sich ihre eigenen Gesetze schneidert. Sie lebt vom Glanz und Glamour, wie ihn Petronius schildert

Das junge Mädchen sah so frisch und sauber aus wie eine Pfefferminz - Reklame. Aber dem Mädchen zitterten die Hände, es drückte sich in die Nähe der Tür und starb tausend Tode.

Eine halbe Minute lang geschah nichts. Die heiße Sommersonne New Yorks lehnte sich schwer gegen die Scheiben, und durch die Ritzen des Bürofensters zwängte sich der Lärm der Second Avenue.

„Well?" fragte eine zierliche, schlecht frisierte Frau schließlich.

Das Mädchen öffnete den Mund, rang nach Atem und wollte sprechen. Doch die Angst hatte ihre Stimmbänder eingefroren.

Sie stand Eileen Ford gegenüber.

Diese kleine Frau war nicht geschminkt, die Haare lagen nicht an dem Platz, den ihr Friseur dafür reserviert hatte, sie trug ein ziemlich schlichtes, sportliches Kleid. Ihr Äußeres war nicht furchterregend.

Immerhin. Eileen Ford ist in Amerika der Schlüssel zur Schönheit, zum Ruhm und zum Reichtum. Eileen →

Deutschland deine Mode

Die zwölf Verschworenen: Ex-Modestar Dorian Leigh hofft, mit ihren elf besten Bildschönheiten jede Konkurrenz in Paris zu besiegen

Deutschland deine Mode

Der Umgang mit Kunststoff-Mannequins ist ungefährlich

Ford ist die Herrin über den Glamour der Welt.

Zusammen mit Ehemann Jerry leitet sie in New York die „Ford Model Agency, Inc.". Das ist die Endstation Sehnsucht aller Mannequins und Fotomodelle von Hongkong bis Berlin.

Höher geht's nimmer. Schöner geht's nimmer.

Und darum zitterte das Mädchen. Der Mut hatte gerade noch gereicht, an der Bürotür zu klingeln und einzutreten, jetzt war es aus. Es reichte nicht mehr zur Frage:

„Habe ich Chancen, Mrs. Ford?"

Eileen Ford besah sich das Gesicht. „Wie alt bist du?"

Räuspern: „Sech- sechzehn."

„Hm. Komm nächstes Jahr wieder."

Da stand aber im zweiten Bürozimmer bereits die nächste Bewerberin.

Das Zimmer war winzig, es wurde fast ganz ausgefüllt von der Blondine, die um Prüfung bat.

„Wie finden Sie diese hier?" erkundigte sich Eileen Ford bei dem hellwachen Petronius. Er hielt die Blondine für den passenden Hauptgewinn der nächsten Madame-Club-Tombola.

Ihr Blick schmolz die kühlste Zurückhaltung, ihre Linie war rassiger als eine Spezialanfertigung von Pinin Farina.

Doch Eileen Ford urteilte schlicht: „Fett. Unmöglich. Fünfzehn Pfund müssen runter."

Die Blondine senkte das Haupt und versprach, flacher zu werden. Petronius jammerte es um jedes Gramm.

Fünfzehn Pfund vom Besten.

Eileen Ford hat seit der Gründung ihrer Agentur bereits ein paar Tonnen weiblicher Rundungen auf dem Gewissen. Ihr erster Befehl an alle Bewerberinnen lautet meist: „Zehn Pfund abnehmen!"

Sie tun es. Sie tun alles für Eileen. Neue Frisur, neue Haarfarbe, neue Schminktechnik, neue Nase, neue Bewegungen, neuen Namen. Sie tun es, weil sie Eileen blind vertrauen.

Eileen Ford war selbst einmal Fotomodell, bei Conover. Sie gab sich selbst keine Chancen, sattelte um zur Fotografie und dann zum Modejournalismus.

Sie lernte Jerry Ford kennen. Der war damals Superathlet und Student an der Universität Notre Dame in der Nähe von New York. Eine bessere Ausgabe von Cary Grant. Ihre Eltern waren weniger beeindruckt. Eileen ließ sich von Jerry entführen und heiratete ihn heimlich im Süden. Dann hatte Jerry wegen des Krieges eine Weile im Pazifik bei der Navy zu tun.

Als er wiederkam, bekam er keinen Job. Aber Eileen bekam ein Kind, drei weitere folgten. Sie mußte zu Hause bleiben. Das einzige, was sie noch tun konnte, war telefonieren. Sie telefonierte für zwei Mannequin-Freundinnen und arrangierte ihnen die Engagements. Andere Mannequins hörten davon, ließen sich auch über Eileens Telefon buchen – und plötzlich stellte Eileen fest, daß sie einen Beruf ausübte. Sie hatte eine Modellagentur.

Jerry begann, das Büro zu organisieren. In dem dritten Bürozimmer der Fords befindet sich ein technisches

Der Umgang mit echten Mannequins ist gefährlicher. Mannequin-Mutter Lucky landete sogar vor dem Kadi

Monstrum: dichtgedrängte Reihen von Telefonen, direkte Telefonleitungen zu den Redaktionen der großen Modezeitschriften. Raffinierte Karteien mit einem Wochenplan für jedes Modell. Auf dem Plan sind die Eigenheiten, Sonderwünsche, Maße und Preise jedes Modells angegeben.

Die Telefone klingeln entnervend. Jeder Auftrag wird von den Telefonmädchen wiederholt, das Gespräch wird automatisch auf Band aufgenommen, um spätere Streitigkeiten mit den Redaktionen oder Fotografen auszuschließen.

Die Ford-Agentur ist heute ein Unternehmen, das im Jahre mehrere Millionen Dollar umsetzt.

Rund hundert Fotomodelle sind in der monatlich neu erscheinenden Angebotsliste der Agentur abgebildet. Die Stundenmiete für solch eine Bildschönheit beträgt zwischen 40 und 60 Dollar.

Viele Mädchen tragen deutsche oder skandinavische Namen. „Das liegt daran", meint Jerry, „daß die Amerikanerinnen sich gern so sehen möchten wie die Deutschen oder die Skandinavierinnen."

Um diese amerikanische Illusion zu nähren, suchen die Fords stets nach deutschem Nachwuchs. Gitta Schilling war ein Erfolg, jetzt ist es Dagmar Dräger aus Düsseldorf.

Die Suche geht weiter. Denn ein neuer Typ wird verlangt. Er wird von den Moderedaktionen, den Fotografen und Werbeagenturen verlangt: der weichere, fraulichere und natürlichere Typ.

Vielleicht kommt auf diese Weise noch einmal der goldene Tag, an dem auch Männer mit Vergnügen Modefotos anschauen.

Wie gut Eileen Ford die Umstellung bereits gelingt, zeigt ein Artikel im Nachrichtenmagazin Time, das kürzlich die vier besten Vertreterinnen der Neuen Kurve vorstellte. Alle vier Sanftgeformten – darunter die aus Berlin stammende Marola Wittenstein – gehören zum Stall Ford.

Eileen Ford versteht ihr Geschäft. Daß sie selbst in schmuckloser Aufmachung zwischen den gepflegtesten Töchtern des Landes umherschreitet, ist Absicht. Eine weitere Gepflegte würde nie auffallen. Sie fällt auf.

Sie versteht mindestens so viel von der Kosmetik wie Helena Rubinstein oder Elizabeth Arden. Und hat den Vorteil, erheblich jünger zu sein. Über Rundfunk und Fernsehen „lehrt" sie Schönheit.

Mit ihrem Mann Jerry hat sie ein neues Projekt in Angriff genommen, das sich zwangsläufig anbietet: Kosmetikartikel herzustellen und mit dem magischen Ford-Namen zu versehen. Unter den Produkten befinden sich Dinge wie ein sich automatisch anspitzender Augenbrauenstift.

Sie verteilt auch Modetips. Und trägt fast ausschließlich Modelle von Uli Richter.

Die deutsche Mode wird in Amerika gern gesehen. Mit etwas Geschick könnte sie in Amerika auch gern gekauft werden.

Couture wird in Amerika kaum hergestellt. Selbstverständlich gibt es Couturiers, wie den aus Paris zugezogenen Mainbocher. Es gibt den feinen Norman Norell, der Modellkonfektion herstellt. Aber das sind die Propheten im eigenen Lande.

Noch immer gehen die Amerikanerinnen in Startstellung, das Scheckbuch in der Hand, wenn die neuesten Modelle aus Paris ankommen.

Sie kommen übrigens stets mit demselben Flugzeug. Sämtliche von den Amerikanern in Paris gekauften Modelle werden an einem bestimmten Tag in Paris in das „Couturier-Plane" geladen, das in Idlewild bei New York landet. Kaum ist das Flugzeug gelandet, beginnt das härteste Rennen der amerikanischen Konfektion.

Um einige Stunden ist meistens Macy's, das größte Kaufhaus der

→

Deutschland deine Mode

Welt, allen anderen voraus. Petronius bittet für die Unzahl der Superlative um Vergebung, doch es handelt sich um Amerika.

Macy's verkauft neun Arbeitstage nach der Flugzeuglandung bereits seine in Massen nachgearbeiteten Pariser Modelle. Ein Dior-Kleid, nach Originalschnitt, aus Originalstoff, für 119 Dollar.

Amerika blickt nach Paris. Als Dank blinzelt Paris auch nach Amerika und liefert den so hemmungslos geforderten Jackie-Look.

Was in diesem Fall nicht besonders schwierig ist, denn Jackie Kennedy liebt nun einmal das Französische und kleidet sich in Schöpfungen, die ganz so aussehen, als kämen sie aus dem Atelier des Parisers Hubert de Givenchy.

Doch nicht sein kann, was nicht sein darf: Frau Präsident hat als gute Patriotin nur amerikanische Kleider am Leibe zu haben. Offiziell heißt es darum, ihren Look habe sie dem New Yorker Oleg Cassini zu verdanken.

Oleg „Gigi" Cassini ist der Sohn der Gräfin Cassini und heißt eigentlich Oleg Lojewski. Er wurde Modezeichner in Hollywood und heiratete den Star Gene Tierney. Die Karriere der berühmten Filmschönheit endete durch ein Nervenleiden. Sie wurde erst nach einigen Jahren aus dem Sanatorium entlassen. Cassini ist längst von ihr geschieden.

Oleg besitzt einen Bruder Charles, der als Gesellschaftskolumnist Charles Knickerbocker eine gewisse Macht ausüben kann. Olegs Bruder trat mehrmals freundlich für den im Gesellschaftsleben Amerikas gut bekannten Joseph P. Kennedy ein. Joseph P. ist der Vater des Präsidenten. Und Oleg ist der erwählte Modeberater von Jackie Kennedy.

Den Amerikanern liegt eben sehr viel daran, daß ihre Jackie sich amerikanisch kleidet und nicht französisch. Die Engländer haben ihren Kummer mit Prinzessin Margaret Rose, die auch so gern mit der gallischen Garderobe tändelt.

Nur bei uns hat es keine Not. Lieb Vaterland, magst ruhig sein, Frau Lübke trägt so deutsch, daß aber auch gar kein Zweifel aufkommen kann.

Außer dem Jackie-Look, dessen epidemisches Auftreten langsam im Abklingen ist, hat Paris noch etwas aus Amerika importiert.

Weniger gern.

Dorian Leigh, einst das toppeste Top-Modell von Amerika. Dorian Leigh will in Paris das tun, was ihre beste Freundin Eileen Ford in New York tut.

Wenn man sie nur ließe.

Ihr Leben war nie ganz normal. Sie wurde als Dorian Parker in San Antonio, Texas, geboren, heiratete mit 18 Jahren einen Ingenieur, studierte in New York Chemie und Mathematik. Dann ließ sie sich scheiden, arbeitete als Statistikerin, dann als Zeichnerin in einer Flugzeugfabrik und verfaßte schließlich Werbetexte für die Republic-Filmgesellschaft.

Das war 1945. Eine Kollegin fand, daß die Figur der Dorian erheblich werbewirksamer sei als ihre Texte. Dorian probierte das aus. Tatsächlich versetzte sie sofort alle Modefotografen in einen Taumel der Begeisterung: Die „Vogue" schien ohne Dorian auf dem Titelbild kaum noch existieren zu können.

Ein Maler hielt ihre edlen Züge in Öl fest und bastelte nach längeren okkulten Berechnungen einen Namen zusammen, der ihr Glück bringen sollte. Dorian Leigh.

Unter diesem Namen wurde sie bei Eileen Ford ein Fotomodell sagenhafter Güte. Bisher hatte kein Mädchen mehr als 60 Dollar für eine Stunde vor der Kamera erhalten.

Dorian war 200 Dollar pro Stunde wert und avancierte damit zum teuersten Posierstengel der Welt.

Nicht schlecht, wenn man bedenkt, daß Dorian immerhin schon 28 Jahre alt war, als sie mit der Modell-Karriere begann. Zehn Jahre lang etwa

Weiter auf der übernächsten Seite

Stolz auf Kind und Karriere ist Suzy Parker, Fotografen-Traumobjekt

Anruf genügt. Dorian Leigh liefert Mädchen nach Maß

Jetzt Spantex®-Elastik statt Gummi!

Ansatzteil aus *Spantex*-Elastik, dehnt sich nur senkrecht. Bei jeder Bewegung fester, tadelloser BH-Sitz.

Diagonal elastische Seitenteile aus *Spantex*-Elastik. Ihr Playtex Living reckt und streckt sich mit jeder Bewegung.

Décolletierte Rückenpartie aus *Spantex*-Elastik: tiefer, sicherer Sitz.

Mittelteil mit sich überkreuzenden *Spantex*-Elastik Einsätzen. Wundervolle Teilung, schönes Décolleté.

In den meisten Grössen mit A, B oder C Körbchen erhältlich ... auch deshalb die tadellose Playtex Passform!

Nun hält die Elastik Ihres Playtex BH doppelt so lang!

Playtex *Living* ist der Büstenhalter, der Ihnen bezaubernde Formen verleiht und zugleich so bequem ist, dass Sie darin schlafen könnten. Denn der Playtex Living BH besitzt nicht weniger als 10 (zehn!) elastische Teile. Sie formen Ihre Büste, trennen und tragen sie - ja: sie lassen Sie frei und unbeschwert atmen... Ihren Playtex Living spüren Sie kaum! Und das Neueste? Statt aus Gummi ist diese herrliche Playtex Elastik*

jetzt ganz aus Spantex®

hergestellt. Und Spantex ist eine neue Wunderfaser; elastisch wie Gummi, aber länger haltbar, fabelhaft formfest und wunderbar bequem. Jetzt können Sie Ihren Playtex Living tragen und waschen, waschen und tragen - jedesmal schenkt er Ihnen von neuem seine vollendete Form! Denn Spantex bleibt viel länger elastisch.

* In weiss. Kurz DM 14.90; Longline DM 24.50 (D Körbchen DM 27.50).

ORIGINAL Playtex

LIVING® BH

BH 621-20

PLAYTEX-INTERNATIONALE LATEX GMBH-ALZEY/RHH.

Deutschland deine Mode

führte sie die Liste der Spitzenmodelle an.

Dazwischen heiratete sie einen Gutsbesitzer, ließ sich die Nase operieren, spielte am Broadway Theater und mimte in einem Film mit, ließ sich wieder scheiden und verliebte sich in einen Rennfahrer.

Und sie war mittlerweile Mutter von drei Kindern geworden. Zwei Söhne aus der Ingenieursehe, eine Tochter aus der Gutsbesitzersehe.

Nun folgte ein Sohn aus der Rennfahrerfreundschaft. Einer Ehe stand die Tatsache hemmend im Wege, daß der schnelle Mann bereits verheiratet war.

Es handelte sich um Don Alfonso Cabeza de Vaca y Curvayal, siebzehnter Marquis de Portago.

„Fon" de Portago war mit einer nicht unbemittelten amerikanischen Tabakerbin verheiratet und Vater ihrer beiden Kinder. Seine Frau vernachlässigte er Dorian zuliebe. Dorian vernachlässigte er Linda Christian zuliebe.

Sie alle verließ er, als am 12. Mai 1957 beim Mille-Miglia-Rennen die Achse seines Ferraris brach. Er nahm neun Zuschauer mit in den Tod.

Dorian besaß danach weder die Kraft noch die Lust, ihre Karriere als Fotomodell bis ins Endlose auszudehnen. Sie fand Trost und Zuspruch bei dem Pariser Gesellschaftsarzt Dr. Bordat, heiratete ihn und begann, in Paris eine Agentur nach dem Muster der Ford Model Agency aufzubauen.

Wie man Fotostars macht, wußte Dorian. Sie selbst hatte dabei geholfen, ihrer Freundin Eileen eine würdige Nachfolgerin zu verschaffen.

Der Thron blieb in der Familie. Denn Dorian besitzt drei Schwestern gleichen Glanzes: Florian, die Schönste des Quartetts, mit einem Journalisten in Washington verheiratet. Georgiabelle, in Florida verehelicht und mit vier Kindern gesegnet. Sowie Nesthäkchen Suzy.

Suzy Parker brachte es fertig, bei Eileen Ford ihre Schwester Dorian zu übertrumpfen. Ihr Stundenlohn wird nie genannt und von Fall zu Fall ausgehandelt. Man zahlte ihr schon zehntausend Mark für einen Tag.

Nur in einem einzigen Punkt hinkt Klein Suzy noch hinter der großen Schwester her: Sie kann erst auf eine Ehe, eine Scheidung und die Geburt von zwei Kindern zurückblicken.

Die Dorian-Leigh-Agentur in Paris mußte nach menschlichem Ermessen ein blühendes Unternehmen werden. Dorian besaß Erfahrung und einflußreiche Freunde wie kaum eine andere. Außerdem verband sie sich auch geschäftlich mit ihrer besten Freundin Eileen und vertrat die Interessen der Paris besuchenden Ford-Modelle.

Es blüht jedoch nur mit Mühe. Denn was in New York gestattet ist, das ist in Paris verboten. Die gewerbliche Vermittlung von Fotomodellen und Mannequins ist gesetzlich untersagt.

Mit finanztechnischen Kunststücken muß Dorian Leigh es fertigbringen, ihre Mädchen zu vermitteln, ohne eine Provision von den Geknipsten zu nehmen. Ihr ist alles legal.

Trotzdem erscheinen in regelmäßigen Abständen ernste Vertreter der auf Sitte und Moral bedachten Pariser Brigade mondaine. Sie wittern unentwegt Unrat.

„So viel Geld bekommen die Mädchen", zweifeln sie, „nur für das Fotografieren?"

Es sind nicht allein diese Spezialisten für Unmoral, die Dorian das Gewerbe erschweren. Auch Lucky ist dagegen.

Lucy „Lucky" Janischewski war die Dorian Leigh von Frankreich. Und auch sie wechselte hinüber zur Mannequinbetreuung.

Ihr System, die Gesetze nicht zu verletzen, ist die Schulung junger Mannequins. Sie verdient ihr Geld damit, jedwedes Mädchen in ihre Berufsgeheimnisse einzuweihen. Natürlich kümmert sie sich auch darum, daß ihre Schützlinge eine Stellung bekommen. Auch bei ihr war schon die Brigade mondaine, auch bei ihr argwöhnte man, daß sie nicht nur eine Mannequin-Gewerkschaft, sondern auch eine verbotene Mannequin-Vermittlung betreibt.

Ihr Unterschied zu Dorian Leigh: Lucky ist bereits Großmutter.

Eine ehemalige Sekretärin der Dorian hat sich zu allem Überfluß auch noch selbständig gemacht und betreibt auch ein Unternehmen, das man nicht als Modell-Agentur bezeichnen kann, weil es verboten ist.

mädchen kleine Verstandesakrobatinnen und glänzen überwiegend durch ihre Geistesfähigkeiten.

Schließlich erklärten Beamte des Bundesministeriums für Arbeit und Sozialordnung, es bedürfe keinerlei besonderer Ausbildung, keines besonderen Könnens, um Fotomodell oder Mannequin zu sein. Für ungelernte Arbeiter sei aber nun mal das Arbeitsamt zuständig.

Petronius würde zu gern die Verfasser dieser Weisheit als Mannequins auf einem Laufsteg erleben.

Die Vermietung von Mannequins bringt also harte Probleme, der Verkauf hingegen ist einfach.

Für lächerliche 500 DM kann jedermann ein Mannequin erwerben, das Maße aufweist, wie es kein lebendes Mädchen zu bieten hat. Es sind Figuren mit 40-cm-Taille und 14 Pfund Gewicht.

Zu den berühmtesten Herstellern der lieblichen Schaufensterpuppen gehört die Firma Hindsgaul bei Kopenhagen. Dort werden wöchentlich rund 150 Männlein und Weiblein geboren. Die Kinder fallen nebenbei ab.

Meist sind es Weiblein. Denn die Männlein werden mit auswechselbaren Köpfen geliefert, die kann man

Sei schlank und teuer, lautet der Rat von Eileen Ford an ihre Mädchen

Das Besondere an dieser Catherine Harlé ist die Auswahl ihrer Mädchen. Sie hat die nach normalem Empfinden hübschesten Modelle, sie liefert den Typ der Neuen Kurve.

Während Dorian Leigh weiterhin das größte Gewicht auf das geringste Gewicht legt und Damen bevorzugt, die wie übertrainierte Rennpferde wirken.

Auch in Deutschland hat sich Dorian nach geeignetem Material umgesehen. In Hamburg gründete sie sogar eine Filiale ihrer Agentur. Bis sie merken mußte, daß die deutschen Behörden noch strenger sind als die französischen.

In unserem Lande der Gewerbefreiheit ist es zwar unter bestimmten Voraussetzungen möglich, unbedarfte Starlets gegen Provision an entdeckungsfreudige Filmmenschen zu vermitteln, doch Mannequins darf man keiner Modefirma anbieten.

Vermitteln, so lautet die amtliche Begründung, dürfen Agenturen – mit entsprechender Genehmigung – nur Künstler. Und Fotomodelle sowie Mannequins sind keine Künstlerinnen. Es sind ganz einfach Arbeiterinnen.

Rechtsgültig wurde diese Auffassung durch ein Urteil des Sozialgerichtes Nürnberg, in dem festgestellt wurde, daß Mannequins überwiegend körperlich tätig und deshalb als Arbeiter einzustufen seien.

Demgegenüber sind wohl alle Film-

lange behalten. Die Weiblein aber ändern je nach Mode gleich die ganze Figur, also genügt kein Kopfwechsel, ein neuer Typ muß her.

Augenblicklich hat man die Wahl zwischen zwölf schönen Frauen. In den Farben Normal, Hell und Sonnenbraun. Haarfarbe nach Wunsch.

Was hier für billiges Geld an Schönheit in Glasfaser-Polyester angeboten wird, davon können alle Agenturen nur träumen.

Denn das Wunschziel aller Mannequin-Makler ist es, stets den geforderten Idealtyp auf Lager zu haben.

Um gewappnet zu sein, hört deshalb nie die Suche nach neuen Talenten auf. Einige der letzten Entdeckungen wurden in Deutschland gemacht und schnell nach Paris exportiert.

Zum heißen Zorn der nationalen Lucky, die – ganz uneigennützig, natürlich – wütend gegen die fremdländische Konkurrenz kämpft.

Sie organisiert einen Salonkrieg, der erbittert im Dschungel der Umkleidekabinen ausgefochten wird.

Petronius liefert den Frontbericht.

Im nächsten *stern*

Es muß nicht immer Strip-tease sein

Mein Herr Erzeuger ist ein Idiot

Prof. H. Wetterling schreibt im Stern über Probleme der Erziehung

Selbstverständlich meinen Sie es gut mit Ihrem Jungen. Sie tun doch alles für ihn. Nicht nur, daß Sie ihn auf die höhere Schule schicken, nein, Sie erfüllen auch seine mitunter recht kostspieligen Wünsche. Eine gute Kamera haben Sie ihm zu Weihnachten geschenkt und letztes Jahr zum Geburtstag einen kleinen Radioapparat, und seit neuestem bezahlen Sie auch noch den Beitrag für den Tennisklub. Eigentlich sollte der Junge doch dankbar sein.

Trotzdem wird der Sohn jetzt manchmal direkt aufsässig. Besonders jetzt, wo er partout von der Schule herunterwill, weil dort doch bloß alles Krampf sei. Und vorgestern haben Sie vom Balkon mit anhören müssen, wie die Bengel, Ihr Junge darunter, über ihre Eltern sprachen. Da war nur von den „Alten" die Rede. Und ausgerechnet Ihr Junge verstieg sich zu der Formulierung vom „doofen Heini". Den ganzen Abend waren Sie nicht mehr zu gebrauchen, so enttäuscht waren Sie. Dabei kann sich Ihr Junge – weiß Gott! – nicht über mangelndes Verständnis beklagen.

Vielleicht schreibt Ihr Junge Tagebuch. Ich hoffe sehr, daß Sie nie versucht haben, einmal da hineinzuschauen. Sie hätten ihm eine Zuflucht geraubt, die er braucht.

Dr. Wolfgang Fischer, ein junger Pädagoge, hat Auszüge aus Tagebüchern von 14- bis 16jährigen Jungen veröffentlichen können*). Sie sind für uns ein wichtiger, unersetzbarer Privatweg in die Gedankenwelt dieses Alters. Dort lesen wir in der Eintragung eines 16jährigen:

Gestern habe ich meine Erzeuger endlich durchschaut. Sie haben mit einem Nachschlüssel meinen Schrank geöffnet und durchwühlt. Zum zweitenmal, daß ich es weiß. Auch meine Aufzeichnungen haben sie gelesen und beschmutzt. Diese Schweine! Nichts ist vor ihnen sicher, nicht einmal mein größtes Geheimnis, dieses Buch. Ein feines Pack! Sie wissen nun alles um Gudrun. Ich könnte verrückt werden. Sie haben alles, wie zwei Schweine, durchschnöbert und das einzig Wertvolle in den Schmutz getreten. Es ist zum Heulen!

Sie meinen, hier könne es sich nur um eine Ausnahme handeln, um einen besonderen Flegel vielleicht oder um ein unglückliches Zuhause? Wenn Ihr Junge manchmal auch kiebig wird, so hat er sich aber bestimmt den Respekt vor seinen Eltern bewahrt, zumal Sie eben nicht seine Sachen durchstöbern. Ich gebe Ihnen Brief und Siegel darauf, daß Ihr Junge nicht anders über seine Eltern denkt, als es der Ton dieser Eintragung verrät. Lesen Sie einmal, was ein 15jähriger Junge – wohlgemerkt: der Sohn aus einer kultivierten Akademikerfamilie – seinem Tagebuch anvertraut:

Ferner sagte mir der „Herr Erzeuger" – diesen Ausdruck habe ich in einem Buch kürzlich an Stelle von Vater gelesen –, daß ich mir gar keine Pläne für Sommerfahrten zu machen brauche. Und etwas später: Wenn er früher nicht aus seinem Kuhdorf herausgekommen ist, der „Herr Erzeuger", dann tut es mir aber gewaltig leid. Ich meinerseits habe nicht die mindeste Lust, in diesem „Scheißnest" hier ewig und drei Tage und die Ferien auch noch herumzusitzen. Und schließlich heißt es nur noch: Der Alte, dieser dämliche Idiot.

Sie merken, wie hartnäckig hier gerade der Vater mit abwertenden Bezeichnungen versehen wird. Sie merken auch, daß dies kein Spaß mehr ist. Da hat es auch keinen Sinn, nur über die „verdorbene Jugend" zu schimpfen. Hier ist es angebracht, einmal zu fragen, was in Jungen dieses Alters vorgeht.

Für das kleine Kind sind die Eltern, die Mutter vor allem, eine Zuflucht, über die es keinen Augenblick nachdenkt. Fremde Leute werden nur geduldet, solange die Mutter in Reichweite ist. Wird der Bub ein wenig unabhängiger von Mutters Schürze, so tritt auch der Vater mehr und mehr in seinen Blick. Er vertraut ihm unbedingt. Der Vater kann ja auch alles – er kann, zum Beispiel, wenn er nur wollte, die ersehnten Lakritzestangen kaufen –,

*) Wolfgang Fischer: Neue Tagebücher von Jugendlichen. Die Vorpubertät anhand literarischer Selbstzeugnisse. Freiburg/Brsg. 1955.

er weiß ja auch alles — er erklärt einem die Autotypen und den Mann im Mond —, und er gebietet, was sich gehört und was man nicht tun darf. Kurzum: Er ist eine Autorität. Das Kind denkt darüber nicht nach, ebensowenig wie es über sich selbst nachdenkt. Es gibt nämlich wichtigeres: Die bunte Welt der Sachen muß erobert werden. Bliebe es so, so würde aus einem Kind nie ein selbständiger Mensch.

Es bleibt ja auch nicht so. Natürlich haben Sie gemerkt, daß der Junge schnell gewachsen ist und jetzt leicht müde wird. Auch der Stimmbruch ist Ihnen nicht verborgen geblieben. Hand in Hand damit gehen auch noch andere Veränderungen. Ihnen ist längst aufgefallen, daß seine Stimmungen häufig wechseln. Einmal ist er ausgelassen, dann wieder müde und schlapp, einmal redet er wie ein Wasserfall, dann schweigt er sich wieder aus und ist stumm wie ein Karpfen, einmal träumt er vom Nobelpreis für Physik, dann will er wieder von der Schule 'runter. Zweifellos bahnt sich hier etwas Neues an. Der Junge verschließt sich ja auch vor Ihnen. Er richtet seinen Blick nach innen. Hier gibt es eine neue Welt zu entdecken, die Welt der Empfindungen, der Gedanken, der Beweggründe für das Handeln.

Ebenso wie er über sich selbst nachdenkt — er hat nämlich entdeckt, daß er unverwechselbar ein einzelner ist —, denkt er jetzt auch über die Menschen nach, die ihm am nächsten stehen, besonders über Sie, den Vater. Um selbständig zu werden, muß er sich von Ihnen lösen, muß er sich aus dem Bann Ihrer Autorität befreien. Verstehen Sie: Er kann nicht mehr nur gehorchen, er muß eigene Maßstäbe finden. So reibt er sich immer wieder an Ihnen, im Gespräch, in seinen Gedanken, in seinem Tagebuch. Das ist gut so. Es zeigt, daß Sie wirklich eine Autorität für ihn waren. Um sich zu befreien, bleibt ihm kein anderer Weg, als Sie ständig abzuwerten. Freilich ist der Ton scharf und rüde. Nicht umsonst heißt diese Phase das „Flegelalter". Aber so ist es: Mit diesen Schimpfworten — ungerechten Übertreibungen — schlägt ein Mensch die Augen auf, der mündig werden will. Ein solcher Beginn ist immer mit einer Verneinung verbunden. Und jede Verneinung übertreibt. Aber sie hat einen Sinn. So auch, wenn Ihr Junge Sie in die Distanz verweist, indem er Sie als „doofen Heini" hinstellt.

Sie sollten diese Krise mit Humor ertragen können. Schließlich haben Sie doch die größere Erfahrung. Sie können Ihrem Jungen sogar helfen. Bleiben Sie unbeirrt bei Ihrem Urteil und Ihren Maßstäben, aber nehmen Sie ihn für voll, obwohl Sie wissen, daß er noch unreif ist. Behandeln Sie ihn nämlich weiter als Kind, so wird er verstockt, so bleibt er eben kindisch. Ihr Junge sollte nicht in sein Tagebuch schreiben können, was ein 15jähriger eintrug:

Oh, für wie dumm hält mich der Alte bloß wieder. Sowie ich mir ein Urteil über Politik erlaube, fährt er hoch und redet, er könne sich furchtbar ärgern, wenn ich mir mit meinen 15 Jahren, wo ich doch keine Ahnung hätte, ein solches Urteil erlauben würde. In mir kocht es. Dieses Rindvieh, als ob nicht ein 15jähriger Junge sich mit der Politik beschäftigen und sich dann ein Urteil bilden kann.

In summa: Die Reifezeit beginnt mit einem Protest. Dieser Protest hat seinen Sinn darin, daß er die Ablösung vom Vater ermöglicht. Er ist ein notwendiger Schritt auf dem Weg zur Mündigkeit. So sollte der Vater ertragen, daß er als „Idiot" gilt. Um so eher kehrt sein Sohn dann gereift wieder zu ihm zurück, in einem vertieften Vertrauen.

Zeus Weinsteins Abenteuer

Während Weinstein über einem schwierigen Problem brütet: Soll er zum Nachtisch Omelette flambée essen oder nicht?...

... wartet Saul Samson auf die Antwort des Meisters und gibt sich indessen seinem Hobby, dem Freihandzeichnen, hin.

P. N.

81. Fall: Noch ein Problem per Post

Meisterdetektiv Zeus Weinstein befindet sich auf einer großangelegten Reise (im Moment gerade in Baden-Baden, dann geht es weiter in den sonnigen Süden), um für glückliche Stern-Preisrätsel-Rater das Terrain zu sondieren. Das Dringlichste erledigt derweil sein Mitarbeiter für niedrige Arbeiten, der treue und biedere Saul Samson. Dieser nun hält sein Auge offen; nur das Wichtigste meldet er dem Meister. So erhält denn der Meister in seinem Hotel folgenden Brief:

Per Eilboten 22. 2. 62

Lieber Herr Weinstein,

Sie haben es sicher schon durch die Presse erfahren, daß unser Klient, Senator H., verblichen ist, und so leid es mir tut, nicht auf ganz einwandfreie Weise. Ich hatte die Überwachung des alten Herrn vorschriftsmäßig ausgeführt; und gestern nachmittag — ich hatte Ausgang und besuchte ein Kino, (Ben Hur) — war es dann passiert. Der Senator saß im Sessel und war mausetot. Ich alarmierte die Polizei, und der Arzt stellte fest, daß der alte Herr einer Vergiftung erlegen sei. Ein Glas mit einem Rest Wodka stand neben ihm auf dem Tisch, die Flasche war nicht zu sehen. In dem Wodka befand sich eine gehörige Portion eines schnellwirkenden Giftes. Unser Klient sprach dem Alkohol gerne zu; seine Hausbar war gut bestückt: Wodka, Korn, Whisky, Cognac, Gin u. v. a. m. Es tut mir leid, daß immer Unangenehmes vorfällt, wenn ich den Dienst versehe — aber eines ist wenigstens erwiesen — der Senator hatte recht, als er behauptete, daß er eines gewaltsamen Todes sterben würde. Aber welcher seiner Erben hat ihm dazu verholfen? Neffe Ricci, Nichte Desdemona oder Tante Emmy? Die Polizei verhörte alle drei getrennt — und ohne ihnen zu sagen, daß und woran der Senator gestorben war.

Alle drei hatten sich in meiner Abwesenheit im Hause aufgehalten. Tante Emmy war mit Ricci dagewesen; Ricci hat Schlüssel. Eine halbe Stunde nachdem sie gegangen waren, tauchte Desdemona auf, auch sie hat Schlüssel. Sie wollte sich nur ein Buch ausleihen (behauptet sie), und sah von der Diele den Onkel im Wohnzimmer sitzen. Er habe ein Glas zum Munde geführt und gerade, als sie vorhatte, sich bemerkbar zu machen, anscheinend einen Herzanfall bekommen. Vor Schreck wagte sie nicht mehr, das Wohnzimmer zu betreten und wollte gerade von der Diele aus einen Arzt anrufen, als ich hereinkam. Ich habe die Dame gleich fortgeschickt — das Weitere wissen Sie. Folgendes sagten unter anderem die Herrschaften vor der Polizei aus (aus dem Stenogramm):

Neffe Ricci: „Ich wollte dem alten Herrn einen guten Tag wünschen. Er war schlecht gelaunt und knurrte: ‚Schenk dir 'nen Whisky ein, ich trink erst einen Schnaps, wenn sie weg ist.' Er meinte Tante Emmy. Ich trank einen, er guckte neidisch." (Das Glas von Ricci stand auf der Anrichte.)

Tante Emmy: „Der Arme war in der letzten Zeit nicht mehr so recht auf dem Posten. Ich machte ihm heute nachmittag ein Glas heiße Milch, er dankte hämisch. Ich trank sie selbst und wusch das Glas ab. Was ist ihm passiert?"

Nichte Desdemona: „Ich habe nicht viel zu berichten. Ich sah von der Diele, wie er seinen Wodka trank und dann den Herzanfall bekam. Sagen Sie — er ist doch nicht etwa gestorben? Ich wollte telefonieren, aber da kam Herr Samson."

Das war's. *Saul Samson*

Telegramm **23. 2. 62**

Vielen Dank. — Für mich steht fest, wer den Onkel ermordet — betreffende Person hat sich eindeutig verraten — überlasse alles Weitere der Polizei.

Weinstein

Frage: Wer verriet sich und wodurch?

Bedingungen: 1. Jeder kann mitmachen, außer den Angestellten von Verlag und Redaktion des Stern. 2. Schicken Sie die Lösung mit Ihrer Adresse auf einer Postkarte an ZEUS WEINSTEIN BEIM STERN, Hamburg 100. Fügen Sie den Vermerk „Preisausschreiben Nr. 410" hinzu. Einsendeschluß ist der 19. März 1962 (Poststempel). 3. Die Preise werden unter den Einsendern richtiger Lösungen ausgelost.

1. Preis: 1 vollautomatische Waschmaschine im Wert von 1500,— DM; 2. und 3. Preis: je 1 Transistor-Radiogerät „Sabette 11" im Wert von je 275,— DM; 4. und 5. Preis: je 1 Servierwagen „Dinette" im Wert von je 135,— DM; 6. bis 9. Preis: je 1 Kamera Kodak, Starmite, im Wert von je 49,90 DM; 10. Preis: 1 Fix-Teppichdackel im Wert von 34,50 DM; 11. bis 60. Preis: je 1 Doppelpackung Weinbrand; 61. bis 160. Preis: je 1 Packung Riquet Schokolade „2 × 3".

Ergebnis des Kessi-Preisrätsels Nr. 405

Das zur internationalen Küche gehörende Gericht „Kalb à la Rossini" wird mit Gänseleber und Trüffeln garniert. Das Los bestimmte, wer die Preise erhalten soll. 1. Preis Martin Ludwig, Gütersloh; 2. Preis Familie Franke, Tettnang/Württ.; 3. Preis Hildegard Jaschke, Randerath; 4. Preis Fritz Bergler, Lauenstein; 5. Preis Ursula Steinberg, Schleswig; 6. Preis Karl Loés, Mannheim; 7. Preis Wilma Kehr, Osterode/Harz; 8. Preis Monika Sonnet, Bad Münster. Die übrigen Gewinner werden benachrichtigt.

reinhold das nashorn

SCHIRME

Was erdacht zum Schutz und Trutz
hat oft soviel Schick und Putz,

daß man solches — statt zu nützen —
zweckentfremdet sucht zu schützen.

SCHIRME

So gestalten Dilettanten,
Ignoranten und Pedanten

IRME

läppisch ihren Lebenslauf —
und sind auch noch stolz darauf.

PIROL

Glauben Sie daran, Professor Strumilin?

Professor S. Strumilin, Ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, hat uns einen unfreundlichen Brief geschrieben, weil wir sein Wohnprojekt „Kommune" menschenunwürdig gefunden haben. (Vgl. Stern Nr. 2, 1962, S. 36–39 „EIN LEBEN WIE DIE AMEISEN".) Übermittler war Chefredakteur Lopotin von der Moskauer Presseagentur Nowosti, der uns die Stellungnahme des Akademikers übersandte. Der Professor wünschte – und bezweifelte zugleich – sehr, daß wir seine „Richtigstellung" abdrucken würden. Wir sehen keinen Grund, warum wir unseren Lesern die propagandistisch durchwachsenen Gedankengänge vorenthalten sollten. Nur sind wir enttäuscht, daß selbst Professoren aus Moskau nicht über das Denkklischee der Partei hinauszukommen scheinen. – Lesen Sie unsere Antwort auf Ihren Brief, Herr Strumilin, vielleicht gibt das Stück Europäer in Ihnen dem, was wir geschrieben haben, ganz im geheimen doch recht!

DER BRIEF DES RUSSEN

Die Hamburger Zeitschrift „Stern" befaßte sich in Nr. 2 vom 14. Januar 1962 mit einer für sie höchst ungewöhnlichen Materie, nämlich dem Problem des Aufbaus der kommunistischen Gesellschaft in der UdSSR. Man könnte die Bestrebungen der Redaktion dieser Zeitschrift nur begrüßen, wenn sie wirklich bemüht wäre, den berechtigten Wunsch ihrer Leser, sich eine objektive Vorstellung von dem Aufbau des Kommunismus in der Sowjetunion machen zu können, zu befriedigen. Leider verfolgen aber die vier in der Zeitschrift zur Verfügung gestellten Seiten ein anderes Ziel. In ihnen ist eine parodierte, entstellte Vorstellung vom Kommunismus gegeben.

In dem Text, der in der Zeitschrift „Stern" veröffentlicht ist, bezieht man sich auf meinen Artikel, der in der Zeitschrift „Nowyj mir" Heft 7, Jahrgang 1960, abgedruckt wurde.

Die Autoren aus der Zeitschrift „Stern" versuchen, den Kommunismus als eine gewisse Gesellschaft darzustellen, deren Mitglieder zur „Degradation", zur „Vermassung", zum Verzicht auf das verurteilt sind, was „eigener Lebensstil und eigener Wille" genannt wird. Wenn der „Stern" unter „Lebensstil" das Recht der einen versteht, auf Kosten anderer zu leben, dann wird in der kommunistischen Gesellschaft tatsächlich kein Platz für einen solchen „Lebensstil" sein.

Eben der Kommunismus wird es jedem Mitglied der Gesellschaft ermöglichen, erstmals alle seine Begabungen zu entfalten, die körperlichen und geistigen Fähigkeiten allseitig zu entwickeln. Eben der Kommunismus wird einen Überfluß an materiellen und geistigen Gütern für die wirklich vollständige und umfassende Befriedigung der ständig wachsenden Bedürfnisse aller Mitglieder der Gesellschaft gewährleisten. Eben im Kommunismus wird die Gleichheit gewährleistet sein, die in keiner anderen Gesellschaftsordnung erreicht werden kann, wo Privateigentum an Produktionsmitteln, wo wirtschaftliche und politische Ungleichheit der Menschen besteht. Unter den Bedingungen der kommunistischen Gesellschaft werden weder Geld noch Verbindungen oder Abstammung für den Erfolg im Leben von Bedeutung sein; ihren Platz werden Talent, Fähigkeiten und Begabung einnehmen, die in vollem Maße für das Wohl der Gesellschaft bekundet werden können.

Das Programm der Kommunistischen Partei der Sowjetunion sieht vor, daß im Laufe von 20 Jahren im Lande die Grundlagen des Kommunismus geschaffen werden. In diesem Zeitraum wird die Gesellschaft gewährleisten:

- Unentgeltliche Benutzung der Wohnungen;
- Unentgeltliche kommunale Dienstleistungen;
- Unentgeltliche Verköstigung (Mittagessen) in der Produktion;
- Unentgeltliche Benutzung der städtischen Verkehrsmittel;
- Unentgeltliche Kindergärten und -krippen;
- Unentgeltliche Bildung in allen Lehranstalten;
- Unentgeltliche ärztliche Betreuung, Versorgung mit Medikamenten und Sanatoriumsbehandlung.

Die Realisierung dieser und vieler anderer sozialer Errungenschaften, die im Programm der KPdSU vorgesehen sind, wird es ermöglichen, real an die Verwirklichung der Losung „Jedem nach seinen Bedürfnissen" heranzugehen. Je größer der gesellschaftliche Reichtum wird und je weitgehender Automatik und Mechanisierung in den verschiedenen Produktionszweigen eingeführt werden, desto weniger Zeit werden die Menschen für die Arbeit unmittelbar in der Produktion benötigen. Sie werden hingegen der Teilnahme an den Angelegenheiten ihrer Stadt oder ihres Wohnbezirks immer mehr Aufmerksamkeit schenken können. Immer mehr Zeit werden sie dafür aufwenden können, ihre Bildung zu erhöhen oder sich mit ihrem Lieblingszweig in der Kunst zu beschäftigen.

Wie im Paradies

Die Redakteure der Zeitschrift „Stern" ironisieren in bezug auf ein „paradiesisches Leben", das die Kommunisten allen Werktätigen schon in 20 Jahren auf Erden geben wollen.

Das Programm der Kommunisten paßt ihnen absolut nicht. „Wie die Ameisen!", so drücken sich ihre Kritiker um das Programm herum. Als wäre die Teilnahme von Schmarotzern für sie verlockender. Welcher Art sind denn aber ihre eigenen Ideale und das

Programm, das sie selbst im Interesse der Werktätigen verwirklichen wollen; wenn es nicht das „Paradies im Himmel" ist, das uns alle heiligen Väter schon ungefähr 2000 Jahre versprechen? Leider konnten die modernen Raumfahrer dieses Paradies im Himmel noch nicht entdecken. Es würde wahrscheinlich heutzutage auch schon niemandem mehr passen. Sogar für die Faulpelze wäre die endlose müßige Wonne allzu ermüdend. Unter den Bedingungen des Kommunismus wird aber die Arbeit, eine interessante und freie Arbeit, die Herrin der Welt sein, nicht aber die Glückseligkeit des Müßigganges im Jenseits.

Dieses Leben wird ausgefüllt sein von der Romantik des Kampfes mit der Natur, heldenhafter Raumflüge, der Freude wissenschaftlicher Entdeckungen und der Befriedigung über gut durchgeführte Arbeiten. Das wird aber ein Leben ohne Kriege, ohne Raub, ohne all das sein, was durch das Privateigentum geboren wird. Das wird ein Leben auch ohne die „Gesetze der Gesellschaft" sein, denen zufolge der Mensch dem Menschen feind ist.

Der „Stern" veröffentlicht eine Aufnahme von Nördlingen, das augenscheinlich eine mit glücklichen Bürgern bevölkerte Stadt darstellen soll. Ich war nie in Nördlingen, bin aber zutiefst überzeugt davon, daß, wenn man sich aus der Vogelschau (aus der die Aufnahme gemacht wurde) auf die Erde herabließe, das ganze in der Einbildung der Redakteure des „Stern" geschaffene Idyll sehr bald wie eine Seifenblase platzen würde.

Klassenkampfparolen

Ich bin überzeugt, daß in dieser idyllischen Stadt ein bedeutender Teil der Bevölkerung in alten, schon seit langem nicht reparierten und unkomfortablen Häusern wohnt und dabei für die Wohnungsmiete einen bedeutenden Teil ihres Einkommens verausgabt. Ich bin überzeugt, daß die Kinder der Bewohner dieser Häuser wenig Sonne und frische Luft genießen, da ihre Spiele in den engen „romantischen" Gäßchen und Höfen vor sich gehen. Ich bin überzeugt, daß diese Kinder nicht lange lernen werden, da sie sehr bald in den Betrieb, als Lehrlinge zum Schuster oder Friseur oder in das Hotel ihrer Stadt gehen werden, um den reichen Touristen die Koffer zu tragen. Ich kann mit Sicherheit sagen, daß nur sehr wenige dieser Kinder, wie begabt sie auch sein mögen, damit rechnen können, Ingenieur, Advokat oder Arzt zu werden.

Ich habe aber auch allen Grund zu der Annahme, daß den Kindern, die in den Villen und Häusern leben, die Eigentum des weitaus geringeren Teils der Bevölkerung von Nördlingen sind, alle Wege offenstehen. Und wenn sie herangewachsen sind, wird Nördlingen zusammen mit seinen Hotels, Fabriken, Häusern und Restaurants eben in ihre Hände gelangen.

Zur Mehrung der Reichtümer dieser kleinen Gruppe von Menschen werden aber jene arbeiten, die den Hauptteil der Bevölkerung des alten idyllischen Städtchens Nördlingen bilden.

Ich sage das alles so überzeugt, weil ich es aus dem Leben ebensolcher Städtchen im vorrevolutionären Rußland sehr wohl kenne.

Um dem ein für allemal ein Ende zu bereiten, haben die russischen Arbeiter und Bauern im Jahre 1917 die sozialistische Revolution vollzogen. Damit sich dieses Alte nie mehr wiederhole, haben wir unter unerhört schwierigen Bedingungen die Wirtschaft des Landes aufgebaut und arbeiten jetzt begeistert an der Errichtung der Grundlagen der kommunistischen Gesellschaft. Es handelt sich natürlich nicht darum, ob die Menschen im Kommunismus in Palästen oder kleinen Häusern leben werden. Klar ist eines: Je vernünftiger, je organisierter die Gesellschaft sein wird, desto besser werden die Menschen leben. Eine Schablone und fertige Schemen von Kommunen, die für alles und für jedermann taugen, bestehen nur in den Köpfen der Redakteure der Zeitschrift „Stern". Wir hingegen sind der Ansicht, wie ich in meinem Ar-

Weiter auf der nächsten Seite

Glauben Sie daran, Professor Strumilin?

Fortsetzung von Seite 117

tikel in der Zeitschrift „Nowyj mir" schrieb:

„Je mehr freies Schöpfertum und je weniger schablonenhafte Reglementierung es bei der Formierung des Familienlebens und des Arbeitsalltags in jeder der künftigen Kommunen verschiedenster Bestimmungen geben wird, desto vielfältiger und inhaltsreicher wird auch die ganze Lebenstätigkeit der kommunistischen Gesellschaft sein."

Ich wünschte sehr, daß die Einwohner der Stadt Nördlingen und anderer Städte der Bundesrepublik Deutschland diese meine Worte hören könnten. Ich hoffe, daß die Redaktion der Zeitschrift „Stern", die meinem Artikel aus der Zeitschrift „Nowyj mir" eine so große „Aufmerksamkeit" schenkte, auch diese meine Erklärung abdrucken könnte."

Soweit Herr Professor Strumilin, Ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften der UdSSR.

ANTWORT DES STERN

Gegen die Gleichmacher

Nachdem diese Erklärung aus Moskau angekommen war, haben wir unseren Bericht *„Ein Leben wie die Ameisen"* noch einmal hervorgeholt und mit der gewünschten Aufmerksamkeit gelesen. Und wir fanden keinen Widerspruch zwischen dem, was wir gesagt hatten, und dem, was nun der Professor uns schreibt. Die Fakten, über die berichtet wird, sind die gleichen, nur die Standpunkte sind verschieden.

Ich muß dabei an die Geschichte mit dem Affen hinter den Gitterstäben denken. Die einen stehen vor dem Käfig und sagen: Der arme gefangene Affe. Der auf der anderen Seite grinst: Ihr seid's ja, die hinter Gittern stekken. Ich allein bin der einzig Freie. –

Er – der Professor – hat es uns übelgenommen, daß wir sein „Potemkinsches Dorf", sein Idealprojekt „Kommune" an unserer europäischen Werteinheit „Mensch" gemessen – und als Prokrustesbett befunden haben. (Anmerkung: Prokrustes war ein Räuber in der griechischen Mythologie, der die Wanderer überfiel, sie auf sein Bett legte und „streckte", wenn sie zu klein waren, oder, im umgekehrten Falle, die herausragenden Körperteile abhackte. Der abendländische Held Theseus befreite die Menschheit von dem bösartigen Gleichmacher.) Erst nach etlichen Amputationen und Verstümmelungen, die der mit Sowjetdoktrinen Narkotisierte gar nicht mehr merkt, wird sich der Rest, der vom ganzen Menschen übriggeblieben ist, in das Schema des Professors einpassen lassen.

Wir haben uns gefragt: Was will Professor Strumilin eigentlich mit seinem Brief? Will er die Großzügigkeit des „Stern" benutzen, um eine Propagandarede zum offenen Fenster hinaus zu halten? Muß er sich mit diesem Brief – der weit unter dem Niveau seiner sonstigen Aufsätze liegt – irgendeiner amtlichen Stelle gegenüber als linientreu salvieren?

Oder glaubt er gar an das, was er schreibt?

Ich glaube, er glaubt...

Wahrscheinlich ist er sogar ein Idealist. Er will die bestmögliche Lösung, den reibungslosesten Ablauf, die glücklichste aller Welten. Der uhrwerkshafte Gang des Lebens in seinen „Kommunen" läßt individuelle Regungen und Wünsche begrenzt, um nicht zu sagen, nur symbolisch zu.

„Freies Schöpfertum" verkündet er, „schablonenhafte Reglementierung" lehnt er ab. Er gerät bei diesen Gedanken in eine Art Euphorie. Sein Auge sieht den (rötlichen) Himmel offen. Und wie bei allen Programmatikern stellt auch bei ihm, dann eben, wenn Beweise fehlen, die Rhetorik zur rechten Zeit sich ein.

Freies Schöpfertum! Die russischen Maler, Musiker und Dichter können davon ein Lied singen! Wie frei war wohl Boris Pasternak? Oder begingen Dichter wie Majakowski, Fadejew und viele andere Selbstmord, etwa weil der Staat ihnen Gelegenheit gab, ihr freies Schöpfertum zu entfalten? Wie oft wurden große russische Komponisten gemaßregelt, weil ihre Musik „Abweichungen" aufwies? Und sind die Pinsel in Sowjetrußland – die Augen links! – nicht alle genau ausgerichtet auf die Panoptikumswirklichkeit des sogenannten „Sozialistischen Realismus"?

Aber Strumilins Schlußakkorde tönen: Freies Schöpfertum. Etliche Takte vor diesem Finale steht in seinem Libretto ein Satz, der ganz anders lautet: *Eben im Kommunismus wird die Gleichheit gewährleistet, die in keiner anderen Gesellschaftsordnung erreicht werden kann, wo das Privateigentum an Produktionsmitteln, wo wirtschaftliche und politische Ungleichheit der Menschen besteht.*

Wir von diesseits des Gitters haben das schlicht „Degradation" und „Vermassung" genannt.

Wir haben Sie damit gekränkt, Herr Professor. Denn es geht für Sie um Menschenbeglückungsideale. Bei solchen weltweiten Aspekten kann auf den einzelnen keine Rücksicht genommen werden. Wir aber leben – wie Theseus – im altmodischen Europa, das v o r alle Doktrinen und Produktionszahlen immer noch den Menschen stellt, selbst wenn das im großen Drive unseres statistischen Zeitalters ab und zu vergessen werden sollte.

Die zweitausendjährige Geschichte Europas, auf die Professor Strumilin anzuspielen beliebt, hat gezeigt, daß es unter Menschen immer recht menschlich zugegangen ist und zugeht, und daß von einem Paradies auf Erden keine Rede sein kann.

Und dann holen Sie, Herr Professor, den nächsten Pfeil aus Ihrem Köcher und sagen: Euer Paradies müßt ihr eben in den Himmel verlegen, weil es euch auf Erden zu schaffen nicht möglich war und ist. Und *von diesem Paradies im Himmel,* fahren Sie fort, *konnten unsere modernen Raumfahrer nichts entdecken.*

Seien Sie, mit Recht, stolz auf Ihren Gagarin, Ihren Titow, aber gehen Sie, ein Professor der Akademie der Wissenschaften, nicht so beschämend unter Ihr Niveau (nur um einer Propagandawendung willen). Lassen Sie sich von Ihrem Genossen oder Akademie-

kollegen Astronom aufklären über die Dimensionen des Alls (oder des Himmels, wenn Sie so wollen) und sehen Sie dann ein, daß der rasende Sprint um das Staubkorn Erde nur so etwas wie der rasche ängstliche Blick vor die Haustür auf eine unendliche Landschaft war.

Und diese Landschaft, Herr Professor, stammt nicht aus dem Planungsbüro eines Ihrer – oder unserer – wissenschaftlichen Betriebe.

Herr Professor, wir reden zwei verschiedene Sprachen. Ich meine damit nicht Russisch und Deutsch. Ich meine damit: die Sprache der Ameisen und die Sprache des Menschen. Es gab auch in Ihrem Land früher viele, die diese Sprache des Menschen verstanden, und sicher gibt es sie auch heute noch – abseits der offiziellen Termitenideologie.

Wir in unserer Welt klammern uns an das überlieferte Bild des Menschen, weil das Ideal des Humanen, des Humanitären, des Humanistischen uns ein besserer Nährboden für die Weiterentwicklung des *homo sapiens* zu sein scheint als der Ameisenbau mit seinem sozial organisierten Zusammenspiel entpersönlichter Funktionäre verschiedener Stufung.

Eine fliegende Ameise

Sie sahen in unserem Bericht die Luftaufnahme der Stadt Nördlingen und ließen sich in Gedanken – eine fliegende Ameise – auf die Erde herab.

Und sahen darin alles mit Termitenaugen. (Ich weiß, daß das Wort falsch ist: Termiten können nicht sehen, sondern nur Lichtempfindungen wahrnehmen.) Zwar verwendeten Sie sogar das Wort „Idyll", aber das scheint eine Vokabel aus einer anderen Sprache zu sein, die man bei Ihnen nicht mehr versteht. Denn Sie wollten damit offenbar etwas Negatives sagen. Ebenso – als Sie das Wort „romantisch" benutzten. Aber doch muß in diesen Begriffen ein geheimnisvoller, Ihnen unbekannter Wert stecken, denn um dieser „Idyllik" und „Romantik" willen kommen die Menschen – aus unseren Reißbrettstädten – von weit her. Von diesen Fremden können im übrigen die Leute, die in den freundlichen Fachwerkhäusern wohnen (alle haben „Wasser aus Wand" und anderen Komfort), gut leben.

Sie, Herr Professor, der Sie der Schöpfer des „Kommune"-Planes sind, können hier weder an die Menschen noch an die Bauten Ihr Nivellierungslineal anlegen.

Sie tadeln die Ungleichheit. Wir bewundern die Vielfalt in der Einheit, die, mit der gotischen Sandsteinkirche St. Georg in der Mitte, Ring um Ring, Straße um Straße, Haus um Haus in Jahrhunderten gewachsen ist. In dieser Einheit hat jeder sein individuelles menschliches Gesicht behalten dürfen.

Die Häuser und Wohnungen ebenso wie die Menschen.

In die kleinen Fachwerkhäuser (die im übrigen den Menschen, die darin wohnen, meist selbst gehören – haben Sie also keine Sorge, Herr Professor, wegen der Miete!) ist so viel an Vergangenheit, Familientradition, Festen und Freuden, Schicksal und Schönheit investiert, daß dies als Aura weiterwirkt und den Menschen das Gefühl von Heim und Heimat gibt, dessentwegen auch die Touristen kommen, die in dieser kleinen Stadt ein rundes Symbol menschlicher Gemeinschaft wiedererkennen.

Einer Gemeinschaft, in der es Unterschiede gibt wie blond und schwarz, alt und jung, Männer und Frauen, Greise und Kinder, Arbeiter und Unternehmer, Handwerker und Geistwerker, Meister und Lehrlinge, Ladeninhaber und Verkäufer, Beamte und Parkwächter, Faule und Fleißige, Tüchtige und Untüchtige, Täter und Träumer. Und am Ende auch – Arme und Reiche.

Prokrustes wollte die Ungleichheit mit seinem tödlichen Bett ändern, Sie, Herr Professor, mit Ihrer „Kommune" und Ihrer Termitenideologie.

Unterschätzen Sie die Abwehrkräfte im Menschen nicht. Denken Sie an Theseus!

Dr. Wilhelm Rüdiger

sterntips

Kleine Dinge, die das Leben erleichtern

Musik klingt besser als ein rasselnder Wecker

Auf angenehmere Art als ein Wecker erinnert dieses Transistor-Radio ans morgendliche Aufstehen. Das batteriegespeiste Gerät ist mit einer Schaltuhr ausgestattet, die es zu jeder beliebigen vorher festgelegten Zeit auf Empfang schaltet – sei es zu den Nachrichten, die man gern hören möchte, sei es zu Hause oder auf Reisen zur Zeit des Aufstehens. Als Zubehör zu diesem kleinen Gerät wird von der Firma eine lederne Tragetasche geliefert. („Ticcolo", Hersteller: Telefunken, Preis: 165,– DM).

Es geht ums Aroma

Kaffee soll sich beim Mahlen nicht erhitzen, sonst schmeckt er bitter. Bei dieser Mühle wird das Kaffeemehl sogleich durch ein Sieb geschleudert, so daß es sich nicht erwärmen kann(„Wigoplus", Hersteller: Widemann & Söhne, Preis: 39,50 DM).

Für besonders müde Tassen: Der Kaffee wird im Schlaf gekocht

Für Langschläfer hat eine englische Firma diesen Weck-Automaten entwickelt, der zur gewünschten Stunde gleich auf dreierlei Art tätig wird. Das Gerät weckt nicht nur, sondern schaltet zugleich das Licht ein. Noch ehe der Wekker schnarrt, hat der Automat außerdem bereits eine Kanne Kaffee oder Tee aufgebrüht, vorausgesetzt, man hat am Abend vorher Wasser aufgefüllt („Tecal"; erhältlich durch A. Ebel, Hamburg, Apfelweg 48; 180,– DM).

Eine neue Antwort auf die Frage: Wohin mit den Schallplatten?

Schallplatten werden meist übereinander in Schränken gestapelt. Und wer eine bestimmte Platte sucht, muß erst wühlen. Mit Hilfe des „Schallplatten - Kabinett" kommt endlich Ordnung in die Discothek. Der Ständer bietet in zehn abgeteilten Fächern Platz für mehr als 200 Platten, und jeder kann sofort erkennen, ob sich der Besitzer auf Jazz, Klassik oder Operette spezialisiert hat. (Horos-Vertrieb; Wiesbaden-Biebrich; 38,50 DM).

Das gab's noch nicht: die Rolleiflex als Dia-Projektor

Wer eine Rolleiflex mit abnehmbarem Lichtschacht besitzt, kann die Kamera nun auch als Projektor für die Urlaubs-Dias verwenden. Der Projektor-Ansatz kostet (einschließlich Wechselschieber, Kabel und Projektor-Lampe) 148,50 DM. Dazu passend gibt es eine zusammenrollbare 45×45 cm große Leinwand (25,– DM). Ein größeres Format (bis 1×1 Meter) wird erreicht durch eine Vorsatzlinse (Hersteller Franke & Heidecke, Braunschweig).

starkasten

Wie kann man es schaffen, an einem Tage bis 19 Uhr in München im Filmatelier und ab 19.30 Uhr in Wien auf der Bühne zu stehen? So wollten es zwei Verträge, die der Nachwuchsspieler Harald Dietl leichtfertig abschloß. Der junge Mann löste das Problem auf seine Weise: Er ließ sich an diesem Tage operieren. Glück und einen Blinddarm muß man haben . . .

Die in der Silvesternacht vom französischen Fernsehen gesendeten „Zehn Minuten mit Brigitte Bardot" – BB hatte sich und ihre Gitarre kostenlos zur Verfügung gestellt – wurden für 85 000 DM an das amerikanische Fernsehen verkauft.

Dringende Bitte der italienischen Illustrierten „Oggi" an die Filmschaffenden des Landes: Schauspielerinnen, die ein Kind erwarten, sollten diese Tatsache zunächst dem betreffenden Mann und dann erst auf einer Pressekonferenz bekanntgeben.

Europa – Richtung 2000" heißt eine neue Filmserie des Deutschen Fernsehens, für die Robert Jungk verantwortlich zeichnet. Für die sechs Folgen werden rund 3000 m Film gebraucht – belichtet wurden über 52 000 m.

Letzter Schrei auf dem Pariser Plattenmarkt ist eine Aufnahme mit dem Titel „Überraschung". Zu einschmeichelnder Musik werden Anweisungen für einen privaten Striptease gegeben. Diese Do-it-yourself-Schallplatte ist nicht in einer Hülle, sondern in einem Miniatur-Höschen eingepackt.

Nur noch einen Film pro Jahr in Frankreich und einen im Ausland wird Mylène Demongeot auf Anraten ihres Steuerberaters drehen. Der Mann hat herausgefunden, daß sie dann weniger Steuern zahlen und dabei besser leben könne als bisher.

Vorbild Marineleutnant Kennedy

Filmbild Marineleutnant Fonda

Die Heldentaten des Präsidenten

Hollywood hat begonnen, die kriegerischen Taten des US-Präsidenten im Südpazifik filmisch aufzubereiten. Kennedy rettete damals zwei Kameraden von einem torpedierten Landungsboot. Seine Rolle spielt Henry Fondas 22jähriger Sohn Peter

Innerhalb weniger Tage wurden auf dem deutschen Markt 50 000 Schallplatten von Charles Aznavour verkauft. Es handelt sich um ein Chanson mit dem Titel „Du läßt dich gehn", in dessen Mittelpunkt eine verschlampte Ehefrau steht.

In dem geplanten Film-Museum von Hollywood soll in einem Kristallgefäß eine Träne aufbewahrt werden, die einstmals Greta Garbo weinte, als sie die „Kameliendame" spielte. Wer diese Träne wie konserviert hat, weiß kein Mensch.

Die Filmkonserven des Freien Fernsehens, insgesamt 18 000 Sendeminuten, sind zu einem Preis von 10 Millionen D-Mark von der Länderanstalt Zweites Deutsches Fernsehen in Mainz angekauft worden.

Zum drittenmal als Soldat eingezogen wurde Jacques Charrier, um sich zum drittenmal ins Militär-Krankenhaus zu legen. Der BB-Gatte befindet sich zur Beobachtung in der psychiatrischen Station des Militärhospitals Mailor in Algier.

Bis zum nächstenmal
Ihr

Petronius

Die Gespielen sehen sich bald vor Gericht wieder

Über den feinen Unterschied zwischen einem Freizeitpartner und einem Filmpartner belehrte Anita Ekberg den italienischen Mimen Franco Silva. Sie wollte ihren ehemaligen Freund nicht in ihrem neuen Film mitspielen lassen. Silva klagt jetzt vor einem römischen Gericht auf 200 000 DM Schadensersatz

In Norwegen machte man daraus eine „harmlose Komödie"

Zwei unbekannte norwegische Schauspieler, denen eine gewisse Ähnlichkeit mit lebenden Personen nicht abzusprechen ist, machen in Bergen von sich reden. Sie spielen Prinzessin und Fotograf in dem Stück „Ihre Königliche Hoheit – meine Frau", eine zarte Liebesgeschichte, die der Autor Axel Kielland eine „harmlose Komödie" nennt

Spezielle Forschung garantiert

Alles Gute fürs Haar von Schwarzkopf

Seit über 60 Jahren arbeitet die Schwarzkopf-Forschung für Ihr Haar.
Bahnbrechende Entdeckungen und Entwicklungen sind seinen Wissenschaftlern gelungen, so zum Beispiel das erste seifenfreie Haarwaschmittel, die erste Kaltwelle in Deutschland und taft Haarspray, ein Spitzenprodukt der Haarkosmetik in Europa.
Das Haus Schwarzkopf stellt seit seinem Bestehen nur Haarpflegemittel her und bleibt dabei.
Seine Erzeugnisse für die Haarpflege zu Hause und in den Salons der Friseure sind daher Spezial-Präparate mit international bestätigter Marken-Garantie.
Mehr als 90 % der Bevölkerung in Deutschland beantworten die Frage nach der Tätigkeit von Schwarzkopf spontan mit: Haarpflege.
Darum: Alles Gute fürs Haar von Schwarzkopf.

SCHWARZKOPF · HAARPFLEGE

TAFT · SEBORIN · JARL · SCHWARZKOPF-SPEZIAL-SHAMPOO · SCHAUMA · GLEM · FROTTEE · FIT · FLOT

PRÄPARATE FÜR DEN FRISEUR: HAARFARBEN · HAARTÖNUNGEN · WELLMITTEL · HAARPFLEGEKUREN

R 562

Mit Adam fängt die Kochkunst an

Küchenmeister Adam im Stern

Haben Sie einmal überlegt, wieviel Zeit wir täglich mit dem Essen zubringen? Bitte rechnen Sie rasch einmal mit. Für Frühstück, Mittag- und Abendessen und eine Kaffeepause brauchen wir am Tag etwa drei Stunden. Das sind im Jahr rund 1095 Stunden oder ganze 45 Tage.

Echte Lebenskünstler essen mit Genuß und Verstand. Vielleicht müssen wir uns nach dieser Erkenntnis etwas umstellen. Und bei dieser Umstellung möchte ich Ihnen gern helfen. Ich will versuchen, Ihnen auf die tägliche Frage „Was koche ich morgen?" eine praktische Antwort zu geben.

Haben Sie keine Sorge, daß ich mit Ihnen ein Chateaubriand oder ein Cordon bleu kochen will. Diese Gerichte gehören in die internationale Hotelküche.

Gewiß, da komme ich her, und da habe ich von der Pike auf gelernt. Aber ich habe mich genauso intensiv mit der Küche unserer Hausfrauen befaßt und glaube zu wissen, wo dort der Schuh drückt.

Es gibt so viele junge Mädchen, die im Beruf stehen und keine Gelegenheit haben, kochen zu lernen. Diese Anfängerinnen liegen mir besonders am Herzen. Gerade mit ihnen möchte ich kochen. Ich glaube aber, daß ich auch so mancher erfahrenen Hausfrau noch einen nützlichen Tip geben kann. Mir kommt es vor allem darauf an, zu zeigen, wie man gesunde Kost mit einfachen Mitteln und wenig Zutaten in kürzester Zeit zubereitet.

Kochen Sie einfach mit. Sie werden viel Spaß daran haben und Lob vom Eheliebsten ernten. Das verspricht Ihnen Ihr

Hans Karl Adam

Grundbedarf: vier Küchenmesser

Unser Handwerkszeug:

Küchenschubladen sind leider allzuoft eine Ablage für unnützen Kram. Räumen Sie energisch auf und werfen Sie alles Unnötige weg. Benutzt wird doch nur das praktische Handwerkszeug. Da sind zunächst einmal die Messer. Was brauchen wir wirklich?

1. ein ziemlich großes, verhältnismäßig schweres und vor allem rostfreies Messer, mit einem guten Griff, der fest in der Hand liegt, zum Vorbereiten von Suppen- oder Bratenfleisch. Es muß eine Spitze haben, um die feine Haut beim Fleisch abziehen zu können. Mit diesem „Riesenmesser" kann man auch Zwiebeln würfeln, Braten, Hartwurst und Käse schneiden – es ist rundum unentbehrlich.

Erprobt und unentbehrlich: Riesenmesser

2. ein Brotmesser mit Wellenschliff, mit dem man auch Tomaten in dünne Scheiben schneiden kann.

3. zwei kleine rostfreie Küchenmesser zum Gemüseputzen und Kartoffelschälen.

Fleischbrühe

Zutaten:

4 Liter frisches, kaltes Wasser,

1 1/2 kg grobgehackte Rinderknochen,

1/2 kg Rindfleisch oder ein kleines Kochhuhn,

1 mittelgroße geschälte Zwiebel, besteckt mit 2 Gewürznelken und 1 Lorbeerblatt;

Suppengrün: 1 Möhre, 1/2 Kopf Sellerie, 1 Stange Lauch, 1 weiße Petersilienwurzel.

Salz, Muskat, Suppenwürze und eine Handvoll krause Petersilie

(alle Zutaten sind für vier Personen berechnet).

Zubereitung:

Die Suppenknochen werden in frischem, kaltem Wasser angesetzt und mit wenig Salz gewürzt. Dazu gibt man die mit Gewürznelken und Lorbeerblatt besteckte Zwiebel. Nach dem ersten Aufkochen wird das zusammengebundene Suppengrün zugegeben. Das Fleisch kommt erst in die kochende Brühe.
Kochzeit: etwa vier Stunden bei kleiner Hitze. Nach vier Stunden wird die Brühe durch ein Haarsieb, das mit Petersilie, Suppenwürze und Muskat ausgelegt ist, in einen anderen Topf umgegossen, mit Salz und Muskat abgeschmeckt und in Tassen mit frisch gehackter Petersilie serviert.

Tips für gutes Gelingen:

Eine kräftige, aromatische Fleischbrühe gehört zur Grundlage jeder guten Küche. Aus einer gelungenen Kraftbrühe wird ja nicht nur Suppe hergestellt, auch Soßen und Gemüse werden damit erst richtig wohlschmeckend. Deshalb kann sie gar nicht sorgfältig genug zubereitet werden.
Hier die einfachsten Regeln:
Die Suppenknochen werden mit kaltem, frischem Wasser angesetzt, denn sie sollen ihre ganze Kraft an die Brühe abgeben. Fleisch gibt man erst in die bereits kochende Brühe, damit es saftig bleibt. Wichtig ist aber, daß zuerst das Wasser in den Topf gefüllt wird, sonst könnten sich Knochenteile am Boden festsetzen. Der graue Schaum, der sich nach kurzem Kochen an der Oberfläche bildet, ist geronnenes Eiweiß, das sich allmählich in eine feste Kruste verwandelt. Trüb wird Fleischbrühe nur durch zu heftiges Kochen.

Eine gute Brühe sollte vier Stunden lang leise vor sich hinschnuddeln.

Überall wie Zauberei wirkt die Sauberkraft von REI

Von Kopf bis Fuß auf REI eingestellt...

Erleben Sie aufs Neue das REI-Wunder im Haushalt: was es auch sei - alles sauber durch REI.
REI schont immer, schadet nie! Alles, was Ihnen im Haushalt wertvoll ist, alles das wird von REI aufs Beste gewaschen, gereinigt, gepflegt und konserviert.

Entdecken Sie sie neu, die universale Sauberkraft von REI. Ob zarte Feinwäsche, Buntwäsche, Polster, Teppiche, Lederwaren, ob Fenster, Kacheln, lackierte Flächen, Kunststoffe, Porzellan oder Kristall - alles wird neu durch REI - das ist die universale Sauberkraft von REI.

NEU
REI
UNIVERSAL
viel mehr Waschkraft

REI in der Tube

Im Normalpaket DM -.65 Im Doppelpaket DM 1.15
In der Tube DM 1.20

Wie Zauberei... alles sauber durch REI

Endlich blendfreies Licht?

Vor drei Jahren erhielt Ingenieur Lollert aus Fürstenfeldbruck ein Patent auf die von ihm konstruierte blendfreie Lolux-Autolampe. Aber bis jetzt gibt es die Lolux-Lampen noch immer nicht zu kaufen, obschon jeder Nachtfahrer das entnervende Blendlicht der Entgegenkommenden verflucht. Dabei können Lollerts Lampen ohne Umbau an Stelle der üblichen Birnen in jeden Scheinwerfer eingesetzt werden. Sie besitzen wie üblich einen Nahlicht- und einen Fernlichtleuchtkörper. Auf Fernlicht geschaltet strahlen sie jedoch ein gebündeltes Lichtband aus, das nicht über die Scheinwerferoberkante hinausreicht. Das bedeutet: Die Fahrbahn wird genauso gut, wenn nicht besser als bisher ausgeleuchtet. Alle Lichtstrahlen, die nicht der Beleuchtung der Straße dienen, sind dagegen abgeschirmt. Ein Wagen mit Lolux kann deshalb praktisch immer mit Fernlicht fahren, ohne zu blenden. Das Vergleichsfoto zeigt einen Ford mit Normal- und einen Fiat mit Lolux-Licht

Plan Rot für New York. Versuchsweise wurde jetzt in New York eine neue Ampelschaltung eingeführt. 22 Sekunden lang gibt es an einer belebten Straßenkreuzung im Stadtinnern „Rot" für alle Fahrzeuge. In dieser Zeit dürfen die Fußgänger die Kreuzung in jeder beliebigen Richtung überqueren. Wenn das Experiment zufriedenstellend verläuft, sollen auch andere Kreuzungen zu einem solchen Paradies für Fußgänger umgebaut werden. Vielleicht findet sich bald auch in Deutschland eine fußgänger-freundliche Stadt, die dieses System einmal ausprobiert

Ohne Helm ins Kino! Ein junger Hamburger erfand diese Vorrichtung, die es den Krad- und Rollerfahrern ermöglichen soll, den Sturzhelm diebstahlsicher an ihrem Fahrzeug zu befestigen und auf dem Parkplatz zu belassen. Die Sache ist höchst einfach: Der Zweiradler zieht ein Stahlseil durch den Soziusgriff, schiebt das daran befestigte Steckschloß in das Luftloch, das ohnehin in jedem Sturzhelm ist und zieht den Schlüssel ab. Die Helmsicherung soll demnächst produziert werden

Fiat — individuell. Meist vergehen nach der Vorstellung eines neuen Serien-Autos nur wenige Wochen, dann präsentieren die italienischen Karosseriebauer schon die verschiedensten handgemachten Sonderausführungen. So geschieht es auch mit dem Fiat 1300/1500, von dem es in der nächsten Zeit fast ein Dutzend Varianten geben wird. Auf dem Bild: ein viersitziges Coupé auf Fiat 1300/1500 Fahrgestell, entworfen von dem Karosserier Viotti

„Führerscheinprüfung schwerer?" Lesen Sie mehr auf Seite 128

Heute geröstet ... heute an Sie verschickt.

Diese Kaffeebohnen sind von heute. Sie wurden heute geröstet. Sie werden heute gemischt und sortiert. Und sie werden noch heute verpackt und verschickt.

Warum?

Wenn Kaffee nicht wirklich frisch ist, kann er auch nicht wirklich gut sein. Selbst beste Kaffee-Sorten der Welt (wie die Sorten, die wir für Tchibo verwenden) würden von ihrem Reichtum verlieren, stünden sie zu lange auf dem Regal.

Wir lassen das nicht zu!

Wir halten es für richtig, Tchibo-Kaffee nur in eigenen Filialen oder durch die Post direkt an Sie zu verkaufen. Dies ist der einzige Weg, der garantieren kann, daß Sie Tchibo-Kaffee frisch geröstet erhalten.

Wenn auch Ihnen Kaffee so viel wert ist wie uns, dann gehen Sie noch heute zum nächsten Tchibo-Geschäft. Oder schicken Sie uns den Bestellschein. Es mag einfachere Wege geben, Kaffee zu kaufen, aber nicht unseren Kaffee, nicht Tchibo.

Vergessen Sie nicht: Tchibo »Gold-Mocca« erhalten Sie nur durch die Post oder in den Tchibo-Filialen.

Lesezirkel-Leser bitte anstatt Bestellschein eine Postkarte benutzen.

Tchibo

Senden Sie mir bitte .... Pfund **Tchibo »Gold-Mocca«**

Klarsichtdose / Taschentuchbeutel
(Nichtzutreffendes streichen)

zum .... 1962 per Nachnahme

Bei Paketen zu		1 Pfd.	2 Pfd.	3 Pfd.	4 Pfd.	5 Pfd.	6 Pfd.
Richtpreis	je Pfd.	8.10	8.10	8.10	8.10	8.10	oder mehr
Portoanteil	je Pfd.	-.60	-.40	-.30	-.20	-.15	portofrei
Endpreis	je Pfd.	8.70	8.50	8.40	8.30	8.25	8.10

....
Name

....
Postleitzahl und Ort

....
Straße (Blockschrift)

Bitte auf Postkarte kleben oder im Umschlag einsenden an: Tchibo, Hamburg 36 S 9

Fortsetzung von Seite 126

Ersatzteile ganz billig

Auf ihrer Suche nach neuen Exportartikeln haben die Japaner entdeckt, daß sie mit Auto-Ersatzteilen gute Geschäfte machen können. In Australien und Südamerika werden bereits zahlreiche aus **Japan** stammende Ersatzteile für europäische Autos, besonders für den VW, angeboten. Neuerdings interessieren sich nun auch deutsche Firmen für den Import japanischer Ersatzteile. Die Kurbelwellen, Zylinder und Kugellager „made in Japan" sind durchweg um rund die Hälfte billiger als die Originalteile ● Das neue Mercedes 300 SE-Coupé wird wahrscheinlich schon auf dem **Genfer Salon** vorgestellt, der vom 15. bis 25. März stattfindet ● der neue **Auto-Union**-Mittelklassewagen (sternmotor berichtete schon darüber) soll in diesem Jahr noch nicht auf den Markt kommen. Die Versuchsabteilung, so heißt es, ist noch damit beschäftigt, das Gewicht des Wagens zu reduzieren, um ihn in den Herstellungskosten und Fahrleistungen konkurrenzfähig zu machen ● Die schweizerische Armee rüstet seit einiger Zeit alle neu angeschafften PKW mit **Sicherheitsgurten** aus. Die offenen Wagen, wie Jeeps und Landrover, sind allerdings ausgenommen, weil Armee-Experten festgestellt haben, daß Gurte in offenen Wagen eher gefährlich als nützlich sind ● Urteil des Oberlandesgerichts Hamm: Ein Kraftfahrer, der den **Überholversuch** eines anderen bewußt verhindert, indem er auf die Überholfahrbahn lenkt, macht sich bei konkreter Gefährdung wegen Nötigung schuldig.

Richard von Frankenberg

Wird die Führerscheinprüfung schwerer?

Einundzwanzig Prozent aller Prüflinge fallen bei den Führerscheinprüfungen durch. Also, könnte man meinen, sind die Prüfungen schwer genug. Und nun sollen die Prüfbestimmungen sogar noch verschärft werden?

Verschärft ist nicht das richtige Wort. Geplant ist, und das ist gut so, die Fahrprüfungen mehr den praktischen Erfordernissen anzupassen. Dem Verkehr von heute.

Es sollen gewisse Mindestbedingungen vorgeschrieben werden: Eine bestimmte Verkehrsdichte muß da sein; es soll ampelgeregelte Kreuzungen geben und genügend Schilder. Recht so! Denn wer seinen Führerschein „auf dem Lande" erwirbt, versagt allzuleicht, wenn er das erste Mal in eine Großstadt kommt.

Oft dauerte eine Fahrprüfung kaum eine Viertelstunde und der Prüfling kam, im ersten oder zweiten Gang fahrend, nie über Tempo 30 hinaus. Jetzt wird verlangt werden: Fahren mit 70 km/st außerhalb der Stadt, verkehrsgerechtes Überholen usw. Prüfungsdauer: 30 bis 45 Minuten. Dafür werden die technischen Prüfungsfragen („Welche Funktionen hat ein Kolbenring?") entfallen. Die Führerschein-Aspiranten sollen nicht zeigen, daß sie reparieren, sondern daß sie fahren können.

Und man will – endlich – eine Augenprüfung einführen, nachdem inzwischen alle Welt weiß, daß Kurzsichtige ohne Brille nicht ans Steuer gehören.

So weit – so gut. Aber zwei Dinge fehlen nach wie vor! Noch immer darf sich ein Mann, der vielleicht 1936 zum letzten Male ein Auto gelenkt hat, ans Steuer eines Wagens setzen, der 160 Sachen fährt. Und noch immer wird nicht geprüft, ob die älteren Fahrer, die über 60, wirklich noch im Verkehr von heute bestehen können. In diesen Punkten könnten die Bestimmungen ruhig verschärft werden.

STERNKORRESPONDENTEN BERICHTEN

DIESE WOCHE

„Nein, bitte kein Pflichtjahr", sagt Barbi Henneberger, beste Deutsche bei den Ski-Weltmeisterschaften in Chamonix. Aber: „Ich habe freiwillig im Krankenhaus gearbeitet, das sollten alle Mädchen tun." (Lesen Sie dazu den Bericht auf Seite 132)

SIE LESEN DIESE WOCHE

BONN: Schreibtische, aber keine Experten für die Weltraum-Forschung

Kopflose Veronika

„Wir haben uns mit diesen Dingen noch kaum beschäftigt", sagt verständnisheischend Herr Schmidt, Pressereferent des Bonner Atomministeriums. Es geht um ein Aufgabengebiet, das schon vor Monaten Minister Balke zugefallen ist: die deutsche Raketenforschung.

Es sieht so aus, als ob der Tatendrang deutscher Raketenbauer noch eine Weile gelähmt bleiben wird, obwohl die Bundesregierung sich mit ehrgeizigen Plänen trägt: Zusammen mit acht europäischen Staaten will sie es den Großmächten USA und Sowjetunion nachtun und auch eine Rakete in den Weltraum schicken. Die geplante „Europa-Rakete" soll sich aus der englischen „Blue Streak" (erste Stufe) und der französischen „Veronique" (zweite Stufe) zusammensetzen. Die dritte Stufe, die das elektronische Steuerungssystem enthält, soll die Bundesrepublik entwickeln und zu dem hochfahrenden Projekt beisteuern. Bislang allerdings warten die deutschen Forscher vergebens auf den Startschuß aus Balkes Atomministerium.

Weltraum-Projekte: Europas schmächtige Nachhut bei Amerikas Angriff auf den Mond

Diese Behörde, so hatte Kanzler Adenauer im vergangenen Jahr während des Ringkampfs um die Regierungsbildung verfügt, solle als Ausgleich für die aus ihrem Zuständigkeitsbereich genommene Wasserwirtschaft federführend für die Weltraumforschung sein. Doch steht bisher nur auf dem Papier, worüber Atom-Minister Balke künftig verfügen kann: zehn Planstellen für die neue Abteilung „Weltraumforschung und Raumfahrttechnik". Nennt Minister Balke auch noch

DIESE WOCHE ▶

keinen einzigen Weltraumfachmann sein eigen, so sind immerhin rund 80 Millionen Mark Haushaltsgelder schon griffbereit.

Die Geburtswehen der Europa-Rakete dauern schon länger an. Seit Jahren hatten die Engländer an der Flüssigkeits-Rakete „Blue Streak" herumgebastelt. Sie sollte einen Atomkopf rund 5000 km weit tragen. Als Ende 1959 mehr als 770 Millionen Mark verbuttert waren, begriffen die Inselmenschen, daß ihre Rakete militärisch überholt war. Amerikaner und Russen hatten sich längst auf die beweglicheren Feststoffprojektile eingestellt. (Eine „Blue Streak" braucht zwölf Stunden, ehe sie aufgetankt und startklar ist.)

Um jedoch nicht auf dem teuren und dennoch nutzlos gewordenen Atomkopfträger sitzenzubleiben, bemühten die Engländer sich, die verbündeten europäischen Kontinental-Staaten mitziehen zu lassen. Die „Blue Streak" sollte nun als erste Stufe einer zivilen Weltraumrakete brillieren. In Bonn stieß dieser Plan anfangs auf wenig Gegenliebe.

Doch im Bemühen, der europäischen Vereinigung, koste es was es wolle, zu dienen, entschied sich Bonn 1960 zusammen mit zehn anderen Staaten für den Bau und Abschuß eines europäischen Wetter-Satelliten. Damit erwachte auch das Interesse an einer europäischen Rakete. Frankreich offerierte die nach dem Kriege von den deutschen Wissenschaftlern Sänger und Pilz entwickelte „Veronique", und eine deutsche Experten-Kommission klärte Bonn darüber auf, daß die englische „Blue Streak" besser sei als ihr Ruf: Flüssigkeitsraketen — zwar militärisch unbrauchbar geworden — seien im zivilen Bereich leistungsfähiger als Feststoffraketen.

Die Flüssigkeitsrakete „Blue Streak" ist allerdings noch nie praktisch erprobt worden. Fachleute schätzen daher, daß es noch fünf Jahre dauern wird, bis das europäische Gemeinschaftsgeschoß sich in den Weltraum erheben und einen Satelliten von 45 kg Gewicht in eine 16 000 km hoch gelegene Erdumkreisungsbahn bringen kann. Die Kosten für die Europa-Rakete werden mit mindestens 800 Millionen Mark veranschlagt. Anteil der Bundesrepublik: rund 150 Millionen Mark.

Die von den Deutschen zu liefernde dritte Stufe, über deren Einzelheiten geheimnisvolles Stillschweigen bewahrt wird, soll eine sensationelle Neuentwicklung mit Antrieb aus einer Kombination von flüssigem Sauerstoff und flüssigem Wasserstoff sein. Pläne dafür sollen in den Schubladen der Firma Bölkow (bei München) und des Professors Eugen Sänger liegen, der inzwischen allerdings (im vergangenen November) wegen eines angeblichen Treuebruchs die Leitung des Stuttgarter Forschungsinstitutes für Physik der Strahlantriebe niederlegen mußte.

Seit Sänger und zwei weitere bedeutende Raketenbauer, Wolf-

Strauß im Kreuzfeuer

... fühlt sich nicht getroffen

Als Ehepaar dürfen der Inder Syrub Singh und seine weiße Frau Charlotte in Südafrika leben. Ein Gericht konnte die widersinnigen Rassengesetze gegen sie nicht anwenden, weil die beiden im Ausland geheiratet hatten. Triumph der Farbigen

gang Pilz und Professor Goerke, das Institut verließen, sieht es so aus, als beginne der zweite Ausverkauf deutscher Forscher an das Ausland nach dem Kriege.

Die Bundesregierung packt die von ihr erwartete dritte Stufe der Europa-Rakete vorerst einmal auf die bürokratische Rampe. Sie löst die technische Aufgabe administrativ, nicht konstruktiv. Kommentar aus den Bonner Ministerien, die ihre Fachgebiete Raumfahrtforschung (Verkehrsministerium), Raumfahrzeugproduktion (Wirtschaftsministerium) und Weltraumforschung (Innenministerium) nach des Kanzlers Machtwort an das ungerüstete Atomministerium abtreten mußten: „Laßt den Balke mal wurschteln!"

FRANKFURT: Großfirma senkt Krankmeldungen durch eine Gesundheitslotterie

Statt Aspirin

Gegen Schnupfen hilft nicht nur Aspirin, sondern gelegentlich auch die Aussicht, einen Volkswagen zu gewinnen. Diese Therapie entdeckte vor einem Jahr das Frankfurter Versandhaus Neckermann.

Mitarbeiter, die 1960 wegen Krankheit keinen Tag gefehlt hatten, konnten sich an einer Lotterie mit Preisen im Wert von etlichen tausend Mark beteiligen. 330 Nekkermann-Leute bekamen ein Los.

Bei der Preisverteilung versprach der Firmenchef: „Wenn es im nächsten Jahr dreimal soviel Kerngesunde gibt, stifte ich einen Volkswagen für die Tombola." Versand-Millionär Neckermann spekulierte darauf, mit der Lotteriemethode einem drückenden Unternehmerkummer beikommen zu können: der wachsenden Zahl der Krankmeldungen.

Neckermann tippte richtig: 1961 traten 1221 Anwärter auf einen

DIESE WOCHE ▶

DIESE WOCHE

weinroten VW und 29 andere Treffer vor die Lostrommel, ein volles Drittel der Belegschaft (gegen nur 10 Prozent im Vorjahr). Wert der Preise: 10 000 Mark.

Neckermanns Gewinn: 15 000 Arbeitstage.

BONN: Pflichtjahr – ein Stichwort macht die Mädchen hellhörig

Putz-Geschwader

Es wird kein „Pflichtjahr“ für Mädchen geben. Der CDU-Bundestagsabgeordneten Elisabeth Pitz-Savelsberg ist nicht wohl dabei zumute, daß ihr Name im Zusammenhang mit diesem unpopulären Begriff einer breiten Öffentlichkeit unliebsam auffiel.

Die 56jährige Elisabeth Pitz-Savelsberg ist die Vorsitzende der „Arbeitsgruppe Familie“ in der CDU/CSU. Ein von ihr verfaßter Artikel hatte den alten Streit um das „Pflichtjahr“ wieder aufgerührt. Sie war falsch verstanden worden. Die Abgeordnete hatte mitgeteilt, daß ihr Ausschuß von dritter Seite kommende Vorschläge für ein Pflichtjahr prüfe. Sie selbst hat sich diese Vorschläge indes nicht zu eigen gemacht. Sie lehnt sie ab.

Der prominenteste Vertreter eines der Wehrpflicht der jungen Männer gleichzustellenden „Sozialdienstes“ für Mädchen ist der Theologieprofessor Thielicke. Der wortmächtige Hamburger Prediger möchte mit seinem Vorschlag vor allem den Andrang der Mädchen zu den Hochschulen stoppen.

Dagegen schwebt der Parlamentarierin Pitz-Savelsberg vor: Junge Mädchen sollen freiwillig ein Jahr oder länger Sozialhilfe in Krankenhäusern, bei der Fürsorge oder auch in kinderreichen Haushalten leisten. Sie denkt dabei auch an die Eltern, denn häufig werden hilfswillige junge Menschen von ihren Eltern von karitativer Betätigung abgehalten. „Kümmere dich lieber um deine Berufsausbildung“, sagen jene Eltern, die möglichst bald Erziehungskosten einsparen wollen.

Ein Pflichtjahr für Mädchen ist schon aus juristischen und organisatorischen Gründen nicht möglich. Frau Pitz-Savelsberg: „Ein Pflichtjahr würde gegen das Grundgesetz verstoßen, das allen Deutschen das Recht garantiert, ihren Arbeitsplatz und ihre Ausbildungsstätte frei zu wählen.“ Wenn eine Dienstpflicht für Mädchen nicht nur ein Mittel zur Gewinnung „billiger Kinderarbeit“ sein soll (was ebenfalls gegen das Grundgesetz verstieße), dann wäre überdies ein viel zu großer organisatorischer Aufwand nötig.

Die Mädchen müßten gemustert, ärztlich untersucht, auf ihre

TELEGRAMME

DEUTSCHLAND

MOSKAU-BOTSCHAFTER KROLL, der die Behauptung, er sei herzkrank, als eine gegen ihn gerichtete „medizinische Intrige“ abtat, läßt sich seit geraumer Zeit von einem sowjetischen Herzspezialisten behandeln. Durch Druck auf die Halsschlagader verschaffte der Spezialist Kroll bei einem Anfall Erleichterung.

HAUSGEHILFINNEN deutscher Herkunft stehen in Großbritannien unter Spionageverdacht. Ein geflüchteter Offizier des Ostberliner Staatssicherheits-Ministeriums plauderte aus, daß sich unter den Auslands-Agenten Ulbrichts auch einige der 25 000 in England arbeitenden deutschen Staatsbürgerinnen befinden.

FREIWILLIGEN-WERBUNG der Bundesregierung für den Luftschutz zeitigte bisher ein klägliches Resultat. Gebraucht: 320 000 Helfer. Gefunden: 21 000 Helfer.

INTERNATIONALES

MOSKAU: Für eine Bonn-Reise Chruschtschows bereiten Deutschland-Experten des sowjetischen Außenministeriums bereits diplomatisches Handgepäck vor.

ÄGYPTEN: Erst in zwanzig Jahren wird nach Berechnung der Regierung der letzte Ägypter auf Grund technischer Schwierigkeiten den von Nasser eingeführten Personalausweis besitzen.

USA: Mais-Sorgen hat nicht nur Chruschtschow (weil die Ernte 1961 das Plan-Soll nicht erreicht hat), sondern auch Kennedy: Durch die Entdeckung einer neuen Maissorte in den USA haben die Erträge derart zugenommen, daß Washington 500 Millionen Dollar Subventionen ausgeben muß, um den Überschuß durch Brachlegen von Feldern zu verringern.

KALEIDOSKOP

ERSTE GEHEIZTE STRASSE wird in London gebaut: 572 unterirdische Wärmekabel.

FÜR HERZKRANKHEITEN anfällig sind nach Untersuchungen von Professor Luescher (Schweiz) Männer, die die Farben Rot und Grün, und Frauen, die Blau und Gelb bevorzugen.

Eignung geprüft und in Krankenhäuser, Hilfswerke und Haushalte eingewiesen werden. Die Haushalte müßten auf ihre Eignung für die Ausbildung junger Mädchen untersucht werden. „Es gibt kaum noch Haushalte, die junge Mädchen ausbilden können", urteilt Frau Pitz-Savelsberg.

Wegen der vielfältigen organisatorischen Maßnahmen müßte man nach Frau Pitz-Savelsbergs Schätzung einen Betreuer, einen „Unteroffizier", für je 25 Pflichtjahr-Mädchen vorsehen. Bei 400 000 Mädchen, die allein in diesem Jahr aus den Volksschulen entlassen werden, wären also 16 000 hochqualifizierte Hilfskräfte erforderlich, die aus den schon jetzt dünn besetzten Fürsorgeberufen kommen müßten.

Die Bonner Politikerin prüft gegenwärtig eine Reihe von Vorschlägen, die auf Änderung bestehender Gesetze abzielen. Sie hält es zum Beispiel für unmöglich, daß Waisen und Halbwaisen, die sich zu sozialer Hilfe bereit finden, das Taschengeld und der Unterhalt von der Rente abgezogen werden. Sie möchte erreichen, daß ein freiwillig geleistetes soziales Jahr als Berufsausbildung anerkannt wird.

Wenn sozialer Dienst der Berufsausbildung gleichgestellt wird, hätten auch die Eltern etwas davon. Für die Berufsausbildung seiner Kinder erhält ein Vater eine beträchtliche steuerliche Ermäßigung, allerdings nur bis zum 25. Lebensjahr. Ausnahmen werden zum Beispiel bei Studenten gemacht, die durch die Wehrpflicht daran gehindert werden, ihr Studium bis zum Stichtag abzuschließen. Bei Mädchen soll ein Jahr in gleicher Weise berücksichtigt werden.

Mißverstanden: Pitz-Savelsberg

Wenn eine Abiturientin freiwillig ein diakonisches Jahr bei der Inneren Mission leistet und sich mit ihrem Studium verspätet, soll der Vater die steuerliche Vergünstigung auch über ihren 25. Geburtstag hinaus erhalten.

Von solchem Anreiz verspricht sich Familien-Expertin Pitz-Savelsberg einen kräftigen Zustrom junger Mädchen. Dazu die kürzlich schulentlassene, vom Stern befragte Skimeisterin Henneberger (siehe Bild auf Seite 129). „Freiwillig helfen gern, aber dienstverpflichtete Putzgeschwader, da machen wir nicht mit."

ZAKOPANE: Dollars fehlten — nur Ski-Kanonen und „Kätzchen" kamen

Kurzschluß

Nach vielen weltverschlossenen Jahren war das in der vorkommunistischen Zeit erstrangige Wintersportzentrum Zakopane in der polnischen Tatra wieder Schauplatz von Skiweltmeisterschaften.

DIESE WOCHE ▶

DIESE WOCHE

Das Städtchen mit seinen noch vor kurzem baufälligen Holzhäusern und bröckelnden Fassaden war kaum wiederzuerkennen. Für etwa 60 Millionen Mark hatten die Polen mit Neonlichtparade-Schaufensternund Selbstbedienungs-Restaurants Zakopane neuen Glanz verliehen — weniger aus sportlicher Begeisterung als in der Hoffnung auf Devisen von Westzuschauern.

Nach 22 Jahren kam die „Große Welt" jedoch nur in Gestalt von aktiven Skifahrern aus 19 und Journalisten aus 25 Ländern. Gutbetuchte Zaungäste aus dem Westen aber ließen auf sich warten.

Unter den 25 000 Besuchern des Ski-Ereignisses befanden sich kaum mehr als 200 westliche Zuschauer. Wer 40 Mark Tagespension — vom staatlichen Reisebüro „Orbis" kassierter Durchschnittspreis — ausgeben kann, fährt eher in die Schweiz als nach Polen.

Dabei hatten die Staatsfunktionäre alles so schön vorbereitet. Selbst die in sozialistischen Ländern fehlenden Reklame-Farbtupfen wurden herbeigezaubert. In Zakopane leuchteten Tausende von bunten Plakaten, auf denen die Gänse, der Schinken und das sozialistische Parfüm des Landes angepriesen wurden.

In privater Ergänzung der staatlichen Initiative, Zakopane für westliche Touristen attraktiv zu machen, eilten unternehmungslustige junge Damen („Kätzchen") in Scharen aus der Hauptstadt herbei. Zu den aufgebotenen Vergnügungseinrichtungen gehörte auch das erste Modell einer in Polen neuentwickelten Musikbox.

Das sozialistische Schlagerberieselungsgerät zeigte in den ersten Stunden seines Wirkens die angenehme — wenn auch nicht geplante — Eigenschaft, nach Einwurf von zwei Zloty sechs solche Münzen herauszugeben.

Die Zloty-Quelle versiegte noch am selben Tage. Unter den Klängen von „Petite Fleur" begann die Apparatur zu rauchen und fiel einem Kurzschlußfeuer zum Opfer.

MÜNCHEN: Künstler am steigenden Kurswert ihrer Werke beteiligt

Kultur-Groschen

Vincent van Gogh verkaufte zu Lebzeiten nur ein einziges Bild — für 400 Francs. Die unzähligen Leinwände, die er im fiebrigen Schaffensrausch weniger Jahre mit Farbe bestrichen hat, sind von anderen später in Millionen umgesetzt worden. Oft haben Maler ihre Bilder für ein Butterbrot hergegeben. Der Kunsthandel, seine

Käufer und Wiederverkäufer zogen häufig Vermögen daraus.

Das soll in der Bundesrepublik nun geändert werden. Der Maler oder der Bildhauer soll an dem Mehrgewinn mitbeteiligt werden. Das geplante deutsche Urhebergesetz sieht in § 26 eine Art Umsatzsteuer zugunsten des Urhebers von Kunstwerken vor. Ein Prozent des bei jedem Verkauf und Wiederkauf erzielten Preises fließen zum Schöpfer zurück — allerdings muß die Verkaufssumme mindestens 500 Mark betragen.

Nur etwa 10 Prozent aller Kunstwerke — nämlich die, die wirklich gut oder, dank der Kunstmode, gerade gefragt sind — fallen unter diese Bestimmung. Denn praktisch verlieren 90 Prozent aller Werke, haben sie erst einmal das Atelier des Künstlers zu hohem Preis verlassen, rapide an Wert.

Fraglich ist, ob die Künstler überhaupt jemals in den Genuß der Verkaufsbeteiligung kommen, weil möglicherweise die Verwaltungsspesen die einkommenden Beträge restlos verschlingen. Belgien hat mit einem ähnlichen Gesetz nur 20 000 Mark, Frankreich 200 000 Mark, Italien nichts eingenommen. Werden von diesen bescheidenen Beträgen die Unkosten für den Apparat abgezogen, bleibt am Ende nichts als ein für alle Beteiligten ärgerlicher Papierkrieg.

Aber selbst wenn noch ein paar Kultur-Groschen im Topfe blieben, bekämen diesen Rest die erfolgreichen Künstler kaum. Denn die Anwendungsbestimmungen (§ 131,5) schließen den größten Teil der erfolgreichen Künstler wieder aus. Und zwar deshalb, weil diese Künstler, obwohl zur „deutschen Schule" gerechnet, keinen deutschen Paß haben.

Kokoschka, Klee, Nolde, Feininger, Kandinsky, Beckmann, Purrmann — alles keine deutschen Staatsbürger. Sie wurden von Hitler aus Deutschland vertrieben. Jetzt werden sie noch einmal bestraft. Sie (oder ihre Erben) werden für in Deutschland weiterverkaufte Werke nur dann die Abgabe bekommen, wenn der Staat, der ihnen Zuflucht und Bürgerrecht gewährte, zugunsten malender deutscher Staatsangehöriger einen ebensolchen Folgerechts-Paragraphen in sein eigenes Urheberrecht aufnimmt.

Daß der gutverdienende Kunsthandel, gegen den der Paragraph wohl in erster Linie gerichtet war, dieses eine Prozent (und sicherheitshalber gleich noch mehr) von vornherein auf seine Preise aufschlägt, sollten auch die Gesetzesberater voraussetzen. Getroffen werden also die sozial Schwachen, die von der verblichenen Wand ihres Wohnzimmers das Erinnerungsstück aus alten Zeiten, ihren Slevogt, Defregger, Stuck, Corinth, Liebermann oder Plastiken von Kolbe, Klinger, Barlach oder Lehmbruck verkaufen wollen. Denn der Staat will im Rahmen des Urhebergesetzes diese Verkaufs-„Steuer" auf alle Bildwerke deutscher Kunst angewendet sehen, deren Schöpfer noch leben oder in den letzten 50 Jahren (das bedeutet aber: zurück bis zum Jahre 1912!) gestorben sind.

Nur ein Bild verkauft: Maler van Gogh

MOSKAU: Wunsch nach Wohlstand stärker als Sowjet-Produktion

Seidenstrümpfe

Seit Wochen hängt in der Kühlschrank-Abteilung des größten Kaufhauses der Sowjetunion, dem Moskauer GUM, ein handgemaltes Schild: „Bestellungen für Kühlschränke werden im Jahre 1962 nicht entgegengenommen."

Dabei warten zur Zeit noch viele Moskauer Familien, die sich bereits vor zwei Jahren einen Kühlschrank bestellt haben, auf die Lieferung. Am 3. März will sich das Zentralkomitee der KPdSU mit Ermüdungserscheinungen der sowjetischen Produktion bei wachsender Nachfrage und immer mehr steigender Bevölkerung beschäftigen.

Während die sowjetischen Statistiker weiter in Rekordzahlen (für 1961) schwelgen — 70 Millionen Tonnen Stahl, 166 Millionen Tonnen Erdöl, 442 Millionen Paar Lederschuhe und 35 Milliarden Stück Ziegelsteine — ärgert Iwan Iwanowitsch sich schwarz über seine schlechte Versorgung mit den sogenannten Gütern des gehobenen Bedarfs. Er träumt bereits vom produzierten Überfluß.

Lebt er in Moskau oder Leningrad, so kann er ihn bereits in den Schaufenstern vieler Ge-

Sowjet-Autos: Für den Bürger nur zum Betrachten

DIESE WOCHE ▶

DIESE WOCHE

schäfte bewundern. Dieser „Überfluß" allerdings ist vorerst meistens noch ein unverkäufliches „Exponat" – ein Ausstellungsstück. Der langsam, aber stetig steigende Lebensstandard in der Sowjetunion konfrontiert den Staat neuerdings mit einem in Rußland bisher nicht bekannten Problem: dem ausgeprägten Konsumanspruch weitester Bevölkerungsschichten.

Vorbei sind heute die Zeiten freiwilliger oder aufgezwungener „Knappheit". 220 Millionen Iwan Iwanowitschs wollen hier und heute besser leben. Sie stellen Ansprüche. Für sein hart verdientes Geld fordert der Russe heute genügend Waren nach seinem Geschmack. Er will Geschäfte mit genügender Auswahl.

Im letzten Jahresbericht des zentralen statistischen Amtes der Sowjetunion findet sich der Satz: „Zahlreiche Fabriken schenken der Qualitätsverbesserung und der Erweiterung des Warenangebots nicht genügend Beachtung, besonders nicht bei Kleidung, Schuhen und Textilien. Infolgedessen bestand kein Bedarf für diese Waren, und sie blieben als Ladenhüter liegen."

So erging es beispielsweise den großväterlichen, seidenen Lampenschirmen, auf denen das Kaufhaus GUM zu Hunderten sitzenblieb. Hingegen fanden die seit neuestem angebotenen hellen Pergamentschirme in schlichter moderner Form reißenden Absatz.

Im großen Schallplattengeschäft an der Moskauer Kirow-Straße beschwerten sich kürzlich die Liebhaber klassischer Musik über die in letzter Zeit schlechte Auswahl. Die Direktion indessen verwies auf die Nachfrage: Die überwiegend junge Kundschaft des Geschäfts verlange in erster Linie russische Schlager und West-Jazz.

In Moskauer Kaufhäusern russische Kapron-Damenstrümpfe zu kaufen, ist kein Kunststück mehr. Werden dagegen tschechische oder ostdeutsche Nylon-Stümpfe angeliefert, so bilden sich umgehend riesige Schlangen vor den Verkaufstischen. Auch das Land, das auf dem Weg zur Kollektivität angeblich schon am weitesten ist, bekommt plötzlich die Macht des individuellen Kunden zu spüren.

Mit derlei relativ verfeinerten Problemen des Marktmechanismus haben sich allerdings jene sowjetischen Industriezweige noch nicht herumgeschlagen, die Kühlschränke, Fernsehapparate, Waschmaschinen, Autos, Haushaltsmaschinen oder gar moderne Möbel produzieren. Denn in der Regel gibt es für neue Fernsehapparate immer noch monatelange Wartezeiten. Hinzu kommt, daß 60 Prozent aller neuen Apparate

Wahlspruch beherzigt: Hitzinger

binnen eines halben Jahres reparaturbedürftig sind.

Drei bis vier Jahre Wartezeit für ein eigenes Auto sind für einen sowjetischen Durchschnittsbürger nichts Besonderes. Dabei besteht wenig Hoffnung, daß die Versorgung mit Kraftfahrzeugen in absehbarer Zeit erheblich besser wird. Die sowjetische Automobil-Industrie hat 1961 nur 179 000 (Bundesrepublik: 2,2 Millionen) Personenwagen auf den Markt gebracht, von denen noch ein Teil in andere Ostblockländer exportiert worden ist.

Staat und Partei freilich haben auch wenig Interesse, aus den Russen in einigen Jahren ein Volk von Autobesitzern zu machen. Eine nicht zu unterschätzende Gefahr für die „sozialistische Moral" dämmert nämlich über dem wohlstandsbesessenen Rußland herauf: die von Staats wegen geforderte „materielle Interessiertheit" des Sowjetbürgers, sein Wunsch also, für bessere Arbeit mehr Geld zu verdienen, könnte eines Tages umschlagen in reines „westliches" Wohlstandsdenken. Nach dem Motto etwa: Was ich mir selber erarbeitet, will ich auch selber genießen.

Schon melden sich in der Sowjetpresse die warnenden Stimmen wachsamer Genossen: Der berechtigte Wunsch der Menschen nach einem guten Leben dürfe nicht ausarten in einen „individuellen Kommunismus" oder gar in eine „Potrebitelskoje Nastrojenje": in Konsumgesinnung.

STUTTGART: Neuer Mercedes-Chef bleibt weiter im Sattel

Hit wie Hitzinger

Wie das Hornberger Schießen scheint die Palastrevolution bei der Daimler Benz AG ausgegangen zu sein. Der von Großaktionär Friedrich Flick eingesetzte neue Generaldirektor Walter Hitzinger hatte von Anfang an mit heftigem Widerstand und Schwierigkeiten zu rechnen. Er war nicht nur ein Fremdling in der Auto-Branche (bisher Eisen und Stahl); er ist zudem Österreicher (Kalauer bei Mercedes: „Wie heißt der Diktator aus Österreich, der mit Hit anfängt?") und auch noch Mitglied der Sozialdemokratischen Partei.

Walter Hitzinger handelte nach dem Motto: Neue Besen kehren gut. Er ließ sich beispielsweise persönlich die Revisionsabteilung unterstellen. Auslandsreisen müssen vom Generaldirektor des Mammutwerkes persönlich genehmigt werden. Der Unmut bei den Oberen des Werkes wuchs.

Meldungen tauchten in der Presse auf, daß Hitzinger die Daimler-Benz AG bald wieder verlassen werde. Allzu heftig und allzu prompt waren daraufhin die Dementis aus Untertürkheim: „Diese Gerüchte sind völlig aus der Luft gegriffen." Doch den Dementis glaubte in Stuttgart niemand. Es war bereits Stadtgespräch, daß bei Mercedes irgend etwas im Gange sei.

Inzwischen hat Hitzinger sich mit seinem Chef Friedrich Flick im Mannheimer Mercedes-Werk zu einer Aussprache unter vier Augen getroffen. Geheimnis ist selbst für die Vorstandsmitglieder, was die beiden besprochen und vereinbart haben. Hitzinger aber ist jetzt freundlicher. Er scheint nunmehr etwas sanfter regieren zu wollen.

Für unwahrscheinlich hält man es nach der Aussprache, daß Generaldirektor Hitzinger gehen wird. Hitzinger (53) hat noch viel Zeit bis zum Pensionsalter und gilt als Kämpfernatur. Er würde, wenn er sich hinausekeln ließe, seine ungewöhnliche Industrie-Karriere gefährden, denn wer möchte schon einen Generaldirektor haben, der bei Mercedes keinen Erfolg hatte?

In diesem Punkt treffen sich die Interessen des tonangebenden Aktionärs Flick mit denen Hitzingers. Auch Flick müßte einen erheblichen Prestigeverlust einstecken, wenn er den aus Österreich herbeigeschafften starken Mann überschnell fallenließe.

In Stuttgart-Untertürkheim hat man sich inzwischen zu der Überzeugung durchgerungen, daß Flick nur dann bereit wäre, seinen „Hit" zu schassen, wenn der Rubel nicht mehr rollt. Gerade das aber kann man bei Mercedes nicht behaupten: Jüngst haben sich die Lieferfristen auf 24 Monate erhöht.

WOLFSBURG: VW-Sparern winkt bald Geld oder ein billiger Wagen

Tag X

In Wolfsburg bereitet man sich auf den Tag „X" vor. An diesem Tage soll die Lieferung der Autos an die ehemaligen Volkswagen-Sparer beginnen. Der Experte des Volkswagenwerkes für die VW-Sparer, Backsmann, kann allerdings noch nicht präzise angeben, wann es so weit sein wird.

Erst müssen noch die bis Kriegsende angesammelten Spargelder in Höhe von 302 Millionen Reichsmark im Verhältnis 100 : 5 in Deutsche Mark umgewandelt werden. Die Freistellung der angesammelten Spargelder bringt dem VW-Werk 15,1 Millionen ein. Sobald diese Summe auf das Wolfsburger Konto überwiesen ist, wird Backsmann alle Sparer auffordern, ihre Ansprüche beim Volkswagenwerk anzumelden.

Zugleich mit der Einsendung ihrer Unterlagen müssen die Spa-

DIESE WOCHE ▶

DIESE WOCHE

rer angeben, ob sie gemäß dem Vergleich vor dem Bundesgericht in Karlsruhe entweder einen Wagen mit 600 DM Preisnachlaß wünschen, oder ob sie sich mit 100 DM in bar abfinden lassen wollen. Diese Regelung gilt für Sparer, die seinerzeit den vollen Kaufbetrag angespart hatten. Die Entschädigung für geringere Sparsummen ist entsprechend kleiner.

Bevor Wolfsburg nicht zum Sammeln aller Sparer geblasen hat, weiß VW-Backsmann nicht, „was auf uns zukommt". Er kann die Zahl der Anspruchsberechtigten nur schätzen. Als das Werk 1952 im Auftrage des Oberlandesgerichtes Celle eine Umfrage durchführen ließ, meldeten sich 135 000 Sparer. (Nach den Archiven der „Deutschen Arbeitsfront" hat es aber 337 000 Sparer gegeben.) Die Celler Richter hatten wissen wollen, um welche Größenordnung es beim Musterprozeß der VW-Sparer Karl Stolz und Rudolf Meichsner kontra VW-Werk ging.

Zwölf Jahre hat Karl Stolz aus Erlinghausen im Sauerland, Gründer des „Hilfsvereins ehem. VW-Sparer e. V." (HEV), gegen Wolfsburg prozessiert. Neun Zwischenurteile wurden in dieser Zeit gesprochen, davon vier in höchster Instanz. Am 14. Oktober 1961 konnte schließlich der zähe Westfale vor dem Bundesgericht in Karlsruhe den Vergleich mit dem Werk erzielen.

Der VW-Prozeß war (wenn auch nicht nach dem Streitwert) die folgenschwerste finanzielle Auseinandersetzung vor einem deutschen Gericht nach dem Kriege. Über die Prozeßkosten hüllen sich beide Teile in strengstes Schweigen; jedoch verlautet aus Karlsruhe, daß allein jeder der beteiligten sechs Rechtsanwälte eine Viertelmillion Mark Honorar bekam.

Volkswagenwerk

Antrag

Macht den VW 600 Mark billiger

Wieviel VW-Sparer Ansprüche anmelden werden und ausreichend belegen können, weiß auch Karl

Stolz nur ungefähr anzugeben. Er spricht von etwa 150 000.

Eine gewisse Klarheit zumindest über die Wünsche der Sparer erhielt VW-Chef Nordhoff durch eine Umfrage, die Stolz sogleich nach dem Karlsruher Vergleich unter den 40 000 Mitgliedern seines Vereins startete: Zwei Drittel wollen einen VW mit Nachlaß, ein Drittel bares Geld. Auf die Frage, ob das Werk zusetze, wenn es einen Wagen mit 600 Mark Nachlaß abgebe, lautete Backsmanns Antwort: „Kein Kommentar."

Wie lange die Aktion „Sparerabwicklung" dauern wird, ist noch unbekannt. Beim Karlsruher Vergleich hat sich das Werk verpflichtet, jeden Monat mindestens 1000 Wagen zu liefern. Das hieße, daß der letzte VW-Sparer erst in annähernd zehn Jahren zu seinem Wagen käme. Sparer Stolz weist jedoch auf eine Zusicherung des Generaldirektors Nordhoff hin, „das Problem in zweieinhalb bis drei Jahren zu erledigen".

Immerhin steht dem Wolfsburger Sparerbetreuer Backsmann ein beachtlicher Papierkrieg vor allem mit jenen Sparern bevor, deren Unterlagen nicht vollständig sind. Allerdings verspricht Backsmann „Großzügigkeit bei der Prüfung". Für Streitigkeiten ist ein Schiedsgericht vorgesehen.

Geplant ist ferner eine „Zentralauskunftsstelle", bei der sich Sparer verlorengegangene Unterlagen beschaffen können. Aber bislang ist nicht geklärt, wer diese Stelle finanzieren soll. Der Zentralstelle will Stolz das Dokumentenmaterial überlassen, das er in zwölf Jahren aus den Archiven zusammengetragen hat.

Den Vereinsmitgliedern steht das Stolz-Material kostenlos zur Verfügung. Nichtvereinsmitglieder müssen auf das HEV-Konto bei der Sparkasse in Niedermarsberg 3 Mark für Auskünfte überweisen. Seit Januar dieses Jahres hat Stolz eine Mitgliedersperre verhängt. Nordhoff soll ihm zugesagt haben, die Vereinsmitglieder bei der „Abwicklung" zu bevorzugen.

Wenn seine Mitglieder ihre Ansprüche angemeldet haben, will Stolz den Verein auflösen und sich einer neuen Aufgabe zuwenden: Jenen Sparern, die mangels Geld keinen Wagen kaufen können und sich mit der Abfindungssumme begnügen wollen, will Stolz Finanzierungsmöglichkeiten erschließen, damit sie in den Genuß des Preisnachlasses gelangen.

Stolz pfiffig: „Nachher können sie den Wagen wieder verkaufen."

STERNE DES MONATS
FEBRUAR

Die erfolgreichsten Filme in der Bundesrepublik und in Westberlin:

1. **„Frühstück bei Tiffany" (USA)**
2. **„Happy-End im September" (USA)**
3. **„Die Fledermaus" (Deutschland)**

Die meistgekauften Schallplatten:

1. **„Weiße Rosen aus Athen" (Nana Mouskouri)**
2. **„Du läßt dich geh'n" (Charles Aznavour)**
3. **„Breakfast at Tiffany's" (Henry Mancini)**

DIESE WOCHE

Vor 82 Jahren:
St. Gotthard-Tunnel

Sieben Jahre und fünf Monate lang waren seit 1872 Deutsche, Schweizer und Italiener von Norden und Süden tief in das gewaltige Bergmassiv des St. Gotthard zwischen Göschenen und Airolo vorgedrungen. Ein Tunnel von fast 15 km Länge sollte dem ständig wachsenden Verkehr zwischen Deutschland und Italien einen neuen und kürzeren Weg bahnen.

Zeitungsberichte vom St. Gotthard erregten die ganze Welt. Man bewunderte die Berechnungen, nach denen sich die beiden Stollen mitten im Berg treffen sollten. Man staunte über den Arbeitsaufwand: 320 000 Bohrlöcher waren in das Gestein getrieben worden, dabei waren 1 650 000 Bohrer verbraucht und mit 460 000 Kilogramm Dynamit dem Fels zu Leibe gegangen worden. Man war erschüttert über die Opfer, die das Unternehmen bereits gefordert hatte: 177 Arbeiter hatten ihr Leben lassen müssen, 403 waren bei Unfällen zu Krüppeln geworden. Der Erbauer des Tunnels selbst, der Schweizer Ingenieur Louis Favre, war im Juli 1879 im glühendheißen Stollen vom Schlag dahingerafft worden.

Im Februar 1880 waren die beiden Stollen nach den Berechnungen der Ingenieure nicht mehr weit voneinander entfernt. Man rechnete täglich mit dem Zusammentreffen der nördlichen und südlichen Kolonnen. Oder sollten die Stollen aneinander vorbeilaufen?

Da stieß am 28. Februar um 18.45 Uhr der Sondebohrer der südlichen Kolonne ins Leere. Steingeröll polterte — in den nördlichen Stollen. Der Arbeiter Celestin Negaraviglia zog den Bohrer zurück, und jubelnd begrüßten die Italiener ihre Kameraden von der Nordseite durch das enge Bohrloch.

Am Sonntag, dem 29. Februar, dem Schalttag des Jahres 1880, rüstete man sich zur feierlichen Durchschlagung der Trennwand. Glockengeläut und Böllerschüsse in Göschenen und Airolo. Unter dem Jubel der Bevölkerung fuhren die Arbeitszüge in den Berg. Von beiden Seiten fraßen sich die Bohrmaschinen mit ohrenbetäubendem Lärm in die nur noch 30 Zentimeter starke Wand.

Die Hitze im engen Stollen betrug über 32 Grad Celsius. Acht Bohrlöcher wurden mit Dynamit gefüllt. Die Arbeiter zogen sich zurück. Um 11.15 Uhr krachten die Sprengladungen. Die Scheidewand fiel. Ein frischer Luftzug durchzog den Berg. Von beiden Seiten eilten Arbeiter und Ingenieure aufeinander zu und fielen sich in die Arme. Die Stollen trafen fast zentimetergenau aufeinander. Die Höhendifferenz betrug 5 Zentimeter und die seitliche Abweichung sogar nur 3 Zentimeter.

Bis zur endgültigen Fertigstellung der 90 km langen St.-Gotthard-Bahn mit insgesamt 80 Tunnels und Galerien und 1234 Brükken und Durchlässen vergingen noch über 2 Jahre harter Arbeit. Am 1. Juni 1882 wurde der Verkehr zwischen Norden und Süden eröffnet.

Fortsetzung von Seite 7

werde es auch in Zukunft nicht immer sein. Wir haben oft miteinander bitter gekämpft, und sehr oft hat er mir – und ich ihm – gesagt, einer muß ausscheiden. Genau dasselbe gilt natürlich auch zwischen der Partei und dem Abgeordneten. Es gibt Fälle, in denen die Partei sagt: Ich will dich nicht mehr. Aber ich wäre sehr froh, wenn das aus einem guten Anlaß auf den Tisch gelegt würde. Dies aber war nach meiner Auffassung ein schlechter Anlaß.

Blumenfeld: Ich möchte auch hierauf antworten. Und zwar, glaube ich, zerfällt das Problem in zwei Teile. Ein Politiker hat im Namen seiner Partei und seiner Fraktionsgemeinschaft zu wirken, und innerhalb dieser Fraktionsgemeinschaft hat auch Gerd Bucerius – und haben andere – innerhalb der CDU jede Möglichkeit, auch abweichende Meinungen, Kritik und Opposition darzulegen und darzustellen.

Bucerius: Wie lange, Erik?

Blumenfeld: Gerd Bucerius hat eben von seinem Sprachrohr gesprochen, das er als Abgeordneter hatte. Wenn dieses Sprachrohr allerdings ständig kritisiert, wie es der STERN getan hat? Denn wegen Auslassungen und Artikeln in der Wochenzeitung DIE ZEIT wäre innerhalb der CDU nie eine solche Kontroverse aufgekommen, und DIE ZEIT ist ja auch kritisch. . Aber der STERN ist eine Illustrierte, wie es ein Journalist bemerkt hat, der Vergnügungsindustrie zugewandt, deren Chefredakteur glaubt – mit Billigung, nehme ich an, des Verlegers –, Politik machen zu können und sich zum Tagesgeschehen ständig zu äußern. Diese Art von Kritik setzt natürlich dem Abgeordneten doch gewisse Grenzen, wenn er in seiner Fraktionsgemeinschaft, in seiner politischen Arbeit weiter verbleiben will. Vor allen Dingen dann, wenn seine Loyalität als Verleger gegenüber seiner Redaktion nicht im gleichen Maße von der Redaktion loyal beantwortet wird. Das scheint mir allerdings hier vorzuliegen.

Bucerius: Keineswegs, keineswegs!

Nannen: Darf ich das, was Sie eben zitiert haben, ausführlich zitieren:

„Technisch gehören die Illustrierten zur Presse, faktisch aber sind sie – der STERN voran – ein besonders rasanter Teil der Vergnügungsindustrie. In keiner andern Illustrierten ist das ‚Ideal' des in Dutzend Betten versierten *‚hot girl'* den jungen Leuten mit so schamloser Eindringlichkeit eingebläut worden wie hier... Getreu nach diesem Rezept ist auch die Reportage ‚Brennt in der Hölle wirklich ein Feuer?' verfertigt worden."

Der Autor dieses Artikels ist der Chefredakteur der Zeitung CHRIST UND WELT, Herr Dr. Giselher Wirsing. Nun hat man in seiner Zeitung ein Archiv, und ich habe mal in unserem Archiv nachgesehen, wer Herr Giselher Wirsing ist. Dieser Giselher Wirsing ist im Jahre 1938 – im gleichen Jahre, in dem Herr Eichmann nach Palästina beordert wurde – von derselben SS-Dienststelle nach Palästina zur Erforschung der Judenfrage geschickt worden. Und diesen Giselher Wirsing, der in den Personalakten des Reichssicherheits-Hauptamtes als ein williger, fleißiger und außerordentlich wertvoller Mitarbeiter des SD bezeichnet wird, diesen Mann zitieren Sie!

v. Wrangel: Herr Wirsing ist

Der Fall Bucerius

nicht hier, und ich glaube nicht, daß wir hier abschweifen sollten.

Nannen: Ich habe nur Dokumente verlesen!

Blumenfeld: Ich habe das Wort Vergnügungsindustrie auch nur zitiert, weil es mir als Wortspiel gefallen hat, so wie mir auch manchmal Ihre Wortspiele gefallen, Herr Nannen. Aber im Falle des STERN kann man das schon weitgehend aufrechterhalten, wenn man mal von den Versuchen, politisch zu wirken, im STERN absieht.

Prof. Kogon: Aber es gibt doch eine ganze Reihe von Illustrierten, die tatsächlich diese politische Absicht, eine sozialkritische Absicht haben. Wie sie sie erfüllen, ist ein zweites Problem, über das man wieder reden kann. Ich möchte den Illustrierten das Recht *nicht* abstreiten, sozialkritisch tätig zu sein. Sie können durch ihre Reportagen unter Umständen viel erreichen. Ein Problem ist wirklich aber, ob wegen eines Einzelfalles oder wegen einer ganzen Linie des STERN sein Verleger, wie Sie es vorhin sagten, nicht in der Partei bleiben kann. Herr Bucerius, eigentlich hätten Sie, wenn Sie das Prinzip akzeptieren würden, das Herr Blumenfeld aufgestellt hat, eigentlich hätten Sie dann den STERN aufgeben müssen und in der Partei bleiben.

Bucerius: Ja, sicher.

Nannen: Wir sind ja grundsätzlich gar nicht so verschiedener Meinung. Ich bin weder ein Kommunist noch ein Sozialdemokrat – es tut mir leid: Persönlich stimme ich mit dem, was Bucerius politisch getan hat, weitestgehend überein. Ich bin nur in vielen einzelnen Dingen anderer Meinung. Und so, wie sich ein Verleger den Chefredakteur sucht, so sucht sich der Chefredakteur den Verleger. Es wäre doch grauenvoll, wenn wir immer nur derselben Meinung sein würden. Und wir haben diese Auseinandersetzung, die wir auch untereinander immer gehabt haben, als fruchtbar empfunden. Ich meine, das müßte auch in einer Partei gelten. Natürlich ist eine Partei ein Gremium von Menschen, die im Grundsatz gleicher Meinung sind – im *Grundsatz*. Aber es wäre schrecklich, wenn sie in allen *Einzelheiten* einer Meinung wären.

Prof. Kogon: Ich habe das anders aufgefaßt, was Herr Blumenfeld sagte – daß zum Beispiel ein Pazifistenverein keinen Waffenfabrikanten in seine Reihen aufnimmt. Die Frage wäre also: Ist die Funktion des STERN so vergleichbar, ist das so übel, was er ist, was er darstellt, was er schreibt, daß Herr Bucerius als Führungsmitglied, als Mitglied der CDU und als Abgeordneter ihn nicht behalten darf. Offensichtlich ist Herr Bucerius anderer Ansicht. Herr Dr. Bucerius, Sie glauben doch, so habe ich es verstanden, daß das nur ein Aufhänger war, dieser Artikel. Daß die Verärgerung Ihrer Partei über Sie...

Bucerius: Daran scheint mir überhaupt kein Zweifel zu sein. In meiner Austrittserklärung steht ausdrücklich, daß ich nicht in der Lage bin, meine politische Auffassung zu ändern. Auch ein noch so schweres Zerwürfnis kann meine grundsätzliche Meinung nicht umdrehen. Hier aber ist auf der anderen Seite etwas eingetreten, was ich als sehr bedauerlich, als einen Mangel an Toleranz empfunden habe. Es ist ja nicht der Artikel, sondern es ist die Vorgeschichte. Es ist die Vorgeschichte natürlich nicht nur in der ZEIT, die etwa seit 1959 sehr kritisch gegenüber Adenauer ist, sondern auch im STERN. Und im STERN wahrscheinlich noch viel mehr als in der ZEIT, weil die Wirkung einer mit 1.6 Millionen vertriebenen Illustrierten natürlich sehr viel größer ist als die einer Zeitung, die sich an die Intellektuellen wendet – auf die man in den politischen Parteien ja nicht so übermäßig viel gibt.

Was ist geschehen in der Vergangenheit? Ich habe mich zu meinem Bedauern gegen den bis 1959 von mir sehr verehrten Bundeskanzler wenden müssen – den Bundeskanzler, dessen Leistung ich auch heute noch zu den größten geschichtlichen Leistungen nicht nur der Bundesrepublik, sondern der deutschen politischen Geschichte überhaupt rechne. Und ich habe zweitens den besonderen Zorn der Fraktion erregt, als ich mich einmal genötigt sah, gewissermaßen mit einem Handstreich einen Mann aus dem Kabinett zu entfernen, der anders nicht entfernt worden wäre, und dessen Entfernung ich nachträglich im Jahre des Eichmann-Prozesses für überaus glücklich für die CDU halte, nämlich des Herrn Oberländer. Sie hätten, Herr von Wrangel, einmal die Wand von Haß sehen müssen, die mir in der Fraktion entgegenschlug, als ich diesen Artikel geschrieben hatte.

v. Wrangel: Aber Sie standen nicht allein, Herr Dr. Bucerius.

Bucerius: Nicht ganz allein. Nachdem ich's gesagt hatte, hat einer es auch draußen im Lande gesagt. Von 270 zwei oder drei, das reicht eben nicht aus, um einem das Herzklopfen zu ersparen. Nun, das habe ich überstanden. Aber irgendwo war dann mal die Grenze erreicht. In dem Artikel im STERN, Sie wissen... das allgemeine Vorurteil gegen die Illustrierten, Herr Kogon, es *ist* ein Vorurteil. Die Leute lesen sie ja gar nicht, die sie kritisieren. Und meine Liebe gehört dem STERN nicht weniger, als sie der ZEIT gehört. Aber als im STERN ein Artikel bestimmte politische Vorgänge kritisch beurteilte, nämlich die Frage des Verhältnisses zwischen Katholiken und Protestanten, als dieser neuralgische Punkt berührt wurde, da ging's mit einem Male los.

Herr von Wrangel, ich bin der Meinung, daß die Protestanten in der CDU durchaus den Katholiken standhalten. Wir haben sehr streitbare und energische Protestanten, die sich die Butter nicht vom Brot nehmen lassen, wenn das die andere Seite mal versucht. Das geschieht natürlich: Organisationen sind immer unfähig, sich selber Grenzen zu setzen, sie versuchen immer über ihre Grenzen hinüberzugehen. Also versucht das auch die Katholische Kirche und die katholische Gruppe in der CDU – selbstverständlich. Dem muß man entgegentreten können.

v. Wrangel: Doch gibt es auch militante Protestanten.

Bucerius: Selbstverständlich, es gibt eben auch das Gegenstück. Darüber muß man aber diskutieren können, Und warum ich zunächst geschwiegen habe? Ich hätte ja gleich sagen können: Nein, ich bin anderer Meinung; vielleicht wäre dann manches anders gelaufen. Ich glaube sogar, daß die CDU es sehr gern gesehen hätte, wenn ich gesagt hätte: Nein, was in dieser Zeitung steht, das gefällt mir nicht. Aber würden Sie das tun? Nein, das würde keiner von uns tun.

Weiter auf der nächsten Seite

Fortsetzung von Seite 141

Besonders nicht in dem Moment, als nun die andere Seite auf uns zumarschierte, auf meine Journalisten zumarschierte in einer Weise, die sich in Deutschland niemand bieten lassen kann. Vergleiche mit dem *Schwarzen Korps*, die Erwähnung des *Schwarzen Korps* im Zusammenhang mit meinem Namen und dem Namen eines von mir verlegten Blattes sind unerträglich. Das hätte auch die CDU berücksichtigen müssen.

Und nun kommt das im Grunde Schreckliche: Der Beschluß wurde mir um 18 Uhr bekannt, um 20 Uhr habe ich Ihr Fernsehen gesehen, die Tagesschau. Im Palais Schaumburg, da kamen sie alle an zur Sitzung des Bundesvorstandes, all die Leute, mit denen ich zwölf Jahre, fünfzehn Jahre in der Sache gemeinsam gekämpft habe, viel mit durchgestanden habe – wir haben's schwer gehabt mit der Opposition der Sozialdemokratie, die ist uns oft ans Leder gegangen; ich habe, glaube ich, das eine oder andere mit in der Sache getan – und da gingen diese Leute hin, und dann bekomme ich einen Beschluß serviert, ohne Anhörung, Journalisten bringen ihn mir, in dem drinsteht: Deine Zeitung hat christliche Empfindungen verletzt, das wird schärfstens mißbilligt. Und die Organisationen, die zu entscheiden haben, nämlich der Landesverband in Hamburg und die CDU-Fraktion in Bonn, werden ersucht, beschleunigt zu einer Entscheidung darüber zu kommen, ob die Veröffentlichung mit der Mitgliedschaft des Verlegers in der CDU und der Fraktion vereinbar sind. Herr von Wrangel, das war doch wohl eine Aufforderung, in einer ganz bestimmten Richtung zu entscheiden.

Blumenfeld: Ich bin Mitglied des Bundesvorstandes, habe aber leider an dieser Sitzung nicht teilnehmen können, weil sie mehrfach verlegt worden ist, und zu dem Termin, an dem sie stattfand, befand ich mich im Ausland.

Bucerius: Mißbilligst du die Erklärung?

Blumenfeld: Ebenso war zu dem Termin ...

Bucerius: Erik, mißbilligst du diese Erklärung?

Blumenfeld: Ich mißbillige nicht die Formulierung, sondern ich finde die Veröffentlichung völlig unnötig, weil inzwischen schon die Klärung des Sachverhalts weit vorangeschritten war. Das hätte eben im Bundesvorstand erläutert werden müssen, und zwar hätte es erläutert werden können durch den Fraktionsvorsitzenden, Herrn von Brentano, der ebenfalls nicht zugegen war. Das ist auch die Meinung sehr weiter Kreise innerhalb der Bundestagsfraktion, daß die Veröffentlichung in diesem Augenblick gar nicht nötig war, weil sie eigentlich offene Türen einrannte, denn Gerd Bucerius hatte in einem

Gespräch mit mir, in seinem Gespräch mit Herrn von Brentano, wie ich mir habe sagen lassen, und auch in internen Schreiben an seine Redaktion den betreffenden Artikel mißbilligt.

Nannen: Wir schreiben uns nicht, wir reden miteinander.

Blumenfeld: Gut, geredet oder geschrieben, das ist ja auch egal. Sie schreiben täglich, deshalb verstehe ich, daß Sie auch gern mal reden wollen, Herr Nannen. Also, ich wiederhole, daß es sich hier darum dreht, für die CDU darum geht...

Bucerius: Nur weil ich den Artikel mißbilligt habe, ist der Beschluß falsch? Oder ist er in sich falsch? Ist der Beschluß an sich richtig?

Blumenfeld: Weil du selber überhaupt keine Stellung bezogen hast, obwohl die CDU durch mich und durch die Bundestagsfraktion wochenlang gebeten hat, eine Erklärung des Verlegers und des Fraktionskollegen zu dem beanstandeten Artikel...

Bucerius: Also, solange ich diesen Artikel nicht mißbillige, ist diese Erklärung hier richtig?

Blumenfeld: Wenn die Erklärung des Verlegers und Politikers Bucerius darauf hinausläuft, daß er sagt, ich stelle mich hinter diesen Artikel, dann allerdings würde eine Situation entstanden sein, sowohl in der Fraktion wie im Landesverband Hamburg, die eine Erörterung und Beschlußfassung im Sinne der Erklärung des Bundesvorstandes nach sich gezogen hätte. Wenn aber die Mißbilligung dieses Artikels, den ich nochmals als außerordentlich maßlos, schnodderig und in seinen Angriffen höchst widerwärtig empfinde...

Bucerius: Das Wort weise ich zurück, Erik

Blumenfeld: Er ist es; er ist es in den Teilen, auf die es ankommt. Ich habe ihn gelesen, und ich habe ihn mehrfach gelesen. Ich habe mir sogar sagen lassen, daß der betreffende jugendliche Redakteur ihn in vier Stunden zusammengeschrieben hat, wie er sich gegenüber einigen Bundestagskollegen von mir geäußert hat.*)

Nannen: Man hätte sachlich darauf Einwendungen erheben können.

Blumenfeld: Man kann nicht sachlich auf etwas Einwendungen erheben, das wirklich die Axt an die Grundlagen unserer...

Bucerius: Aha, da sind wir!

Blumenfeld: Nicht wahr, das muß einmal ganz klar auseinander...

Bucerius: Da sind wir!

Nannen: Das Tabu!

Blumenfeld: Das Tabu. Herr Nannen, ich habe Ihnen schon einmal in einem Gespräch gesagt, daß Sie sich mit der Veröffentlichung dieses Artikels an etwas versündigten, nämlich an der Zusammenarbeit von Christen beider Konfessionen, auf die unser Staat, die Bundesrepublik, sich seit 1949 gegründet hat und dem auch Sie Ihre Meinungs- und Pressefreiheit und Ihre wirtschaftlichen Erfolge zu verdanken haben.

Nannen: Ich gehöre ja nicht zur Presse, wie Sie sagten, Herr Blumenfeld, sondern ich gehöre zur Vergnügungsindustrie, aber ich bin durchaus Ihrer Meinung! Ich bin der Meinung, daß man über die Zusammenarbeit, die damals mit dem Katholiken Adenauer und mit dem Protestanten Ehlers begonnen hat und die eine Spaltung überwunden hat, die lange, lange Jahrhunderte in der deutschen Geschichte Unglück gebracht hatte — daß man darüber miteinander sprechen kann. Je souveräner, je weniger von Tabus eingeengt...

Blumenfeld: Aber wir sprechen ja darüber. Nur müssen wir uns verbitten, in dieser maßlosen und schnoddrigen Form von einem jungen Redakteur... Ich will noch weitergehen und feststellen, daß dieser Artikel erschienen ist, ohne daß irgendein Verantwortlicher ihn vorher durchgelesen hat.

Bucerius: Das gibt's doch überhaupt nicht. Das gibt's gar nicht.

v. Wrangel: Ich glaube, Herr Professor Kogon, Sie hatten noch eine Frage.

Prof. Kogon: Nein, ich wollte nur eben wieder zurück auf den Kern der Frage...

Bucerius: Die Sünde! Erik, du hast es gesagt: Es ist eine Sünde; wir haben — Herr Nannen hat sich versündigt. Und genau darin liegt es. Er hat an einen sehr schwierigen, neuralgischen Punkt gerührt. Er hat eine Frage aufgeworfen und sie beantwortet — anders, als ich sie beantwortet hätte. Und ihr nennt das eine Sünde. Hier steht's. Hier steht's.

Blumenfeld: Wir haben es mißbilligt.

Bucerius: Ihr habt einstimmig gesagt: Diese Kritik ist eine Verletzung christlicher Empfindungen. Erik, hier steht es im Beschluß des Parteivorstandes der CDU. Hier wird nicht ein junger, schnoddriger, ungeeigneter, flüchtiger Redakteur gerügt, weil er eine schwierige politische Frage fehlerhaft behandelt hat, sondern hier wird gesagt, er habe christliche Empfindungen verletzt. Erik, ihr habt das Recht, eure politische Überzeugung zu vertreten, aber ihr habt nicht das Recht, diese politischen Überzeugungen dadurch zu vertreten, daß ihr die Behauptung aufstellt, christliche Empfindungen seien verletzt, daß ihr also gewissermaßen den Glauben zum Vorspann für die Politik macht. Genau das ist der Grund, weshalb ich so maßlosen Anstoß an dieser Erklärung genommen habe, und, Erik, ich hoffe, genau das ist der Grund, weshalb du auch bei dieser Erklärung ein solches Mißbehagen empfindest.

Blumenfeld: Darf ich feststellen, daß diese Erklärung nicht wörtlich übereinstimmt mit dem stenographischen Protokoll, das ich mir habe geben lassen über die Bundesvorstandssitzung. Da ist von dem Wort der christlichen Empfindungen bei der Abstimmung nicht die Rede. Aber die Frage an den Verleger und Politiker und Parteifreund ist die gewesen: Ist der Politiker und Abgeordnete Gerd Bucerius mit diesem Artikel einverstanden, oder setzt er sich von diesem ab? Diese Antwort konnte und mußte die CDU verlangen. Und sie ist nicht gegeben worden aus den Gründen, die ich vorhin erläutert habe...

Bucerius: Diese Frage ist nicht gestellt worden!

Blumenfeld: Du hast dich dieser Frage entzogen, weil du dein Mandat niedergelegt hast und deinen Austritt erklärt hast, was wir alle sehr bedauern, und dieses Bedauern ist auch gestern in einer Vorstandssitzung des Landesverbandes Hamburg ausdrücklich noch einmal vermerkt worden.

Bucerius: Dann bin ich also einem Fehler im Protokoll zum Opfer gefallen?

Blumenfeld: Einem impulsiven Entschluß, möchte ich sagen...

v. Wrangel: Das Problem erschöpfend behandeln konnten wir nicht. Es ist ein Problem, das auch für andere Parteien eine gewisse exemplarische Bedeutung haben kann — und damit möchte ich schließen.

Funkansager: Nun, meine Damen und Herren, nach diesem Gespräch, von dem wir hoffen, daß es zur Klärung des Falles Bucerius beigetragen hat, noch ein ganz kurzes Nachwort: Ich glaube, man muß es bedauern, wenn eine Partei, eine demokratische Partei — Namen und Zahlen spielen hierbei gar keine Rolle —, wenn sich eine Partei nicht in der Lage sieht, unabhängig handelnde und selbständig denkende Persönlichkeiten an ihren Zielen und Aufgaben mitarbeiten zu lassen. Köpfe dieser Art stehen jeder Partei wohl an, ja, sie sind eine Zierde der Demokratie.

*) Wir werden unserem „jugendlichen Redakteur" — Jürgen von Kornatzki ist 34 Jahre alt und seit 14 Jahren Journalist — in der nächsten Nummer Gelegenheit zu einer abschließenden Stellungnahme geben. — Red.

leute machen geschichten

Marilyn Monroe, 33, **prominentes Mitglied des Schaugeschäfts, gönnte 1955 in London einem respektvoll eingeknickten Autogrammjäger einen Federstrich. Der junge Mann, der sich von der Handschrift der Diva beglücken ließ, hieß Tony Armstrong-Jones. MM drehte damals in der englischen Hauptstadt mit Laurence Olivier den Film „Der schlafende Prinz". Sie konnte nicht ahnen, daß in dem Bittsteller auch eine Art „Prinz" schlummerte, der sich eines Tages zum Lord Snowdon mausern und in dieser Eigenschaft Gagen kassieren würde, die annähernd Filmstarformat haben.**

Barbara Beitz, 23, Medizin studierende Tochter des Krupp-Generalbevollmächtigten, suchte und fand Mittel zur Aufbesserung ihres Taschengeldes. Sie verdingte sich als Sekretärin der internationalen Jury bei den Oberhausener Kurzfilmtagen.

Walter Scheel, 42, Entwicklungsminister, residiert in einer Baracke im Hof des Bundesfinanzministeriums zu Bonn, die er demnächst nur ungern mit einem frei gemachten Flügel der US-Botschaft in Mehlem vertauschen wird. Es stellte sich heraus, daß farbige Politiker ihre Ersuchen um Entwicklungshilfe herabschraubten, wenn sie – über Wasserpfützen springend – die schlichte Residenz des geldverteilenden deutschen Massa erreichten.

Willy Brandt, 48, Stadthalter, gibt einen Empfang für die in Berlin versammelten Mitglieder des deutschen Schuh-Instituts. Motto der Tagung: „Welchen Schuh ziehen wir uns an?"

Jack Claxton, 60, in Plymouth verblichener Offizier der britischen Handelsmarine, bemühte seine Verwandten vergebens zur Einäscherung. Mr. Claxtons Leiche war am Vortage versehentlich beerdigt worden. Jetzt mußte das Londoner Innenministerium um Exhumierungs-Lizenz bemüht werden.

John Thomas, 26, blinder Angestellter des Londoner Fernmeldeamtes, wird von seinem Schäferhund Simon zur Arbeit geleitet. Eine Routineuntersuchung ergab, daß der Hund seit mindestens zwei Jahren ebenfalls blind ist. Durch eine Operation konnte dem Tier jetzt ein Teil des Sehvermögens zurückgegeben werden.

Victor Charles Jones, 56, seit 16 Jahren Rektor der Volksschule von Bramshott Hampshire, fiel einem Trick des Dorfpolizisten zum Opfer. Weil in der Schule laufend Geld verschwand, färbte ein Lehrer auf Anraten des Dorfwachtmeisters eine 5-Pfund-Note mit grünem Farbstoff. Bei der polizeilichen Untersuchung mußten 100 Schüler und das Lehrerkollegium ihre Hände vorweisen. Grüne Finger aber hatte nur der Rektor. Die gestohlene Banknote fand sich in seiner Tasche.

Manfred Rottner, Hauptmann der Bundeswehr, wurde vom Amtsgericht Bogen in Bayern wegen Wilderei und unerlaubter Waffenführung zu sieben Monaten Gefängnis mit Bewährung verurteilt. In der Pause vor der Urteilsverkündung versetzte der erboste Offizier einer Pressefotografin einen Fußtritt.

Johann Sommer, 35, Staatsanwalt im niederbayerischen Landshut, praktizierte auf der Autobahn zwischen Augsburg und Ulm ein unkorrektes Überholmanöver, ohne zu ahnen, daß ihm ein Polizeifahrzeug folgte. Als die Beamten ihn anschließend stellten und ihm eine gebührenpflichtige Verwarnung über fünf Mark aufbrummen wollten, lehnte der rechtskundige Sommer die Zahlung ab. Gegen einen ihm später zugeschickten Strafbefehl legte er Einspruch ein. Resultat: Das Amtsgericht Günzburg verurteilte in mündlicher Verhandlung den Staatsanwalt zu einer Geldstrafe von 30 Mark, zu denen noch die Gerichtskosten einschließlich der Gebühren für einen Sachverständigen kommen.

Die Gallos, drei Brüder und Gangster aus Brooklyn, posierten als freundliche Babysitter, nachdem es ihnen unter Lebensgefahr gelungen war, sechs Kinder aus einem brennenden Haus zu retten. Die Gallos gelten als rüde Erpresser.

Wolfgang Mischnick, 40, freidemokratischer Bundesvertriebenenminister, mußte den Bonner Prominenten-Skatpreis, den er 1961 erspielt hatte, jüngst an den Journalisten Carl Schopen weitergeben. Dafür handelte sich Mischnick beim zweiten Preisskat-Turnier den Sonderpreis für den „schlechtesten Bundesminister" ein. Schlechtester Spieler überhaupt (Preis: ein Schlußlicht an einer Kette) wurde FDP-Abgeordneter Rudolf Opitz.

Don Agostino Costa, Seelenhirt eines kleinen Dorfes in der Nähe von Alba (Italien), wurde zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. Der Pfarrer hatte zu einem jungen Mädchen aus San Bovo ein Verhältnis mit der Drohung aufrechterhalten, ihre sittlichen Verfehlungen der Öffentlichkeit preiszugeben. Der Staatsanwalt variierte das Evangelium: „Es gibt Wölfe in Engelsgewändern. Und Don Costa ist ein Wolf".

Sreta Jovanovic, 27, Schwindler aus Belgrad, wurde mit seiner Mutter inhaftiert. Die beiden tauchten in weiße Bettlaken gehüllt als „Jesus und Mutter Maria" in kleinen jugoslawischen Bauerndörfern auf, erzeugten mit einer alten Gießkanne die „göttliche Baßstimme" und prellten Hilfesuchende. Ihre Beute bestand aus zwanzig Kilo Schweineschmalz, mehreren Bettbezügen, 200 Kilo Weizen und 300 Kilo Roggen.

Heinrich Goertz, 50, Autor des Schauspiels „Der Dachboden", erlitt in Bochum die Uraufführung seines Stücks über Probleme der verkannten Jugend. Als im Schlußakt eine Freundin des sterbenden jugendlichen Akteurs auf der Bühne ausrief: „Wir müssen die Eltern benachrichtigen", schrie jemand aus dem Parkett: „Den Autor auch, das Stück wird gleich mitbegraben."

Heinz von Resopalien, Faschingsprinz von Bayreuth, wurde wegen Trunkenheit am Steuer (2,17 Promille) zu drei Wochen Gefängnis mit Bewährungsfrist und zu acht Monaten Führerscheinentzug verurteilt. Seine Tollität entschuldigte sich vor Gericht mit der Bemerkung, es sei für ihn neu gewesen, daß ein Faschingsprinz viel trinken müsse.

Victoria Lee Baker, 29, Sekretärin von Prinz Philip, begleitet ihren Arbeitgeber auf seinem ausgedehnten Südamerikatrip. Englische Zeitungen sorgen sich über diese Reisebegleitung, nachdem bekannt wurde, daß eine Schwester der Dame als Nackttänzerin im Casino de Paris auftritt.

Paul von Griechenland, 60, Brautvater und Monarch, bat das Parlament um 200 000 Dollar als Mitgift für seine Tochter Sophie, die am 14. Mai Don Juan von Spanien heiraten soll. Die Opposition möchte die Prinzessin mit nur 100 000 Dollar ausstaffieren, da die Hochzeit schon teuer genug sei.

Charles Turner, 67, Fabrikherr in King's Langley bei London, bekam im Dezember ein Sprengstoffpaket ins Haus geschickt. Der Anschlag mißglückte, doch der Fabrikherr grämte sich so sehr über den anonymen Attentäter, daß er Selbstmord verübte. Er hinterließ einen Zettel mit den Worten: „Ich kann diese Spannung nicht mehr ertragen".

Fr 2. März

Über NDR, SFB, Meissner, Kreuzberg/Rhön und Ochsenkopf/Fichtelgebirge
10.00 Nachr., Tagesschau — 10.20 Tusch für Busch — 11.35 Maler und Hunde — 11.50 Das aktuelle Magazin

Deutsches Fernsehen:
15.45 Deutsche Alpine Ski-Meisterschaften
Riesenslalom der Damen und Herren
Sprecher: Harry Valerien
Aufzeichn. aus Hindelang

Hamburg: Jugendstunde
17.00 Auf den Spuren des Minotaurus
Filmbericht über Kreta
Musik: Conny Caup

17.10 Peru — Menschen in den Anden

17.25 Das stumme Schauspiel
Pantomime von Margot Höpfner

18.10 Programmvorschau

Bayerischer Rdf.: 18.30 Nachr. — 18.35 Funkstreife Isar 12 — 19.05 Die Viertelstunde — 19.25 Münchner Abendschau
Berlin: 18.20 Progr. — 18.40 Nachr. — 18.45 Der Onkel vom Lande — 19.15 Sandmännchen — 19.25 Berliner Abendschau
Hessischer Rdf.: 18.30 Regen bringt Segen — 19.00 Hessenschau — 19.20 Guten Appetit — 19.30 Gestatten, mein Name ist Cox
NDR und Bremen: 18.20 Progr. — 18.25 Nordschau — 19.25 Unternehmen Kummerkasten
Saarländischer Rdf.: 18.30 Abendschau — 19.10 Chines. Artistenschau — 19.20 Familie Michael in Afrika
Süddeutscher Rdf. und SWF: 18.30 Star-Theater — 19.00 Abendschau — 19.20 Funkstreife Isar 12
WDR: 18.40 Hier und Heute — 19.15 Ein ruhiges Heim

20.00 Tagesschau, Wetter

Stuttgart:
20.20 Komische Geschichten
Von Alan Simpson und Ray Carlton
Der Lift
In dieser 3. Folge hat Georg Thomalla im Lift des Funkhauses einige komische Abenteuer zu bestehen. Der beliebte Film- und Fernsehdarsteller setzt damit die heitere Reihe des Südfunkfernsehens fort, in der er mit viel Situations- und Charakterkomik zeitgenössische Typen verkörpert, hier den kleinen Gernegroß

20.45 Anno 1962
Filmberichte zu den Nachrichten von gestern und morgen

Genf: Eurovision d. SRG
21.30 Europameisterschaften im Eiskunstlauf
Kür der Damen
Sprecher: Heinz Maegerlein

Deutsches Fernsehen:
23.00 Tagesschau (Spätausgabe)

ZWEITES PROGRAMM

Nur für Westdeutschen Rundfunk (Regional):
19.30 Prisma des Westens

Deutsches Fernsehen:
20.00 Tagesschau, Wetter

Köln:
20.20 Peter von Zahn:
Musik der Neuen Welt
Karibischer Karneval
Film von Günther und Lore Geisler

Baden-Baden:
20.50 Madame Pompadour
Operette. Musik von Leo Fall

Nach vielen Jahren haben sich René (links) und sein Dichterfreund Calicot im „Musenstall" wiedergetroffen. Beide wollen hier den Pariser Fasching feiern. Mit der großen Kurtisane, der Pompadour, erlebt René den Zauber einer verliebten Nacht, bis Polizeimeister Maurepas kommt

Marquise v. Pompadour . E. Mayerhofer
Der König .... Fritz Rémond
René .... Peter Minich
Madeleine .... Gaby Fehling
Belotte .... Monika Dahlberg
Joseph Calicot .... Heinz Bennent
Maurepas . Wolfgang Ludwig Hofmann
und andere
Das SWF-Orch. Leitg.: Hilmar Schatz.
Regie: Wilm ten Haaf

Sa 3. März

Über NDR, SFB, Meissner, Kreuzberg/Rhön und Ochsenkopf/Fichtelgebirge
10.00 Nachr. Tagesschau — 10.20 Meine bessere Hälfte — 10.45 Nerven wie Drahtseile — 11.15 Telebilderbuch — 11.45 Aktuelles Magazin

14.00 Deutsche Alpine Ski-Meisterschaften
Slalom der Damen und Herren
Sprecher: Harry Valerien
Aufzeichn. aus Hindelang

15.00 Aus aller Welt — zusammengestellt
Das Telebilderbuch
Sprecher: Rudolf Günter Wagner und Lothar Grützner

15.30 Wyatt Earp greift ein:
Auch Richter kann man hängen
Fernsehfilm

München:
16.00 Samstagnachmittag zu Hause
Ein buntes Allerlei

17.30 Singen und Spielen in der Stub'n
Hans Reinhard Müller führt wieder durch das bunte Magazin-Programm des Bayerischen Rundfunks. Wastl Fanderl wird mit seinen Musikanten im Studio sein und von allerlei Faschingsbräuchen singen und erzählen

18.00 Evangelischer Vespergottesdienst a. d. Münsterkirche i. Heilsbronn

Bayerischer Rdf.: 18.30 Nachr. — 18.35 Der Gelegenheitskauf — 19.05 Die Viertelstunde — 19.25 Münchner Abendschau
Berlin: 18.40 Nachr. — 18.45 Mutter ist die Allerbeste — 19.15 Sandmännchen — 19.25 Berliner Abendschau
Hessischer Rdf.: 18.30 Vater ist der Beste — 19.00 Hessenschau — 19.20 Im Land der Tiere — 19.30 Immer nur lächeln
NDR und Bremen: 18.35 Progr. — 18.45 Nordschau — 19.25 Sag die Wahrheit
Saarländischer Rdf.: 18.30 Abendschau — 19.10 Was ich noch sagen wollte — 19.20 Sie schreiben mit
Süddeutscher Rdf. und SWF: 18.30 Mit Siebenmeilenstiefeln — 19.00 Abendschau — 19.20 Mutter ist die Allerbeste
WDR: 18.40 Hier und Heute — 19.15 Familie Michael in Afrika

20.00 Tagesschau, Wetter

Wien: Prod. d. ORF und WDR
20.20 Sing mit mir - spiel mit mir!
Musikalische Spiel-Show
Mit Lou van Burg. Es spielt das Orch. Johannes Fehring. Regie: Karl Stanzl

21.40 Das Wort zum Sonntag
Oberkirchenrat Dr. Müller, Stuttgart

Genf: Eurov. d. SRG
21.50 Europameisterschaften im Eiskunstlauf
Kür der Tanzpaare
Sprecher: Heinz Maegerlein

23.00 Tagesschau (Spätausgabe)

ZWEITES PROGRAMM

Nur für Westdeutschen Rundfunk (Regional):
19.30 Prisma des Westens

20.00 Tagesschau, Wetter

20.20 Zirkus Ski
in Freiheit vorgeführt
von Carl Borro Schwerta
Zeichnungen: Ernst Hürlimann

20.50 Florence und der Zahnarzt
Lustspiel v. Jean Giltène u. Alex Joffé
Ein seltsamer Fall von Bewußtseinsspaltung: Therese Meyer, die etwas kleinbürgerliche Frau des Zahnarztes Robert Meyer, erleidet einen Unfall. Als sie aus der Bewußtlosigkeit erwacht, hält sie sich für die Primadonna Florence, über deren luxuriöse Opernkarriere sie in ihren Mußestunden einen Roman geschrieben hat . . .

Ganz die Primadonna: Ina Peters als Florence

Robert Meyer .... Helmut Lange
Therese Meyer (Florence) . Ina Peters
Margot .... Erna Sellmer
Chauffeur .... Gernot Duda
1. Polizist .... Charly Müller
Dr. Dupont .... Herbert Bötticher
und andere
Musik: Herm. Thieme. Regie: Rüd. Graf

So 4. März

Über NDR, SFB, Meissner, Kreuzberg/Rhön und Ochsenkopf/Fichtelgebirge
10.00 Nachr., Tagesschau — 10.20 Expedition Paradiesvogel (2)

Köln:
11.00 Sophia. Christl. Universität in Tokio
Von Hanns J. Friedrichs und Olrik Breckoff

Deutsches Fernsehen:
11.30 Wochenspiegel

Köln:
12.00 Internationaler Frühschoppen

12.50 Programmhinweise

Deutsches Fernsehen:
13.10 Magazin der Woche

Stuttgart: Jugendstunde
14.30 Ivanhoe. Treuer Ritter seines Königs

Hamburg:
15.00 Ein kleiner Italiener. Fernsehfilm

Genf: Eurovision d. SRG
15.30 Europameisterschaften im Eiskunstlauf
Schaulaufen der Sieger
Sprecher: Heinz Maegerlein

Anmut und Temperament: Die Holländerin Joan Haanappel kam schon in Davos auf den 3. Platz

Deutsches Fernsehen:
17.30 Deutsche Alpine Ski-Meisterschaften
Abfahrt der Damen und Herren
Sprecher: Harry Valerien
Aufzeichn. aus Hindelang

Hamburg:
19.00 Diesseits und jenseits der Zonengrenze

Deutsches Fernsehen:
19.30 Die Sportschau

20.00 Tagesschau, Wetter

Baden-Baden:
20.15 Flitterwochen
Lustspiel um einen Heiratsschwindel
Von Paul Helwig
Sabine .... Lotte Ledl
Ulla .... Violetta Ferrari
Dr. Erich Stiebel ...... Peter Vogel
Willi .... Hans Dieter Asner
Schwiegermutter ... Annemarie Holtz
Tini .... Angela Pschigode
Nachbar .... Dieter Hufschmidt
Musik: G. Luft. Regie: G. Wildhagen

Köln:
21.45 Eine Stadt feiert
Kölner Karneval aus vier Perspektiven
Filmberichte von Fanz Barrenstein, Don F. Berryman, A. Arnz, G. Hassert

Deutsches Fernsehen:
22.25 Nachrichten

22.35 Internationales Versehrten-Sportfest. Filmbericht

ZWEITES PROGRAMM

Bayerischer Rundfunk (Regional):
19.25 Bayerischer Bilderbogen
Maschkera-Hochzeit

Deutsches Fernsehen:
20.00 Tagesschau, Wetter

Hamburg:
20.15 Panorama
Zeitgeschehen — ferngesehen

Deutsches Fernsehen:
21.00 Auf der Tribüne
Übertr. einer Sportveranstaltung

Mo 5. März

Über NDR, SFB, Meissner, Kreuzberg/Rhön und Ochsenkopf/Fichtelgebirge
10.00 Nachr., Tagesschau — 10.20 Diesseits u. jenseits d. Zonengrenze — 10.50 Sportschau — 11.20 Corky u. d. Zirkus — 11.45 Das aktuelle Magazin

Rosenmontag am Rhein:
12.30 Aus Mainz. **„Sehnse, dess is Määnzerich"**

13.30 Aus Düsseldorf:
„Karneval international"

14.45 Aus Köln:
„Wat et nit all jitt"

Hamburg: Kinderstunde
17.15 Bum im Spielzeugdorf

17.25 Die Abenteuer des kleinen Kaninchens

17.35 Der Knabenchor des dänischen Rundfunks singt, spielt und tanzt

Bayerischer Rdf.: 18.30 Nachr. — 18.35 Musikal. Unterhaltung — 19.05 Die Viertelstunde — 19.25 Münchner Abendschau
Berlin: 18.40 Nachr. — 18.45 Alarm für Dora X — 19.15 Sandmännchen — 19.25 Berliner Abendschau
Hessischer Rdf.: 18.30 Sheriff wider Willen — 19.00 Hessenschau — 19.20 Haben Sie das erwartet? — 19.30 Die großen und die kleinen Hallen
NDR und Bremen: 18.20 Progr. — 18.25 Nordschau — 19.25 Mutter ist die Allerbeste
Saarländischer Rdf.: 18.30 Sportschau — 19.10 Mensch, benimm dich — 19.20 Ausschnitte aus dem Pre-Ma-Bü-Ba
Süddeutscher Rdf. und SWF: 18.30 Siziliana — 19.00 Abendschau — 19.20 Gestatten, mein Name ist Cox
WDR: 18.40 Hier und Heute — 19.15 Musik liegt in der Luft

20.00 Tagesschau, Wetter

20.20 Die Reporter der Windrose
Leitung: Peter von Zahn
Jeunesse dorée
Die Reporter der Windrose lernten die verschiedensten Vertreter der „Jeunesse dorée", einer Gruppe von sorgenlosen jungen Leuten kennen, die ihr Vergnügen suchen, ohne sich viel um die Probleme ihrer Zeit zu kümmern

20.50 Hallo, Dienstmann
Ein Spielfilm mit Paul Hörbiger, Hans Moser, Maria Andergast u. a. Regie: Franz Antel
Für die Beförderung ihres umfangreichen Gepäcks muß Gaby Brandstetter gleich zwei Träger engagieren. In einem erkennt sie ihren alten Bekannten Ferdinand, der seinen Inkognito-Dienstmann in Gabys Wohnung gleich mit der Rolle des Hausburschen vertauschen muß

22.30 Tagesschau (Spätausgabe)

ZWEITES PROGRAMM

Nur für Westd. Rundfunk (Regional):
19.30 Prisma des Westens

20.00 Tagesschau, Wetter

20.20 Königinnen von Frankreich
Von Thornton Wilder
Musik: Eugen Thomas

In seiner Advokatenkanzlei empfängt M. Cahusac (Max Noack) die Thronerbinnen, lauter Königinnen von Frankreich, darunter Marie-Sidonie Cressaux (Isolde Bräuner), eine wohlhabende Lebedame. Es ist nicht nur ein Spiel um die Eitelkeit und Leichtgläubigkeit der Weiber. Thornton Wilder zeichnet eine Welt des Scheins, in der wir hausen, wo die eifrig und mühevoll verfolgten Ziele sich letzten Endes doch nur als Trugbilder erweisen

Frankfurt:
20.55 Faya Lobbi
Impressionen aus Surinam
Hier bekennt der Holländer Herman van der Horst seine Liebe zu einem Land an der Nordküste Südamerikas

Berlin:
21.55 Wir sprechen für die Zone

Di 6. März

Über NDR, SFB, Meissner, Kreuzberg/Rhön und Ochsenkopf/Fichtelgebirge
10.00 Nachr., Tagesschau — 10.20 Die Schaubude — 11.05 Männer, Frauen, Hunde (Thurber) — 11.45 Akt. Magazin

Köln: Jugendstunde
17.00 Ope - Rette sich, wer kann
Eine kaum ernst gemeinte Operette mit dem Schüler-Kabarett „Die Oberrealisten"

17.25 Wir lernen diskutieren
Mit Professor Friedr. Kienecker und Pater Rochus Spiecker

17.50 Der Schatz der 13 Häuser
Der Admiral (Jean Bacque)

Bayerischer Rdf.: 18.30 Nachr. — 18.35 Unternehmen Kummerkasten — 19.05 Die Viertelstunde — 19.25 Münchn. Abendschau
Berlin: 16.30 Meine Frau ist Gold wert — 18.40 Nachr. — 18.45 Mit Siebenmeilenstiefeln — 19.15 Sandmännchen — 19.25 Berliner Abendschau
Hessischer Rdf.: 18.30 Leben des Meeres — 19.00 Hessenschau — 19.20 Sehr zum Wohle — 19.30 Ihr neuer Roman
NDR und Bremen: 18.20 Progr. — 18.25 Nordschau — 19.25 Seinerzeit in unserer Zeit
Saarländischer Rdf.: 18.30 Abendschau — 19.10 Schlagzeilen d. Jahrhunderts — 19.20 Dennis. Geschichte eines Lausbuben
Süddeutscher Rdf. und SWF: 18.30 Täter unbekannt — 19.00 Abendschau — 19.20 Typisch Lucy
WDR: 18.40 Hier und Heute — 19.15 Typisch Lucy

20.00 Tagesschau, Wetter

20.20 Bubusch
Schwank von Gabor v. Vaszary
In der wohlsituierten Bürgerfamilie von Dr. Felix Schneider stiftet ein unmißverständlicher und mehr als zärtlicher Liebesbrief arge Verwirrung. Auch im Freundeskreis der Familie ruft diese Affäre turbulente Verwicklungen hervor

Dr. Felix Schneider . . . . Ernst Stankovski
Liline . . . . Sylvia Lydi
Barbara . . . . . . Helga Anders
Mama . . . . Brigitte Mira
Prof. Stieglitz . E. F. Fürbringer
Paul Kuckurutz . G. Weishappel
Olga . . . . . Marianne Prenzel
Ein guter Freund . Horst Keitel
Rechtsanwalt . . . Helmut Peine
und Liselotte Geyger, Beate Hausdörfer, Lotte Krekel, Anne Schneider
Musik: Kurt Herrlinger
Regie: Erik Ode

21.55 Die blaue Donau
Ballett nach Johann Strauß
Der Husar . Nicholas Polajenko
Straßentänzerin . Duska Sifnios
Die Braut . Tatiana Massine jr.
und das Balletto Europeo
Das Kölner Rundf.-Sinf.-Orch. unter Anatole Fistoulari
Regie: Günther Hassert (Wdhl.)

Deutsches Fernsehen:
22.30 Tagesschau (Spätausgabe)

ZWEITES PROGRAMM

Nur für Westd. Rundfunk (Regional):
19.30 Prisma des Westens

20.00 Tagesschau, Wetter

20.20 Es darf gelacht werden
Grotesken aus der guten, alten Kintoppzeit

21.05 Treffpunkt Palette
Ein Spielfilm mit Alex Nicol, Veronica Hurst, Clifford Evans u. a. Regie: J Gilling

Steve Anderson (links) vermutet, daß mit diesem wertvollen Gemälde etwas nicht stimmt. Der Kurator einer englischen Kunstgalerie, Mr. Harding (John Stuart, rechts), versichert aber, das Bild sei echt. Die junge Künstlerin im Hintergrund (Veronica Hurst), kann nicht verstehen, warum Steve sich in diese mysteriöse Affäre einmischt. Denn es geht hier obendrein um einen Mord . . .

Mi 7. März

Über NDR, SFB, Meissner, Kreuzberg/Rhön und Ochsenkopf/Fichtelgebirge
10.00 Nachr., Tagesschau — 10.20 Das Fernsehgericht tagt — 11.25 Musikalisches Rendezvous — 11.45 Aktuelles Magazin

Bremen:
17.00 Aus dem Bremer Überseemuseum
Hinter den Masken

Köln:
17.30 Magazin für die Frau
Kamera: Eckart Hoffmeyer
Regie: Gerd H. Pelletier

Bayerischer Rdf.: 18.30 Nachr. — 18.35 Die Betrüger — 19.05 Die Viertelstunde — 19.25 Münchner Abendschau
Berlin: 16.30 Familie Michael in Afrika — 18.40 Nachr. — 18.45 Zimmer 827 — 19.15 Sandmännchen — 19.25 Berliner Abendschau
Hessischer Rdf.: 18.30 Geliebte Valentine — 19.00 Hessenschau — 19.20 Schlagerlieblinge — 19.30 Das Diplom
NDR und Bremen: 18.20 Progr. — 18.25 Nordschau — 19.25 Anwalt der Gerechtigkeit
Saarländischer Rdf.: 18.30 Abendschau — 19.10 Rechts oder links? — 19.20 Funkstreife Isar 12
Süddeutscher Rdf. und SWF: 18.30 Mit Musik und Peter Igelhoff — 19.00 Abendschau — 19.20 Sie schreiben mit
WDR: 18.40 Hier und Heute — 19.15 Auf den Hügeln des Frühlings

20.00 Tagesschau, Wetter

Hamburg:
20.20 Sisu. Finnlands Weg zwischen Ost und West
G. Kairat und G. von Uexküll

Köln: Wdhl.
21.05 Jeanne d'Arc auf dem Scheiterhaufen

Das dramatische Oratorium „Jeanne d'Arc auf dem Scheiterhaufen" entstand 1934 in enger Zusammenarbeit mit Paul Claudel, der Honegger zur musikalischen Deutung seiner Dichtung angeregt hat. Foto: Margot Trooger und Hans Baur

Jeanne d'Arc . Margot Trooger
Bruder Dominik . . . Hans Baur
Porcus . . . . Kurt Wehofschitz
Esel . . . . Kurt Zips
Zeremonienmeister . . . . Helmut Hinzelmann
Drei Herolde: Paul Kuen, Rudolf Wünzer, Wolf Petersen
Mutter Weinfaß . Sonja Karzau
Mühlenwind . . . . . Karl Hanft
Schreiber . . . Martin Häusler
Perrot . . . . . Beppo Schwaiger
Zwei Bauern: Erik Jelde, Adolf Ziegler
Priester . . . . . Konrad Georg
Regie: Gustav Rudolf Sellner

Deutsches Fernsehen:
22.25 Tagesschau (Spätausgabe)

ZWEITES PROGRAMM

Nur für Westd. Rundfunk (Regional):
19.30 Prisma des Westens

20.00 Tagesschau, Wetter

Baden-Baden:
20.20 Der verlorene Sohn
Von Serge Prokofieff
Solisten des Balletts der Mailänder Scala
Choreograph: Mario Pistoni
Regie: Serge Leroy
Im Mittelpunkt der zehn Episoden des Balletts steht ein junger Mann, der sein Elternhaus verließ, um in der großen Welt sein Glück zu suchen und dann reumütig heimkehrt

Hamburg:
20.55 Notizen aus Fernost
Von Rolf Eschenbach

21.40 Schönheit zu treuen Händen
Bericht über die Erhaltung und Pflege von Kulturdenkmälern und Naturschutzgebieten in England

Do 8. März

Über NDR, SFB, Meissner, Kreuzberg/Rhön und Ochsenkopf/Fichtelgebirge
10.00 Nachr., Tagesschau — 10.20 Das Fernsehgericht tagt — 11.30 Kleine Geheimnisse d. Kamera — 11.45 Aktuelles Magazin

München: Kinderstunde
17.00 Schnurf, die Igelin
Von Eugen Schuhmacher

17.15 Erzählen, spielen, basteln
mit Erika

17.50 Als ich noch der Waldbauernbub war
Film nach Peter Rosegger

Bayerischer Rdf.: 18.30 Nachr. — 18.35 Auf heiligem Boden — 19.05 Die Viertelstunde — 19.25 Münchner Abendschau
Berlin: 16.30 Im letzten Augenblick — 18.40 Nachr. — 18.45 Musik-Illustrierte — 19.15 Sandmännchen — 19.25 Berliner Abendschau
Hessischer Rdf.: 18.30 Rauhe Berge — 19.00 Hessenschau — 19.20 Achtung, Ampel! — 19.30 Sag die Wahrheit
NDR und Bremen: 18.20 Progr. — 18.25 Nordschau — 19.25 Familie Michael in Afrika
Saarländischer Rdf.: 18.30 Abendschau — 19.10 Zeichentrickfilm — 19.20 Intimes Theater
Süddeutscher Rdf. und SWF: 18.30 Auf Dschungelpfaden — 19.00 Abendschau — 19.20 Sag die Wahrheit
WDR: 18.40 Hier und Heute — 19.15 Gestatten, mein Name ist Cox

20.00 Tagesschau, Wetter

20.20 Gesichter Asiens
Wenn es ein Paradies auf Erden gibt . . .
440 Millionen Inder verschiedenen Glaubens werden eine Nation
Dokumentarbericht von Hans Walter Berg unter Mitarbeit von Carsten Diercks

21.05 Nachsaison
Komödie von Herbert Asmodi
Es geht um die unvermutete Wiederbegegnung von Menschen, die sich jahrzehntelang nicht gesehen haben und denen sich nun plötzlich verblüffende Schicksalsverknüpfungen auf groteske Weise enthüllen. Der Autor überläßt es seinen Zuschauern, ob sie darüber nur lachen wollen oder die Teufelskralle des Spotts verspüren

Adele Schönfeld . V. Degischer
Curtis . . . . Hans Holt
Joseph . . . . . Romuald Pekny
Missionar . . . . . Hubert Mann
Chauffeur . . . . . Peter Brand
Koch . . . . Paul Dättel
Gärtner . . . . . Gerold Wanke
Crescencia . . . . . Helly Servi
Musik: Gustav Zelibor
Regie: Rainer Wolffhardt

Deutsches Fernsehen:
22.45 Tagesschau (Spätausgabe)

ZWEITES PROGRAMM

Nur für Westd. Rundfunk (Regional):
19.30 Prisma des Westens

20.00 Tagesschau, Wetter

München:
20.20 Hinter den Kulissen einer Premiere
Filmbericht über die „Rosenkavalier"-Neuinszenierung der Bayerischen Staatsoper
Manuskript u. Regie: Wolf Seidl

21.10 Les Frères Jacques
40 Minuten französische Unterhaltung

Esprit und Musikalität aus Frankreich bringt der Bayerische Rundfunk in der Sendung mit André und George Bellec, Paul Touronne und François Soubeyran, die sich die „Frères Jacques" nennen

21.50 Kleines Spiel
Die Geschichte eines Kopfes (Monsieur Tête)
Zeichentrickfilm von Jan Lenica und Henri Gruel unter Mitwirkung von Eugène Ionesco

Hamburg:
22.15 Mit anderen Augen
Pastor Dr. Hans-Eberhard Pries

Änderungen vorbehalten

Sieh fern mit Stern

HOLLAND Kanäle 4–7, 10

Fr., 2. März 20.00 Tagesschau, Wetter — 20.20 **Buntes Programm** — 20.50 Achtung. Akt. Sdg. — 21.30 Genf: Europameistersch. im Eiskunstlaufen
Sa., 3. März 15.00 Film — 17.00 Für Kinder — 19.30 Für die Jugend — 20.00 Tagesschau, Wetter — 20.20 Vor der Eröffnung — 20.30 Film — 21.00 **Buntes Programm** — 21.45 Genf: Europameistersch. im Eiskunstlaufen — 23.00 Alte Filme
So., 4. März Vorm. Hochmesse aus Horst — 19.30 Wochenschau — 20.00 Sport im Bild — 20.30 **Charleys Tante.** Fernsehspiel — 21.50 Das „Kunstmaandorkest" spielt — 22.25 Nachwort
Mo., 5. März 20.00 Tagesschau, Wetter — 20.20 Aktuelles — 20.30 Papa hat recht — 20.55 „Struif". Einakter — 21.15 **Alone no more.** Film — 21.40 Forum
Di., 6. März 19.30 Intern. Landw.-Magazin — 20.00 Tagesschau — 20.20 Polit. Plauderei — 20.30 **Film**
Mi., 7. März 17.00 Für Kinder — Der Fernseher — 17.45 Jugendsendung — 20.00 Tagesschau, Wetter — 20.20 Televisier — Sport — 21.00 **Ton van Duinhoven.** Cabaret — 21.40 Meine Schwester Eileen, Film — 22.10 Der Kreis. Literar. Programm
Do., 8. März 20.00 Tagesschau — 20.20 Memo, Aktuelles — 20.30 Filmchronik — 20.55 **Adventurous Story.** Fernsehspiel — 22.30 Gemeinschaftsgesang

LUXEMBURG Kanal 7

Fr., 2. März 19.00 Progr. — Max Lynder — Magazin d. Frau — Roman der Wissenschaft — 19.57 Wetter, Tagesschau — 20.30 **Rendezvous in Luxemburg** — 21.15 Catch — 21.35 Composez 999 (Krim. Film) — 22.00 Nachrichten
Sa., 3. März 17.00 Progr. — Tal der verlorenen Menschen (Für alle) — 18.30 Gefährl. Bestimmung — Sport — König Fußball — 19.57 Wetter, Tagesschau — 20.30 Außergewöhnl. Geschichten — 20.55 Pariser Cabarets — 21.25 **L'Assasinat du Père Noel.** Film (Für alle) — 22.50 Nachrichten
So., 4. März 17.00 Progr. — Tal der verlorenen Menschen (2) — 18.30 Kuriose Tiergeschichten — 19.00 Fasching — 19.25 Sport — 19.57 Wetter,Tagesschau — 20.15 Hier Interpol — 20.45 **Femmes d'un Eté** (Nur f. Erw.) Mit Marc. Mastroianni u. Mich. Morgan
Mo., 5. März 19.00 Progr. — Die Wikinger — Magazin d. Frau — Sport — 19.57 Wetter, Tagesschau — 20.30 Große Musiker — 20.55 **Großes aktuelles Magazin** — 22.20 Nachrichten
Di., 6. März 19.00 Progr. — Große Reisen — Magazin der Frau — 19.25 Lancelot — 19.57 Wetter, Tagesschau — 20.30 **Papa hat recht** — 21.00 Kino-Echo — 21.30 Catch — 21.50 Zeitchronik — (Commonwealth) — 22.20 Nachrichten
Mi., 7. März 19.00 Progr. — Kulin. Sdg. — Magazin d. Frau — 19.25 Strömung — 19.57 Wetter, Tagesschau — 20.30 Stars nach Ihrer Wahl — 21.15 **La bonne Combine.** Lustspiel m. Burt Lancaster u. Dorothy McGuire (Nur f. Erw.) — 22.35 Nachrichten
Do., 8. März 17.00 Progr. — Für Schulschwänzer — 19.08 Für Mütter — Fury — Rezept des Chef Norbert — 19.57 Wetter, Tagesschau — 20.30 Kleine Kirmes der Lieder — 20.55 **Auf Befehl des Zaren.** Mit Colette Marchand (Nur f. Erw.) — 22.25 Nachr.

ÖSTERREICH Kanäle 2, 4–8, 10

Fr., 2. März 19.30 Für Sie notiert — Streiflichter — 20.00 Zeit im Bild — 20.30 Vater ist der Beste — 20.55 **Sommerabend an der Riviera** — 21.30 Genf: Europameistersch. im Eiskunstlauf — 23.00 Zeit im Bild
Sa., 3. März 19.00 Für Sie notiert — Was sieht man Neues? — 20.00 Zeit im Bild — 20.20 **Sing mit mir — spiel mit mir.** Mit Lou van Burg — 21.50 Genf: Europameistersch. im Eiskunstlauf
So., 4. März 15.30 Genf: Europameistersch. im Eiskunstlauf — 17.30 Schmökerecke — Mammat erzählt (Helm. Knorr) — 18.30 Im Scheinwerferlicht — Es wird Sie sicher interessieren — 19.30 Zeit im Bild — 20.15 SWF: **Flitterwochen** — 21.45 Zeit im Bild
Mo., 5. März 19.30 Für Sie notiert — Beim Blumendoktor — 20.00 Zeit im Bild — 20.30 **Paganini** (Lehar) — 22.30 Zeit im Bild
Di., 6. März 19.30 Für Sie notiert — Fernsehküche: Wällischer Salat — 20.00 Zeit im Bild — 20.20 WDR: **Bubusch** — 21.50 Zeit im Bild
Mi., 7. März 17.00 Wir blättern im Bilderbuch — Fury — 19.30 Für Sie notiert — Streiflichter — 20.00 Zeit im Bild — 20.30 Wien—München — 21.00 Theater in der Josefstadt: **Alle meine Söhne** (Arthur Miller) — 23.00 Zeit im Bild
Do., 8. März 19.30 Für Sie notiert — Sport — 20.00 Zeit im Bild — 20.30 Ihr Auftritt, bitte — 21.15 **Wien, wie es werden soll** (Prof. Roland Rainer) — 22.15 Zeit im Bild

SCHWEIZ Kanäle 2, 3, 7, 10

Fr., 2. März 20.00 Tagesschau — 20.15 Die Genfer Konventionen — 20.55 **Aller Anfang ist leicht** — 21.30 Genf: Europameisterschaften im Eiskunstlaufen: Eistanz — 23.00 Nachr.
Sa., 3. März 17.00 Röllibutzen u. Narrenzünfte — 17.20 Komm und sieh die Welt — 17.50 Jazz am Samstagnachm. — 20.00 Tagesschau — 20.15 Wort z. Sonntag f. d. ref. Kirche — 20.20 **Tele-Muggedätscher** — 21.05 Film — 21.30 Genf: Europameisterschaften (Eistanz)
So., 4. März 15.00 Genf: Europameisterschaften: Schaulaufen der Sieger — 17.30 Für Stadt und Land — 18.00 Von Woche zu Woche 18.30 Sport — 19.30 Tagesschau — 20.00 Filmbriefe aus Asien — 20.25 **Gott braucht Menschen** — 21.55 Nachr., Sport
Mo., 5. März 14.45 Luzerner Fastnacht — 20.00 Tagesschau — 20.20 **Große Monologe** (Drei Einakter) — 21.30 Luzerner Fastnacht
Di., 6. März Keine Sendung
Mi., 7. März 20.00 Tagesschau — 20.15 Session im Bundeshaus — 20.20 Unser Wald — 21.00 **Ein Mann aus Kansas** — 21.50 Le Portefeuille (Für Freunde d. franz. Sprache) — 22.15 Nachr.
Do., 8. März 17.30 Jugendsdg.: Mondbeben — Gesucht: Bunte Steine! — 20.00 Tagesschau — 20.15 Session im Bundeshaus — 20.20 **Der Mann, der sich selbst verlor** — 21.50 Nachr.